Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Miniaturen.

Miniaturen.

Fünf Novellen

von

Wolfgang Kirchbach.

Stuttgart 1892.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Das Rätsel.

An einem klaren, kalten Winternachmittage tummelte sich auf dem festgefrorenen Parkteiche einer mitteldeutschen Residenzstadt eine fröhliche Männer- und Frauenwelt. Ein sanftes Wogen der dahineilenden Schlittschuhläuferinnen zu den Klängen eines Orchesters am Ufer, ein rhythmisches Bewegen der Männer ging über die glitzernde Eisfläche. Die Sonne schien strahlend vom lichten Himmel in das bunte Treiben hinein, daß die Farben der Kleider von Mädchen und Frauen hell aufleuchteten, wenn diese durch den goldenen Sonnenstrahl hindurcheilten; die Eisen der Schlittschuhe blitzten an den zarten Frauenfüßen, die Wangen der Schönen glühten frisch errötet von winterlicher Gesundheit und kräftiger Lebensfreude. Es war trotz des Sonnenscheins kalt genug, daß der Schnee nicht schmolz, der in dichten Lagen die Laubwaldungen des umgebenden Parkes bedeckte und die Kastanien mit herabhängendem Schneeschleier überlastete. Ein Gefühl stiller Behaglichkeit waltete über allem; wie ein heiterer Traum schwebte mit wallenden Schleiern und wogenden Röcken, sanft gewiegt auf den eigenen Füßen, die lieb-

liche Mädchenschar vorüber, daß ein leises Schleifen und Rauschen von der Teichfläche an die Ohren der Zuschauer am Ufer klang.

Während viele Paare und breite, verschlungene Reihen von Offizieren und Damen gesellig und scherzend über die Eisbahn eilten, sah man, gänzlich vereinsamt im bunten Getümmel, eine feine Frauengestalt dahingleiten. Sie schien von nichts erfüllt zu sein, als von der Rhythmik und dem zarten Schwung ihrer eigenen Bewegungen. Still und sicher blickte sie unter einem silberhellen Schleier vor sich hin, die Hände mit gelassener Ruhe in dem kleinen Muff verborgen, den sie über dem Schoße hielt. Aschblonde, leichte Locken quollen unter ihrem Federhute vor; wie im harmlosesten Tanze schwang sie sich in großen, sicheren Bogen dahin, während die Falten ihres Kleides mit einer angenehmen, schönen Ruhe schwankend ihre Bewegungen nachzeichneten. Sie wendete sich mit graziöser Selbstgewißheit nach rückwärts und strich pfeilschnell in einer Spirale um einen Mittelpunkt, sie schritt nach der anderen Seite aus und drehte sich, als tanze sie eine Quadrille, sicher um sich selbst; sie neigte nur leise lächelnd das feine Gesicht über ihrem Nacken, während der Rocksaum um ihre Knöchel schlug. So schien sie in reizender Selbstzufriedenheit nur mit sich selbst und der stillen Schönheit ihres Eistanzes beschäftigt. Bald tauchte sie hier auf, bald da; man sah ihren Silberschleier bald drüben flattern, bald diesseits, und die blaue Seide ihres Kleides schillerte dann lockend durch die goldigen Sonnenstrahlen. Gleich einer Libelle über dem Gewässer schien sie zu halten und leise über einer Stelle zu tanzen,

bis sie nach Libellenart pfeilschnell in graziösem Bogen über den Teich glitt, um dort ein Weilchen zu verweilen und sich um sich selbst oder irgend einen freundlichen Gedanken, der sie zu bewegen schien, rhythmisch zu schwingen.

Man nannte sie auch, wegen ihres blau schillernden Kleides, die Libelle, obwohl niemand von den regelmäßigen Besuchern des Eisplatzes sie kannte und näheres von ihr zu sagen wußte. Sie fehle fast keinen Tag auf der Eisbahn, erzählte ein Lieutenant seiner Dame, als sie eben an dieser vorübergekommen war, sei auch immer allein und ohne Begleitung. Man habe sie mehrmals höflich angesprochen und zu gemeinsamem Fahren eingeladen, aber sie habe das stets lächelnd und bestimmt genug abgelehnt. Sie sei ein schönes Rätsel und wolle wohl auch als solches gelten, und wenn sie thatsächlich eine verzauberte Libelle wäre, so lägen nicht viel Gründe vor, um das irgendwie zweifelhaft zu machen.

Wer die einsame Schöne indes länger mit seinen Blicken verfolgte, konnte bemerken, daß seit einiger Zeit ein junger, kräftiger Mann in ihren Spuren eilte. Um kein Aufsehen zu erregen, fuhr er wohl auch gelegentlich in entgegengesetzter Richtung von ihr fort, aber nur, um sie, wo das Gedränge der Läufer sich lichtete, desto plötzlicher und näher zu umkreisen. Sie schien es anfangs nicht zu bemerken; nur zeitweilig blickte sie unter dem Schleier ein wenig seitwärts, um nicht ohne eine gewisse sinnige Zufriedenheit zu sehen, daß er ein vorzüglicher Schlittschuhläufer war. Die Kühnheit und männliche Anmut seiner kräftigen und geschmeidigen Bewegungen entging ihr

nicht. Da er nur kurze Beinkleider trug, die bis an die Knie reichten, schwarze Eisstrümpfe und eine kurze Jacke, so konnte man das volle Muskelspiel seines energischen Wuchses bei jeder Wendung und Drehung verfolgen. Wie aus Erz gegossen schien diese Gestalt, und doch war eine schöne und leichte Gefälligkeit in ihrer Haltung. Er wirbelte sich um sich selbst mit der Ruhe und Gelassenheit des gewiegten Sportsmanns, während seine Augen feurig aufblitzten. Ein Druck seiner Ferse warf ihn in großem Bogen rückwärts, ein griechischer Athlet, tummelte er sich auf der eisigen Arena, und seine breite Brust atmete doch ruhig und mäßig.

Längere Zeit hatte er die blaue Libelle umkreist und wie in dunkler Leidenschaft die Spuren, welche ihr Eisen in der gefrorenen Eisfläche aufgerissen hatte, mit seinem Schlittschuh befahren. Er war sich seiner Absicht kaum bewußt, wie in einem Instinkt spürte er, unter so vielen Bogenlinien im Eise, die Spiralen aus, welche die einsame Läuferin gezogen hatte. Er machte sich ein heimliches und dunkles Vergnügen daraus, all die Linien nachzufahren, welche sie hinterließ. Dann jagte er plötzlich in einem weiten Bogen um sie herum, suchte einen Blick in ihr Antlitz zu gewinnen, wirbelte vorüber und verfolgte die Tanzkünste des Mädchens mit einem stillen, unerklärlichen Entzücken an der Lieblichkeit ihres Thuns. Sie schien das alles nicht zu bemerken, während sie doch anfing, aufmerksam dem Rauschen seines Eisschuhes zu lauschen, wenn er hinter ihr hereilte. Dann lächelte sie leise vor sich hin, ohne mit ihrem Halse auch nur zu zucken.

Allmählich kam in die Bewegungen der beiden eine

gewisse Uebereinstimmung. Es schien, als suche sie im gleichen Takt mit ihm zu fahren. Ja, wenn er plötzlich ausholte, um sie rasch zu übereilen und dabei ihren Anblick zu gewinnen, wendete sie sich mit sieghafter Neckerei schnell beiseite oder fuhr unerwartet rückwärts, so daß er nichts von ihrem Gesichte sah und weit über sie hinausschoß. Dies alles geschah von beiden mehr nur halb bewußt, wurde aber zusehends mit größerer Leidenschaftlichkeit betrieben, so daß ein kluger und sinniger Zuschauer vom Ufer aus gar vielsagende Gedanken bei alledem fassen konnte.

Als der junge Mann bemerkte, daß ein gewisser magnetischer Bezug zwischen ihm und der Schönen zu walten schien, faßte er kühneren Mut. Nach einigen Wirbelbewegungen, die er vermessen genug ausführte, fuhr er geradewegs auf die blaue Libelle los. Sie suchte ihm auszuweichen, aber er lenkte ihr auch da entgegen und hemmte zugleich seine Eisenschuhe, so daß das Eis knirschte und Eissplitter aufspritzten. Sie war infolgedessen genötigt, gleichfalls zu hemmen, und dicht vor einander kamen beide zum Stehen. Er zog seinen Hut eilfertig und höflich ab und sagte:

„Verzeihung, mein Fräulein. Die Fahrzeuge wären beinahe aufeinander aufgelaufen. Wir haben noch glücklich einen Schiffsuntergang verhütet."

„Ein recht seemännischer Vergleich, mich für ein Schiff zu erklären! Was haben Sie für Ladung an Bord?" fragte sie ein wenig pikiert und anzüglich.

„Galanteriewaren, mein Fräulein," sagte er schlagfertig. Sie wissen so wunderschön zu fahren, daß ich

mir die Freiheit nehmen wollte, Sie um eine gemeinsame Rundfahrt zu bitten."

„Ich danke, mein Herr," sagte sie, „aber ich fahre am liebsten allein."

Sie wollte nach der Seite ausbiegen, aber er war mit einer kaum merklichen Bewegung ihr zuvorgekommen. Sie versuchte nach einer anderen Richtung auszuschlüpfen, aber wie zufällig, in keiner Weise aufdringlich und unartig, war er auch schon wieder nach dieser Seite geglitten, denn er sah ihr an ihren Augen ihre Absichten ab. Sie konnte nicht wagen, ihn zu bitten, daß er sie vorüberlasse, denn er manövrierte so bescheiden und unauffällig, daß sie nicht einmal auf eine Absicht schließen konnte. Sie sah sich wider Willen in einer Art von Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Er bemerkte wohl ihre Verlegenheit und sagte: „Wäre es nicht schön, wenn wir gemeinsam eine Art Quadrille tanzten? Ich habe nie eine so vollendete Schlittschuhläuferin gesehen. Ohne Unbescheidenheit darf ich sagen, daß es mir auf diesem Teiche nicht leicht ein Mann nachthun wird. Wenn wir beide nun uns zu einem gemeinsamen Sport vereinigten, so würde das ebenso unterhaltende wie anmutige Bilder ergeben, an denen wir beide unsere Freude hätten."

„Sie fahren nicht übel," sagte sie ein wenig von oben herab, wurde aber sogleich freundlicher und meinte: „Hübsch müßte es allerdings aussehen. Versuchen Sie denn einmal Ihr Heil an mir!"

Er nahm sogleich ritterlich nochmals seinen Hut ab, bot ihr dann seine Hand, welche sie leise mit der ihren berührte, und sie schossen pfeilgeschwind zusammen über den

Teich. Die Zuschauer blickten ihnen nach und staunten. Nach einer Weile ließen sie sich los und drehten sich gemeinsam wie im Tanze um sich selbst, um sich wieder zu vereinigen und in großem Bogen, auf einem Beine zurückgelehnt, eine neue Figur auszufahren. Mit einer klassischen Ruhe bewegte sich das Mädchen nun erst recht; eine gehaltene Aufmerksamkeit auf die Sicherheit ihrer Bewegungen lag über ihrem feinen Gesicht. Hie und da, wenn eine besonders gefährliche Wendung glücklich und ohne sichtbare Anstrengung ausgeführt war, lächelte sie leise und beruhigt ihren Mittänzer an, der gleichfalls fröhlich ihr entgegenlächelte und eine bisher unbekannte Seligkeit im Anblick der reizenden Gestalt fühlte. Bald hatte sich auf der Eisfläche ein großer Kreis von Zuschauern gebildet, in dessen Mitte die beiden immer anmutigere Tanzfiguren ausführten. Er hielt ihre Hand, während sie sich unter seinem aufgehobenen Arm um sich selbst drehte; das Gleiche that er, während sie den Arm erhob. Sie begannen einen Gegentanz in aller Regel auszuführen, indem sie sich einander entgegenfuhren auf eine kurze Strecke, beide Füße gleichzeitig regend, und während der Herr sich vor seiner Dame verbeugte nach der Sitte dieses Tanzes, sagte er mit heiterer Eleganz: „Gestatten Sie mir, mein Fräulein, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Erich Freiherr von Witzlaff," womit er wieder rückwärts fuhr. — Sie nickte zufriedengestellt, und als ein wenig später an sie die Reihe kam, daß sie sich vor dem Herrn zu verbeugen hatte, was sie mit einem feinen und neckischen Anstand that, sagte sie: „Mein Name ist —" Sie stockte, ein heiterer Gedanke schien sie zu bewegen, und so fuhr

sie schnell fort: „Doch was thut der Name zur Sache! Man pflegt mich hier die Libelle zu nennen, was ich wohl öfters hinter meinem Rücken hörte. Haben Sie je auf einem Teich eine Libelle gesehen, die einen Namen hatte? Mein Herr —!“

Sie verneigte sich mit sieghaftem Lächeln und fuhr rückwärts, während das holde Tanzspiel weiter ging. Erich staunte über ihre Unermüdlichkeit. Sie ruhte nicht ein einziges Mal. Ihre Bewegungen schienen nur immer sicherer und unbefangener zu werden. Als ihr einmal der Knöchel, bei einem kühnen Schwunge, den sie genommen, ein wenig umknickte, lachte sie munter und warf sich mit einer doppelt kühnen Neigung nach der anderen Richtung, wobei sie einen leisen Freudenruf ausstieß, der eine gewisse plötzliche Wildheit zu verraten schien. Der junge Mann hätte bei diesem Ausruf selbst laut jubeln mögen vor innerer Lust und Kraftgefühl, er jagte ihr nach, umkreiste sie und bedauerte einzig in der Hitze des Augenblicks, daß er sie nicht um die Hüfte fassen und vor Entzücken in die Höhe schwingen durfte. Sie mochte so etwas ahnen und ward nun sichtlich von einer wilden Lust am Sport übermannt; immer schneller eilte sie, suchte ihm weite Vorsprünge abzugewinnen und ihn in der Richtung zu täuschen, nach der sie fuhr; das Eis spritzte unter ihrem Eisen auf, und hie und da gab es einen Feuerfunken. So schien sie ihn unbewußt zu locken und sich nachzuziehen, und das innere Feuer, die Leidenschaftlichkeit des Spiels wollte schon schier eine bedenkliche Höhe erreichen, als sie plötzlich mit einer lustigen Schwenkung geradeswegs auf das Ufer zueilte, wo die Fischerhäuschen standen mit den Bänken zum Anziehen der

Schlittschuhe. Mit einem leichten Satz, wie eine Gazelle, war sie auf das Vorbrett gesprungen und saß auch sogleich, ein wenig schneller atmend, auf der Bank. Erich hatte kaum Zeit, ihr nachzusteigen auf die Bretterbühne; er stand vor ihr und fragte: „Wollen Sie mir schon entfliehen, mein Fräulein?“

„Es beginnt zu dämmern,“ sagte sie, während sie schon geruhiger ihre Eisschuhe abschraubte. Es war bald geschehen; Hilfe, die er ihr anbot, lehnte sie ab. Sie erhob sich, legte die Schlittschuhe am Riemen über den Arm und sagte freundlich und kurz: „Auf Wiedersehen.“

„So darf ich hoffen, daß wir öfters zusammen fahren?“ fragte der junge Mann freudig überrascht.

„Natürlich,“ sagte sie ganz trocken. „Jeden Tag. Man findet einen solchen Tänzer nicht alle Tage.“ Sie neigte ihr Haupt und ging mit leichten Schritten davon. Er hörte noch die Eisen ihrer Schlittschuhe aufeinander klappern. Dann war sie um die Ecke eines Fischerhäuschens verschwunden, hinter dem er die Richtung nicht sehen konnte, nach der sie wandelte.

Der junge Freiherr stand ein wenig betroffen da. Es war eine gewisse Ueberlegenheit in ihrem Benehmen gewesen, die ihn stutzig machte. Er kam sich vor, als sei er der Betrogene um irgend etwas, was er selbst nicht bestimmen mochte. Er war gewöhnt, bei den Mädchen und Frauen sich als ein Eroberer zu fühlen, und hier schien er nun gerade gut genug, einen gleichgültigen Tanzgespielen abzugeben. Man fand, daß er ein guter Schlittschuhläufer war und schien ihm von vornherein zu sagen, daß man ihn am Gängelbändchen zu führen

denke und dieses wohl auch ein wenig kürzer zu halten würde im stande sein, wenn er nicht fein schnurgerade ginge und bei der Stange bliebe. Er mußte aber auch wieder lachen über das liebliche und innerlich, wie ihm schien, so vornehme Geschöpf, und so zündete er sich mit dem Gefühle vorläufigen Entsagens eine Cigarre an, gaukelte noch ein wenig auf dem Eisplatz umher und ging dann zeitiger als gewöhnlich nach Hause.

Am nächsten Tage fand er sich in der sicheren Erwartung ein, daß sie nicht kommen werde. Als er aber den Eisplatz betrat, sah er es schon drüben im Sonnenstrahle blau herüber schillern; die Anmutige fuhr ganz selbstzufrieden und unbefangen am jenseitigen Uferrande hin und schien weder jemanden zu erwarten, noch sonst an etwas auf dieser weiten Gotteswelt zu denken. Erich wußte nicht, warum ihm wie eine heitere Verwünschung das Wort: Wunschlose Hexe! auf die Lippen kam. Er eilte hinüber zu ihr und grüßte. Sie fuhr ihm ein Stückchen entgegen, bot ihm die Hand wie einem alten Freunde und sagte: „Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen. Ich kann Sie gerade gut brauchen. Ich möchte diese Figur ausfahren lernen — sie bezeichnete mit dem Finger eine verschlungene Linie — und da können Sie ein wenig achtgeben, daß ich nicht falle.“

Und damit fing sie höchst unbefangen an, sich in dem Kunststück zu versuchen. Er mußte längere Zeit Achtung geben und zusehen, ihr gelegentlich die Hand reichen, und sie befahl ihn dann ziemlich herablassend. Schon wollte er sich selbst lächerlich und komisch erscheinen, daß

er einem unbekannten Mädchen diese Ritterdienste so folgsam wie ein sanfter Page leistete, als sie sich plötzlich zu besinnen schien und, in ihren Versuchen sich unterbrechend, sagte: „Sie Armer! Verzeihen Sie, daß ich Sie so stehen lasse. Sie kommen um all Ihr Vergnügen. Aber nun dürfen Sie mich auch übers Kreuz führen, wenn es Ihnen ein Vergnügen ist. Kennen Sie schon das Kinderliedchen:

„Wir woll'n einmal spazieren geh'n
Von einer Stadt zur andern,
Ri — ra — rutsch —
Wir fahren in der Kutsch —"

Kennen Sie das? Das wollen wir nun einmal ausführen."

Sie reichte ihm ihre Hände, und er erfaßte sie, daß sich ihre Arme übereinander kreuzten. Dann fuhren sie eine Weile so nebeneinander her, bis die muntere Schöne das Liedchen noch einmal vor sich hinsprach und mit den Worten:

„Ri — ra — rutsch,
Wir fahren in der Kutsch"

sich plötzlich umkehrte und ihn, nicht ohne eine gewisse zarte Kraft, gleichfalls mit herumwarf, daß ihre Arme sich nun nach einer anderen Richtung kreuzten. Dies that sie nun keineswegs in einer kindlichen Manier, sondern mit einem heiteren, natürlichen Humor, während ihre Wangen frisch errötet waren und ihre Augen klar und klug erglänzten. Er schaute in diese Augen, als sie sich das nächste Mal herumwarfen, aber er entdeckte nichts von Liebe darin, nichts von einer Regung, die tiefer ging als

das Vergnügen am Schlittschuhfahren selbst. „Es ist eine Nixe,“ dachte er bei sich, „eine Undine.“

Wie erstaunt und betroffen aber war er, als sie, kaum daß er diesen Gedanken gedacht, ganz unbefangen und ahnungslos fragte: „Sagen Sie, lieben Sie die Nixenmärchen?“

„Wie kommen Sie darauf, mein Fräulein?“ fragte er ein wenig beklommen, während er fühlte, daß ihre Hände vollkommen gleichgültig in den seinen ruhten.

„Ich weiß es selbst nicht,“ sagte sie einfach. „Ich dachte nur so daran. Denn wir fahren ja auf einem zugefrorenen Teiche, worin wohl Nixen wohnen könnten. Denken Sie, wenn diese grünäugigen Frauen da unter der Eisdecke eingefroren wären! Ich hätte Lust, ein Loch in das Eis zu schlagen und sie mit Semmelbröckchen zu füttern wie die Schwäne.“

Erich mußte über den drolligen Einfall lachen, zumal sie selbst dazu nicht einmal lächelte, sondern ernsthaft und wie von Teilnahme bewegt mit den armen Nixen gesprochen hatte.

Er meinte nach einer Weile: „Ich glaube nicht, daß Nixen zur Winterszeit im Teiche hausen. Sie werden wohl, wenn der erste Schnee fällt, eiligst aufs Land steigen und in der Stadt die Putzmacher und Schneiderinnen in Arbeit setzen. Nixen sind so wie so frostige Geschöpfe; sie müßten ja ganz erfrieren. Wenn aber der Eissport beginnt, da sieht man hier und da auf dem Eise junge Damen, welche vorzüglich Schlittschuh laufen, als schwömmen sie nur herum. Das sind meiner Ansicht nach die Nixen, welche sich warm machen wollen und doch innerlich kalt bleiben.“

„Ja, ja," sagte das Mädchen darauf mit einer gewissen heiteren Traurigkeit, „sie verführen dann auch die jungen Männer der Stadt, daß sie mit diesen Nixen tanzen und laufen müssen, sie wissen nicht warum. Und eines schönen Tages, nachdem die Nixen den jungen Männern all ihr Herzblut ausgesaugt haben, sind sie verschwunden. Und deshalb haben alle Nixen Fischblut."

Das letztere hatte sie mit einem ganz leisen Spotte gesagt. Erich stutzte und fragte: „Fischblut? Sie meinen —?!"

„Die Anwesenden sind immer ausgenommen," ließ sie sich mit anmutiger Bestimmtheit vernehmen, sagte: „Ri-ra-rutsch" und warf den verstummenden Freiherrn herum.

Nun fuhren sie wieder eine Weile schweigend nebeneinander her. Erich dachte: „Eine Nixe ist sie doch. Sie errät meine Gedanken. Sie wäre mir unheimlich, wenn sie nicht so schön und lieblich wäre. Und mir ist, als ob ich sehr unglücklich wäre."

Bis dahin war er mit seinen Gedanken und Gefühlen gekommen, als sie abermals ganz unbefangen sagte: „Wissen Sie, man muß über nichts unglücklich sein. Ich glaubte auch einmal, ich müsse sehr unglücklich werden, aber ich bin doch heiter geblieben, weil ich dachte, wer unglücklich ist, der thut dem Schicksal den größten Gefallen. Wer aber heiter ist, an dem ärgert sich das Schicksal. Darum bin ich heiter, denn es macht mir ein heimliches Vergnügen, das Schicksal zu ärgern."

„Sie erraten alle meine Gedanken, mein Fräulein," meinte Erich. „Wie kommt das?!"

„Ich?" sagte sie ein wenig erschrocken. Sie ließ

schnell seine Hände los und hielt im Fahren inne: „Ich? Ach nein, das glauben Sie wohl selbst nicht!“

„Aber es ist so!“ sagte Erich. „Denke ich an Nixen, gleich sprechen auch Sie von Nixen. Denke ich an Unglück, sogleich reden Sie von Unglück. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie müssen mir sagen, wer Sie sind, sonst glaube ich wahrhaftig, Sie seien irgend ein verzaubertes Wesen.“

Sie entgegnete ausweichend und ein wenig schalkhaft: „Das wäre freilich bedenklich, wenn ich Ihre Gedanken erriete! Man sagt allerdings, daß unter guten Freunden dies wohl öfters vorkomme!“

„Auch unter Liebenden?“ fragte Erich leise und etwas feuriger.

Aber sie hielt da ganz ruhig wiederum an, blickte ihm vergnügt in die Augen und meinte: „O, wo denken Sie hin! Liebende! Die denken meistens an gar nichts, geschweige an ihre gegenseitigen Gedanken.“

Erich schwieg. Nachdem sie wieder eine Weile gefahren, fragte er: „So haben Sie wohl schon Erfahrung gemacht, da Sie behaupten, Liebende dächten an gar nichts?“ Seine Stimme klang beklommen.

„Ach nein!“ sagte sie einfach und ruhig. „Ich habe auch gar keine Neigung, Erfahrung nach dieser Richtung zu sammeln. Ich denke mir das nur so, denn Liebe muß das gedankenloseste Zeug von der Welt sein, sonst könnte nicht so viel Unsinn daraus entstehen. Lesen Sie nur, was z. B. in Novellen und Romanen darüber steht!“

Der Freiherr atmete ein wenig leichter auf. Je rätselhafter ihm das Mädchen vorkam, desto mehr schien er doch

auch gewiß sein zu dürfen, daß der innerste Kern rein und keusch war wie junges Grün im Frühling.

Aber zugleich bemächtigte sich seiner eine tiefgehende Verlegenheit; er traute sich nicht recht, sie nach irgend etwas zu fragen in der sonderbaren Furcht, ihre Antworten würden so klug und gescheit sein, daß er dann nicht noch Klügeres darauf zu erwidern wisse. Er kam sich dumm vor gegen sie, ob er gleich ein gescheiter und feingebildeter Mann genannt werden konnte. So spielte er mehr und mehr die Rolle des stummen Begleiters, der die leisen Gefühle einer aufkeimenden Neigung für die Unbekannte in sich nährte und nicht recht wußte, wo aus und ein mit sich selbst.

Sie verabschiedeten sich mit dem weiteren Versprechen, gegenseitig sich, wenn irgend möglich, täglich auf dem Eise zu sehen, aber sie gestattete nicht, daß er sie begleitete. Er sah sie an den folgenden Tagen kommen und gehen, ohne daß er wußte, woher und wohin. Als er einmal den Versuch machte mit ihr zu gehen, um sie zu ihrer Wohnung zu bringen, sagte sie, sie würde nicht wiederkommen, wenn er sich das erlaube; sie finde ihren Weg schon selbst und brauche keinen männlichen Schutz. Wozu wolle er ihren Namen wissen? Der ändere ja doch nichts an der Sache.

Dieses sinnige Eisspiel wurde nun einige Zeit emsig und von seiten des wunderbaren Mädchens mit lieblicher Harmlosigkeit betrieben. Man traf sich, wenn auch nicht täglich, so doch bei jeder guten Gelegenheit auf dem Eise. Der Freiherr erfuhr nicht, wer sie war, ja, es ward ihm eine liebe Gewohnheit, auch nicht wissen zu wollen, wer die

unbenannte Holde sein könne. Er fürchtete, ein gewisser Zauber, der an dieser Erscheinung haftete und sie als ein leibhaftiges Nixenmädchen erscheinen ließ, dessen Element das Wasser ist, würde schwinden, wenn er das Geheimnis ihrer Herkunft, ihres bürgerlichen oder sonstigen Wesens erführe. Es entwickelte sich von ihrer Seite eine feine Zutraulichkeit, die doch nirgends als Vertraulichkeit erschien.

Der Freiherr begann in dieser Zeit öfters daran zu denken, daß doch wohl eine Heirat für ihn das Beste wäre, daß das Junggesellenleben billig ein Ende nehmen dürfe, und er war verwundert genug, sich immer wieder über dem Gedanken zu ertappen, wie dies zauberhafte Mädchen gewiß dasjenige wäre, welches ihm ein schönes Lebensglück verbürgen könne. Er überlegte, daß zum materiellen Dasein nichts fehle, daß er schöne Güter besitze, welche durch das Bild einer edlen Frauengestalt, die als die Seine durch seine Gärten und Parke wandelte, nur reizender werden konnten. Er bedachte, daß er auch geistig einem gebildeten Wesen mancherlei zu bieten habe.

Ursprünglich nur Liebhaber in naturwissenschaftlichen Forschungen, hatte er doch botanische und zoologische, insbesondere biologische Studien emsig genug betrieben, um mit seinem dreißigsten Jahre einen Doktorgrad an einer schweizerischen Universität zu erreichen. In der Schweiz, wo er zu diesem Zwecke einige Jahre verbracht hatte, war er denn auch all seinen munteren Körperübungen, dem Bergesteigen, dem Eissport auf den Seen treu geblieben.

Er blickte rückwärts auf sein Leben, erwog, daß er jetzt dreiunddreißig Jahre zählte, also auch nach dieser Richtung allen billigen Ansprüchen an einen Ehemann

entsprach. Er gestand sich, daß er dem Geschlechte der Frauen mit einer gewissen Blasiertheit bisher gegenübergestanden hatte, so sehr er sich auch der guten Eindrücke bewußt war, die er auf Frauen und Mädchen zu machen glaubte.

Erich leitete seine Blasiertheit nicht mit Unrecht von seiner Beschäftigung mit Zweigen der Naturwissenschaften ab, welche in die Geheimnisse des Werdens und Vergehens tierischer und menschlicher Wesen allzu schonungslose Blicke thun. Ein gewisser Zauber war vor seinem Auge der Weiblichkeit benommen; zu oft mußte er beim Anblicke der reizendsten Mädchen denken, daß auch sie Wesen der Natur seien und dem gleichen Gesetze entsprächen, das er durch alle Wesensklassen verfolgt. Was Wunder, daß ihm auch das schönste Frauengebilde oft nur als ein Gebilde erschien, dessen innerste Gestaltung eine kleine Welt von Mikroben und winzigen Lebewesen war, die im ewigen Neuentstehen und Absterben den Menschen ausmachen!

Dies hatte in der That eine trübe Blasiertheit gegenüber dem Frauengeschlechte überhaupt erzeugt, welche den Schmelz und Zauber, die heitere Sinnenfreude des Alltagsmenschen am Weibe in ihm zu ersticken drohte. Wie wunderbar überrascht fühlte er sich nun durch die Bekanntschaft mit dieser blauen Libelle, in der ihm plötzlich aller Zauber neu erstanden schien, den die Wissenschaft rauh genug zerstört hatte! Gerade darin, daß ein gewisses Geheimnis das Mädchen umgab, schien ihm auch das weibliche Wesen selbst als ein süßes Geheimnis. Und er mochte sich diesen angenehmen und so ungewohnten

Zauber nicht voreilig zerstören; er mochte eine Zeitlang nicht fragen und forschen und suchen, sondern sich nur weiden an den freundlichen Gefühlen, welche das Unbekannte und Unerforschte in ihm wach erhielt.

Aber die Gedanken an eine fernere Verwirklichung eines so bestrickenden Glückes trieben ihn endlich weiter in der Erforschung seines Abenteuers. Es war wenige Tage, ehe die stärker scheinende Frühlingssonne das Eis ganz aufzutauen drohte, daß er beschloß, dem Geheimnis der Anmutigen nachzugehen, um zunächst wenigstens ihre Wohnung auszukundschaften. Er wandte dazu eine kleine List an.

Man hatte verabredet, an einem Nachmittage sich wieder auf dem Eise zu treffen. Er ging aber nicht hin, sondern setzte sich, gegenüber dem Schloßteiche, in ein Kaffeehaus. Dort war ein Glaspavillon, von dem aus er die Eisfläche bequem überblicken konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. Er trank seinen Kaffee, rauchte und blickte scheinbar in Zeitungen, um kein Aufsehen zu erregen, während er unverwandt den Teich überschaute. Es waren nur noch wenige Schlittschuhläufer zu sehen, da man vor dem Betreten der Eisfläche warnte. Das Eis hatte schon große Risse. Man ließ indessen die Gewandteren und Mutigen noch gewähren, und unter diesen sah Witzlaff sehr bald das junge Mädchen über das Eis gleiten. Er bemerkte, daß sie mehrmals im Fahren innehielt und über den Teich blickte, als erwarte sie jemanden. Ein unbekanntes Gefühl von Glück überkam ihn in der Ueberzeugung, daß er dieser Erwartete sei.

Als er noch immer nicht sich zeigen wollte, sah er,

wie die Libelle sich enttäuscht umwandte, an den Nadeln der immergrünen Einzäunung des Teiches zupfte und die Tannenzweige abriß, welche zum Teil die regelmäßig beschnittene Hecke bildeten. Daraus glaubte er schließen zu dürfen, daß er ihr nicht unwert sei und das Eisspiel ihr ein größeres Interesse mit ihm, als ohne ihn bereitete. Er fühlte sich demnach bestärkt in seinem Vorhaben, weiteres zu wagen.

Als sie nun länger und länger vergeblich gewartet hatte, fing sie wieder an herumzufahren, und er bemerkte mit Bangen, daß sie die wagehalsigsten Künste unternahm, die er zuvor noch nie gesehen hatte, so daß er nahe daran war, hinüberzueilen, um sie zu warnen. Er besann sich aber, daß dies seinen Plan unmöglich mache, und so mußte er stillsitzen und tausend Aengste durchmachen über die Tollkühnheit der Schönen. Schon hörte man dumpfes Dröhnen und plötzlich ein lautes Donnern im Eise, ein tieferer Eisspalt hatte sich quer über den Teich aufgerissen, erschrocken stoben die Schlittschuhläufer von der gefährlichen Stelle auseinander, sie aber eilte geradeswegs an den Spalt und gaukelte recht absichtlich an seinem Rande herum. Einen Augenblick glaubte Witzlaff, sie wisse, daß er sie beobachte, und suche recht mit Absicht, ihn in eine höllische Angst zu versetzen. Ueberall, wo es besonders gefährlich war, fuhr sie herum, aber ein eigentümlicher Glücksstern schien über ihr zu walten, denn kaum, daß sie von einer solchen Stelle mit einem plötzlichen Entschluß fortgeeilt und in Sicherheit war, so donnerte das Eis gerade, wo sie geweilt hatte, barst und öffnete die unheimliche Tiefe. Es war, als ob ein Instinkt sie jedesmal

zur rechten Zeit forttriebe, und so war ihr frevelhaftes Spiel fast unheimlich durch diese Sicherheit. Immer wieder mußte Witzlaff an die Nixen denken, denn den wahren Nixeninstinkt schien sie zu haben. Er glaubte vor neuem, unerforschtem Zauber der Natur zu stehen; dies weibliche Wesen ward immer rätselhafter, so daß er wie in einem wunderlichen Traume zu leben glaubte und kaum erwarten konnte, näheres zu erkunden. Plötzlich stolperte sie ein wenig, knickte den Fuß über und griff schmerzhaft nach ihrem Fußknöchel mit der Hand. So stand sie ein Weilchen, bis sie schnell, im Stehen gebückt, sich die Eisschuhe abschraubte und dann leise hinkend über den Eisplan nach dem Ausgang ging. Ehe sie dort anlangte, schritt sie aber schon wieder fast ganz sicher. Witzlaff brach eilig auf, um ihr nun aus der Entfernung ungesehen zu folgen.

Er sah sie hinter zwei großen Marmorgruppen, welche den Raub von Nymphen durch Centauren darstellen, auf einen Seitenpfad des Parkes abbiegen. In angemessener Ferne, so daß sie ihn nicht sehen konnte, schritt er ihr nach. Bald sah er, wie sie tiefer in die einsameren Waldesteile sich verlor. Erich folgte anfangs arglos, sehr bald aber bemerkte er, daß sie mehrmals auf denselben Punkt zurückkam, von dem sie ausgegangen war, ja, zuletzt bog sie wiederum in einen Seitengang ein, auf dem sie an ein Naturtheater gelangte, welches im schönsten Teile des Parkes noch aus der Zopfzeit erhalten war. Da war eine Wiesenbühne, zu der Marmorstufen hinaufführten; an der Treppe standen verwitterte Marmorgruppen, Satyrn und Nymphen. Ein Amphitheater von grünen Rasenbänken war für die Zuschauer vorhanden, die Bäume dienten,

regelrecht beschnitten, um die Bühne als Hintergründe. Erich hielt sich in einiger Entfernung hinter Baumstämmen verborgen und sah, wie sie die Marmorstufe nach der Bühne hinaufstieg. Wie ein einsames Reh lugte sie nach allen Richtungen aus, ob niemand sie sähe, dann setzte sie sich einen Augenblick auf die Treppenstufe, nestelte an ihren Schuhen, welche nicht recht zu sitzen schienen, oder in Unordnung geraten waren. Dann stand sie wieder auf, ging ein Weilchen auf der Wiesenbühne im tauenden Schnee hin und her, blieb vor dem alten Satyr stehen und betrachtete ihn lange gedankenvoll, riß dann einen Tannenzweig ab und warf ihn dem Satyr ins Gesicht. Hierauf hüpfte sie leise singend die Treppenstufe herab und ging schneller nach rechts aus dem Naturtheater weg. Witzlaff war nicht wenig überrascht, indem er ihr von weitem nachging, zu sehen, daß er wieder am Teiche aus dem dichteren Walde ins Freie trat. Sie hatte ihn also, ohne es selbst zu wissen und zu ahnen, im Kreise herumgeführt, worüber gute dreiviertel Stunden vergangen sein mochten.

Ahnte sie es, daß er ihr folgte? Hatte sie ihn gesehen und suchte ihn zu necken? Er dachte an Waldgeister und andern Spuk, an die Nymphe Echo, welche durch ihren Lockruf auch unschuldige Wanderer in der Irre herumführte.

Nach einer ganz entgegengesetzten Richtung, als in der sie erst fortgegangen war, wandelte sie nun mit ziemlich eiligen Schritten aus dem Parke, geradeswegs nach der Stadt. Die Umstände waren günstig genug, daß er ihr ungesehen auch da folgen konnte; es dämmerte schon stark und wurde zusehends Nacht. In der Stadt schlug

sie kleinere Seitenstraßen ein, kam auch da nach einer Weile wieder an einem öffentlichen Platze zum Vorschein, von dem sie schon ausgegangen war, so daß er abermals Verdacht schöpfte. Dann aber ging sie im Dunklen, während die Laternen sie hie und da beleuchteten, auf einer Villenstraße weiter, wo schmucke Gärten waren, deren Rückseite, wie er wußte, nach dem Strome zulag. Am äußersten Ende der Straße, wo diese in ein Fichtenwäldchen auslief, hinter dem andre Stadtteile folgten, hielt sie vor einer eisernen Gitterthür, schloß auf und verschwand, nachdem sie von innen die Thüre noch fest verriegelt hatte. Er folgte nach einer Weile und unterschied in der Dunkelheit nur undeutlich ein kleines Häuschen, das mitten in einem winterlich verschneiten Garten stand. Eine Hausnummer konnte er nicht erkennen, so daß er sich die übrige Umgebung merken mußte, um bei Tage wieder zu kommen.

Ein seltsamer Unstern schien über seinen Nachforschungen zu walten. Als er drinnen in der Stadt sich bei seinem Einkehrwirt ein Adreßbuch geben ließ, um daraus den Namen der Bewohner jenes Häuschens zu erfahren, mußte er das Buch unverrichteter Sache wieder hinlegen, weil er ohne Kenntnis der Hausnummern jener Straße war. „Es ist aber auch alles wie verhext!" sagte er vor sich hin, und warf sich mißmutig in seinen Stuhl zurück.

Da er wegen seines Nichterscheinens auf dem Eisplatze sich in irgend einer Form entschuldigen mußte, so glaubte er einen schicklichen Vorwand zu haben, in den nächsten Tagen nach dem kleinen Häuschen zu pilgern und

der jungen Dame seinen Besuch zu machen. Er zog seinen besten Rock an und wanderte in tadelloser Besuchskleidung hinaus. Er fand das Häuschen glücklich wieder. Tauwetter war indessen eingetreten und hatte allen Schnee hinweggeschmolzen, ein starker Wind hatte die Straßen getrocknet, die Sonne schien schon frühlingsklar herab. Ein Taubenschlag war rechts im Vorgarten zu sehen, ein Hühnerstall und Gemüsebeete. Dann weiter ein reizend gepflegter kleiner Park mit einem Springbrunnen. Das Häuschen hatte nur ein Erdgeschoß, das obere Geschoß war Mansarde. Als er bei der eisernen Gitterthür klingelte, blieb alles still. Er klingelte wieder; niemand kam, um zu öffnen. Er wartete geraume Weile, glaubte einmal etwas zu hören wie das Klirren von Schlüsseln, sah sich auch darin getäuscht und mußte endlich wieder abziehen.

Es kam ihm der Gedanke, sich in der Nachbarschaft zu erkundigen, wer das Häuschen bewohnte. Aber wie? Still lagen rings die Villen in ihren Gärten mit verschlossenen Gartenthüren; es kam wohl aus der einen Villa eine vornehme Dame heraus, aber die konnte er nicht wohl anreden. In einem andern Garten hantierte ein Diener, den mochte er wiederum aus Rücksicht auf das Mädchen nicht fragen, denn er fürchtete, der Umstand, daß ein junger Mann so im Vorübergehen nach einer Dame bei einem fremden Diener nachfrage, werde nicht als besonders taktvoll erscheinen. Was thun? Abwarten und sich auf die Lauer stellen? Das wäre gleichfalls nicht fein zu nennen. Kurz, er verließ die Straße, ohne um einen Schritt weiter gekommen zu sein in der ganzen Angelegenheit.

Eine gelinde Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Schien er sich doch wahrhaft genarrt durch ein eigensinniges Spiel des Schicksals, bei dem die Schalksgeister ihre Hand überall bemerken ließen. Und das schlimmste war, daß ihm sogar seine Wissenschaft gründlich verleidet war. Seine Experimente gelangen nicht mehr, seine Rechnungen stimmten nicht. Ein Laubfrosch, den er in seinem Glase lange Zeit wohl bewahrt hatte, um physiologische Versuche mit ihm anzustellen über die Thätigkeiten des Hirns, war über Nacht ausgebrochen und schlüpfte irgendwo in Zimmerwinkeln oder Schränken herum. Eine Leydener Flasche — er arbeitete viel mit elektrischen Reizen — faßte er unvorsichtig an und bekam, gerade während er an das Mädchen dachte, einen fürchterlichen elektrischen Schlag durch alle Glieder, so daß er in Gedanken sie verwünschte, die all das Unheil über ihn bringe. Er hatte sich von diesem Schlage kaum erholt, so fiel ihm ein Büchergestell über den Kopf, und die ganze neuere Naturwissenschaft regnete von den schwankenden Höhen des Bücherbords ihm über die Schultern weg mit aufgeklappten Blättern und bedeckte den Boden. Er bückte sich sehr niedergeschlagen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und mußte sich sagen, daß er am Tage vorher, als er die Bücher aufstellte, immer mit dem Gedanken an das seltsame Mädchen beschäftigt, versäumt hatte, die nötigen Vorsichtsmaßregeln zur Befestigung des Gestelles an der Wand zu treffen.

In der nächsten Nacht träumte er einen sehr wunderlichen Traum. Er sah sich in einem labyrinthartigen Parke immer hinter dem lieblichen Mädchen einhergehen. Er

fragte sie, wie sie heiße, indem er es aus der Ferne ihr zurief. Sie drehte sich nicht einmal um, sondern sang nur immer fröhlich: „Die Namenlose! Die Namenlose!" und lockte ihn verführerisch, ihr zu folgen. Endlich kamen sie aus dem Park heraus in ein wunderbares Land. Da hielt sie an, bis er ihr näher trat und sie fragte, wo sie wären. „Ei," sagte sie, „das ist das namenlose Land!" Wie er sich umsah, bemerkte er, daß alles, was er sah, keinen Namen hatte. Er sah Bäche und Auen, Wälder und allerlei Getier darin, aber sie hatten alle keine Namen, und als er das Mädchen darob staunend ansah, sagte sie: „Sie heißen eben nicht." Dann führte sie ihn in ein kleines Häuschen, dessen Zimmer ganz mit Schmetterlingsammlungen und nie gesehenen Wesen gefüllt waren, rätselhafte, ausgestopfte Tiere, prachtvolle Mineralien, kurz alles, was das Herz eines Naturforschers erfreuen konnte, war darin aufgestellt. Als er fragte, wie solch ein sonderbares Tier heiße, das von einem andern Sterne zu stammen schien, als der Erde, sagte sie: „Das alles hat keinen Namen." Er quälte sich nun in seinem Traume wunderlich mit dem Gedanken herum, daß er das alles sähe und doch nicht sähe, kenne und doch nicht kenne, weil es keinen Namen habe. Er konnte nicht einmal sagen, daß das, was wie ein Tier war, ein Tier sei, eben weil er sich nicht auf den Namen Tier besinnen konnte. Aber, als er nun auch Steine und Schmetterlinge sah, die er kannte, erschienen diese mit einem ganz neuen Zauber umgeben, weil er nicht wußte, wie sie hießen. Und die namenlosen, aufgespannten Schmetterlinge fingen plötzlich an aufzufliegen und um ihn zu flattern, daß er wie in einer Wolke

von Schmetterlingen war; die Steine fingen an innerlich zu glühen, während das Mädchen in die Hände klatschte und träumerisch immer sang: „Die Namenlose! Namenlose!“

Von dem Klatschen wachte er auf, während die Frühlingsmorgensonne ihm über die Augen schien. Als er mehr zu sich kam, hörte er, daß ein Kutscher unten auf der Straße mit der Peitsche knallte, und er war scharfsinnig genug, sich dadurch seinen Traum zu erklären, der nur das verworrene, wenn auch geistreiche Spiel seiner wirklichen Erlebnisse war. Aber es war doch wunderbar, daß er glaubte, mit ganz neuen Augen in die Welt zu sehen, daß ein süßer Zauber über allem lag und die Stimmung seines Traumes sich in sein Forschen und Denken übertrug.

Diese Stimmung hielt den ganzen Tag über an; ja, sie dauerte weiter, und er kam sich die nächste Zeit vor wie verjüngt. Er brauchte nur des Traumes zu gedenken, gleich stellte sich diese schöne Stimmung ein, die ihn wie etwas Ueberirdisches berührte.

Und zugleich überkam ihn ein Gefühl inniger Dankbarkeit für das unbekannte, liebe Mädchen, das ihm eine solche innere Bereicherung verschafft hatte, wie eine gütige Fee, die unerkannt ihre Gaben schenkt. Er fühlte seltsamerweise gar kein Bedürfnis, sie wieder zu sehen und zu ihr zu eilen, um nun näheres zu erfahren; er fühlte sich einige Zeit ganz befriedigt in der lieblichen Stimmung selbst und in dem Gefühle seiner Dankbarkeit. Er arbeitete eine Weile und war verwundert, wie jetzt auf einmal alles glücklich von statten ging; er machte einige Entdeckungen

auf verschiedenen Gebieten der Physiologie von Tieren und Pflanzen, welche ihm auf lange Lebensjahre hinaus eine fruchtbringende wissenschaftliche Thätigkeit und einen geachteten Entdeckernamen verbürgten. Wie ein Geschenk vom Himmel war ihm das aufgegangen; das große Glück, der Wissenschaft neue Bereicherung zuzuführen, brachte ihn in eine emsige Thätigkeit, während schöne Frühlingstage heranbrachen. Dann schaute er wohl von der Arbeit auf Augenblicke hinaus in die sonnige Frühlingslandschaft und dachte seines Traumes und der lieblichen Gestalt in diesem.

Hatte er denn über dem Traume die Wirklichkeit ganz vergessen?

Eines schönen Tages machte er sich abermals auf, die Wohnung der geliebten Unbekannten zu betreten. Wenn ein Gefühl von Seligkeit ihn in der letzten Zeit ganz gefangen hatte, so war es ihm auch zur Unmöglichkeit geworden, nach den Verhältnissen des Mädchens zu forschen. Es wäre ihm ja wohl nicht schwer geworden, näheres zu erkunden, aber seit dem Traume jener Nacht, der ihm so viel inneres Glück gebracht hatte, fühlte er eine Scheu, den Kundschafter zu machen, weil es ihm wie eine Entweihung seines seltsamen Glückes schien. Er beschloß, auf einem einfachen und geraden Wege zu seinem Ziele zu gelangen. Er machte sich auf, kaufte Rosen und wandelte in der hoffnungsvollsten Freierlaune hinaus. Er wollte rasch und ohne Umschweife handeln, sie besuchen, ihr seine bisherigen Schicksale erzählen und sie auch sogleich um ihre Hand bitten. Er glaubte nicht, daß es ihm fehlen könne bei ihr; ihre Eltern, oder bei wem

sie nun wohnte, würden gewiß der Verbindung mit einem Baron Witzlaff, der gute, liegende Gründe hatte, nicht zuwider sein. Daß er sein wissenschaftliches Glück mittelbar ihr zu verdanken glaubte, werde bei dem Mädchen gewiß zu seinen Gunsten wirken — kurz, er malte sich alles mit heiteren und bestimmten Farben aus. In guten Verhältnissen mochte auch sie leben, denn es war ein reizendes Anwesen, wo sie hauste; er hatte kein Vorurteil, auch eine Bürgerliche heimzuführen. Schon stachen die ersten grünen Blätterknospen des Frühjahrs aus Sträuchern und Bäumen hervor; in den Gärten hörte man die ersten Finkenschläge — alles schien recht gestimmt, ihn einem Glück entgegenzuführen.

So kam er an die Villa, hielt vor der Gitterthüre und wollte eben läuten, als er nicht wenig erschrocken und enttäuscht zugleich vom Klingelzug zurückfuhr. Er traute seinen Augen kaum, aber was er sah, war wirklich und leibhaftig da. Vor der Thüre des Häuschens, auf einem steinernen Fußboden, stand ein großer Wäschetrog; zwei Mägde arbeiteten mit aufgestreiften Aermeln darin, lustig miteinander plaudernd, und in der einen von beiden glaubte er seine Unbekannte mit nicht gelindem Entsetzen zu erkennen. Ja, es waren die feinen, aschblonden Löckchen, welche ihr über die Stirn fielen, die er so liebte, etwas struppig fielen ihr heute diese Löckchen ins Gesicht, während sie munter im Wasser mit den Händen plantschte. Sie hatte einen roten Rock an, kurz genug, um keinen Zweifel zu lassen, daß sie Magd sein mußte; und während ihm freilich auffiel, daß ihre Arme neben den roten, dicken Armen der anderen Magd sehr schön und zart waren,

erkannte er doch mit Bestürzung an ihrer Kleidung, welche aus gewöhnlichem Stoffe war, den wahren Sachverhalt. Nicht genug! In dem Augenblicke, da er dies alles mit Bestürzung sah, tauchte sie mutwillig ihre Hand ins Wasser und spritzte der anderen Magd eine tüchtige Ladung ins Gesicht; diese sprang lachend zurück, blieb mit ihrem Rockzipfel an dem Wasserkübel hängen, so daß er umfiel und einen Schwall Wasser auf das Pflaster ausgoß. Die Aschblonde sprang zurück und lief vor der anderen davon in den hinteren Teil des Gartens, während die dicke Magd den Kübel wieder aufhob. Dort im Hintergrunde des Gartens sah er nun noch seine Unbekannte Wäsche auf Leinen aufhängen, feine Frauenwäsche. Sie hob sich dabei sehr zierlich auf den Zehen in die Höhe und warf mit anmutiger Bewegung die Wäsche über die Leine; er mußte mit doppelten Schmerzen bemerken, daß es dieselbe Anmut war, welche die Libelle auch als Schlittschuhläuferin entfaltet hatte.

Fast war es ein Gefühl von schmerzlicher Wut, mit dem er jetzt auf den Boden stampfte. Er kehrte spornstreichs um und ging, so schnell ihn seine Füße trugen, fort, er wußte selbst nicht, wohin. Also eine Wäscherin, eine Magd, welche blauen Montag auf dem Eise machte und sich einen Baron als Spießgesellen geködert hatte! Darum nannte sie ihren Namen nicht, darum verbat sie sich jede Begleitung, weil sie ihren wahren Stand zu verheimlichen dachte! O Witzlaff! Witzlaff! Der Baron klopfte sich mit der Hand auf die Stirne. Welch eine Täuschung! Welch eine Blamierung! Darum der Traum vom Namenlosen, seine Arbeitskraft, seine Entdeckung, seine Seligkeit

und der geplante Heiratsantrag. Er warf die Rosen, von einem unsäglich traurigen Gefühl erfaßt, über den nächsten Gartenzaun, wo sie zum größeren Unglück auch noch eine alte spazierende Jungfrau trafen, die erst erschreckt, dann mit wonnevollem Entzücken, noch mit Rosen beworfen zu werden, dem weiterstürmenden Kavalier nachschaute. Dieser war nun schon in der rechten Laune, in seine Wohnung zu eilen und dort alles kurz und klein zu schlagen. Er dachte es sich höchst anmutig, seine Retorten, Flaschen und Tiegel klingen zu hören und in tausend Scherben zersplittern zu sehen; er wollte vor allem seine naturwissenschaftlichen Schriften auf dem Bücherbord zum Fenster hinauswerfen, die verrufene Leydener Flasche ihnen nachsenden, insbesondere aber sämtliche Laubfrösche in Freiheit setzen und in seinen Zimmern durcheinander springen lassen.

Zum Glück kam es nicht so weit; er kam an einer Weinhandlung vorüber, und der Gedanke, sein Leid in einigen Flaschen Sekt zu ertränken, ward mächtig. Bald saß er drinnen im hintersten Winkel, wo ihn am wenigsten das Licht des Tages bescheinen konnte, in der übelsten Laune von der Welt und überlegte, daß er unmöglich eine Magd, eine Wäscherin zu seiner Gemahlin erheben könne, auch wenn er sie noch so sehr liebte. Er konnte seinen Verwandten eine solche Mißheirat nie bieten; er war auch selbst viel zu wenig romantisch gesinnt, daß er jemals an eine solche Verbindung denken mochte. Er sagte sich, daß, wenn auch nicht Standesgleichheit, so doch Gleichheit des Bildungsstandes ein wesentliches Erfordernis einer guten Ehe sei. Was habe er aber hier zu erwarten? Also weg mit all diesen Gedanken!

Und doch wollte ihn ein nagendes Gefühl nicht verlassen, das Gefühl, daß er diese Wäscherin noch immer liebe, er mochte wollen oder nicht. Wenn er daran dachte, wie er sie hinter dem Wäschekübel stehen sah, wie zierlich ihre Bewegungen gewesen waren, so konnte er innerlich nur schmerzlich ausrufen: Wie schade! Wie schade!

Er schlug das Adreßbuch auf und erforschte nun, da er die Hausnummer wußte, daß die Besitzerin und alleinige Bewohnerin des Häuschens ein Freifräulein von der Egge war. Wenn er einen Augenblick gedacht hatte, seine Schöne sei vielleicht nicht Magd, sondern ein bürgerliches Mädchen, das zu häuslichen Tugenden, wie Wäsche waschen, erzogen war, so mußte er nun auch diese Hoffnung fallen lassen. Es war kein Zweifel, die Angebetete mußte Hausmädchen des Freifräuleins von der Egge sein. Der Doktor der Mathematik und Naturwissenschaften Baron Erich von Witzlaff hatte also auf dem Eise mit der Wäscherin des Freifräuleins Eissport getrieben. Es fiel ihm ein, daß das Mädchen ja stets allein gefahren war; niemand hatte mit ihr tanzen wollen; es war also anderen Herren und Damen auf dem Eisplatze bekannt gewesen, daß sie eine brave Dienstmagd sei. So hatte er die Ehre gehabt, vor den spöttischen Augen der feinsten Gesellschaft der Stadt eines Kammermädchens Kavalier abzugeben. Er stellte sich das Hohngelächter vor, das im adeligen Klub, den er zeitweilig noch besuchte, über ihn herrschen mußte; er dachte an die Frauen und Mädchen der Gesellschaft, Comtessen und Baronessen, deren Zungen zischelten über den adeligen Naturforscher; er kam sich vor, wie vernichtet.

Noch am andern Tag reiste er auf seine Güter ab,

um sich eine Weile auf denselben verborgen zu halten. Er ritt auf seinen Aeckern wie ein Verzweifelter auf und nieder, er schalt den Gutsinspektor, der ihm nichts recht gemacht hatte, und war insbesondere gegen die weibliche Bedienung der Güter, die Mägde und Stalldamen, von einer verzweifelten Unliebenswürdigkeit. Es kannte ihn keine wieder. Der Herr war sonst gerade bei den Gutsmägden nicht wenig beliebt, er hatte sich hier und da zu einem Scherze herabgelassen. Nun war er wie ausgetauscht. Seine Ungalanterie ging soweit, daß ihm eine seiner Mägde zornerrötet den Dienst aufsagte, welche Gelegenheit sie zu einer heftigen Standrede benutzte, in der sie ihm vorhielt, daß er schon längst eine Frau hätte nehmen sollen, um zu lernen, wie man mit schutzlosen Vertretern des besseren Geschlechtes umgehe, daß er aber natürlich noch keine bekommen hätte, denn für ihn sei selbst eine Stallmagd noch viel zu gut.

Dies letztere Wort ging tiefer, als sie ahnen konnte. Witzlaff erwiderte nichts und ging fort; in seinem Inneren aber saß der Stachel des Wortes. Die Folge war, daß die Stimmung in ihm umschlug. Er fühlte recht wohl, daß er die Magd des Freifräuleins tiefer liebe, als er sich selbst gestehen durfte, aber er wollte sich rächen an dem ganzen Geschlecht der Mägde für den Schimpf, den man ihm angethan. Nun war er auf einmal wieder liebenswürdiger, als er sein durfte gegen die Gutsmägde, trieb tolle Scherze und beschloß eines Tages, in einer humoristisch-übermütigen Laune, nach der Stadt zurückzufahren. Konnte die Magd nicht seine Frau werden, so konnte sie doch vielleicht sein Liebchen vorstellen, kurz, er

war innerlich verzweifelt genug, um sich in ein Abenteuer zu stürzen, das ihm gewiß keine Ehre einbringen konnte.

Als er nach der Stadt zurückfuhr und gelegentlich an den Namen des Freifräuleins dachte, fiel ihm ein, daß an diesen Namen sich eine dunkle, schaurige Sage knüpfte. In einem einsamen Thalgrunde, der in der Nähe der Stadt lag, von Porphyrfelsen eingeschlossen, stand ein burgähnliches Schloß. Ein schäumendes Bergwasser, in welches die Strebepfeiler und Grundmauern des düsteren Schlosses hineinragten, schoß dort brausend vorüber. Ein wilder Park umgab die Burg. Die Sage erzählte, eine Gräfin gleichen Namens gehe dort um. Sie sei die Geliebte eines Fürsten des Landes gewesen vor fast zweihundert Jahren, habe unsägliches Elend über das Land gebracht, sei dann aber in Ungnade gefallen und zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Sie zeige sich mitternachts noch mit einem Strick um den Hals. Das Schloß war unbewohnt, denn niemand mochte gern darin sein, weil allerhand Geisterspuk darin vorgehen sollte. Die Bauern wollten oft eine weiße Frau im Parke gesehen haben bei Nacht. Dies alles fiel ihm nun so gelegentlich ein, ohne daß er weiter darüber nachdachte.

Einige Tage nach der Ankunft des Barons in der Stadt las man in einer vielverbreiteten Zeitung unter den letzten Anzeigen zunächst nur das Wort: „Libelle“. Am nächsten Tage stand zu lesen: „Libelle. Teichnixe“. Am dritten Tage endlich: „Brief postlagernd. Libelle“. Der Vorsicht halber wurde die Nummer auch ins Haus des Freifräuleins geschickt, mit dem Zusatz „für die Wäscherin“. So mußte die Magd zunächst die Zeitung

in die Hände bekommen. Witzlaff hatte einen Brief postlagernd aufgegeben, darin stand: „Schöne Libelle. Wenn Du am Nachmittage des 24. von Deiner Herrschaft loskommen kannst und keinen Dienst hast, so erwartet Dich um vier Uhr im Fichtenwäldchen hinter Eurem Hause jemand, der Dich dringend sprechen muß.“

Als Witzlaff nach einiger Zeit auf dem Postamt nachfragte, war der Brief richtig abgeholt worden. Demgemäß konnte das Stelldichein stattfinden. Witzlaff meinte bei sich, irgendwie müsse die Sache zu einem Abschluß kommen, möge werden, was wolle. Der Zustand des Harrens wurde ihm zur neuen Pein. Als er aber zur bestimmten Zeit an den Platz im Fichtenwäldchen kam, war niemand da. Er wartete lange genug, niemand zeigte sich. Und doch war der Brief abgeholt worden. Was konnte das bedeuten?

So ging er denn am nächsten Tage wieder hinaus. Er hielt es fürs einfachste, zu warten und selbst zuzusehen, bis das Mädchen vielleicht einmal herauskäme. Dann wollte er sie anreden, alles Weitere würde sich von selbst ergeben.

Es war ein heiterer Frühlingsnachmittag, als er wie ein Marder auf der Lauer durch das Fichtenwäldchen hinter dem Gartengitter der kleinen Villa einherschlich. An einen Baumstamm gelehnt, beobachtete er lange den Garten und das Häuschen, welches mit Epheuranken ganz eingesponnen war und im ersten jungen Grün leuchtete. Die grünen Läden waren gegen die Sonne herabgelassen, nichts regte sich, alles schien wie ausgestorben. Witzlaff kam nach einiger Zeit die Begierde an, in das Häuschen einzudringen. Er trat an die Gitterthüre, die er offen

fand. Wie jemand, der sich geirrt hat und nachfragen will, ob im Hause eine bestimmte Person wohne, ging er durch den Vorgarten ans Haus. Zu seiner Verwunderung war auch die Hausthüre nicht verschlossen. Um so besser! dachte er, so ist doch jemand zu Hause, und ich löse diese Rätsel auf einmal. Leise öffnete er die Thüre und trat in einen steinernen Hausflur, von dem eine Treppe rechts hinaufführte.

Die Korridorwände waren in pompejanischem Geschmacke gemalt. Ein Standbild des praxitelischen Erosjünglings, der so schwermutsvoll vor sich niederschaut, Statuetten des borghesischen Fechters und Amazonenbilder aus dem griechischen Altertum schmückten die kleine Halle. Er ging leise und behutsam gegen die Hinterthüre hin, welche in den rückseitigen Teil des Gartens zu führen schien.

Ein zartes, rosarotes Licht fiel durch die rote Glasscheibe dieser Gartenthüre in den Korridor auf die Amazonenbilder und den Eros. Witzlaff trat, beklommen, als wandle er in einem Märchen, an die Glasthüre und schaute durch die bunte Scheibe hinaus. Da sah er das Unbegreiflichste, Träumerischste und Seltsamste von der Welt. Im rosigen Scheine lag der Garten mit rosigen Blättern an Bäumen und Sträuchern, und auf der Reckstange eines Turngerätes, neben dem ein Barren stand, saß ein seltsames Wesen ganz vom zauberhaften Rosenlichte übergossen.

Erich erkannte dies Wesen. Es waren die Züge des lieblichen Antlitzes der Libelle. Aber sie war nicht in Frauenkleidern. Sie trug lange, weite Beinkleider, welche mit feinen Spitzen über die Kniee reichten; sie hatte ein

weites Turngewand an und an ihren Füßen saßen zarte Schuhe, mit einer Rosette besteckt. In solchem weiblich-männlichen Turngewand hatte Witzlaff in einem englischen Pensionat drinnen in der Stadt wohl auch schon junge Mädchen gesehen im Vorübergehen; es war die Turntracht, welche vielfach von Frauen getragen wird, wo Mädchenturnunterricht eingeführt ist.

Dies wäre an sich gewiß weniger auffällig gewesen, wenn das rosige Licht der Glasscheibe nicht das Mädchen in seinem Gewande wie einen Wundervogel hätte erscheinen lassen. Sie saß wie träumerisch, die Arme ineinander geschlagen, auf der Reckstange und bewegte leise ihre Füße hin und her. Witzlaff, der auf einmal die Wäscherin vergessen hatte, konnte sich nicht satt sehen an diesem zauberhaften Bilde. Nach einem Weilchen ließ sie sich mit graziösem Schwunge von der Reckstange herab und hüpfte, leicht bewegt wie ein Reh, nach den Ringen, welche an zwei Seilen vom Ringturngerät herabhingen. Sie faßte die Ringe an, und nun schwang sich das rosenrote Rätsel sehr bald mit erstaunlichem Uebermut, aber immer mit vollendeter Lieblichkeit und Anmut an den Ringen hin und her.

Von der heftigen Bewegung löste sich ihr Haar, das sie aufgeknüpft hatte, in vollem Strome fiel es ihr lang um die Schulter herab und flatterte um ihren Nacken im Schwunge. Mit einem zierlichen Satze sprang sie dann los vom Ring und warf sich ein wenig erschöpft ins grüne Gras einer kleinen Gartenwiese. Sogleich kamen zwei Kätzchen herbeigelaufen, mit denen sie, im Grase liegend, spielte. Die Kätzchen zausten ihr mit den kleinen, kralligen

Pfötchen ins blonde, lange Haar, dessen Strähne mit im Wiesengrunde lagerten.

Als sie sich ein wenig erholt hatte, setzte sie sich auf eine Schaukel, die vom Aste eines Apfelbaumes herabhing, der in voller Blüte stand. Nachdem sie sich da ein wenig hin und her gewiegt hatte, schien sie ein wilderes Gelüste zu überkommen. Sie blickte ein Weilchen an dem Baume empor; dann sprang sie munter auf, daß ihre blonden Haare um ihre Schultern schlugen, faßte einen herabhängenden Ast und kletterte nun gewandt in den niedrigen Apfelbaum hinauf. Dort setzte sie sich auf einen Ast, während die Apfelblüten, durch die Glasscheibe wie eine rosenrote Wolke anzusehen, sie zum Teil verdeckten. Sie strähnte sich ein wenig die Haare und mußte erst ein Weilchen an einem kleinen Aestlein herumnesteln, weil sich in demselben ein Haarstrang verfangen hatte.

Als dies gelungen war, griff sie in ihre Tasche und holte ein Semmelstückchen heraus. Sie zerkrümelte es mit der Hand in kleine Kügelchen und mochte etwas rufen, was aber Witzlaff hinter seiner Glasthüre nicht hören konnte. Er sah nur, wie sie die Lippen bewegte, und im selben Augenblicke kam vom Taubenschlag und von dem Gesimse des Häuschens her ein Schwarm Tauben geflogen, flatterte erst um den Apfelbaum und sogleich auch setzten sich eine Schar Tauben auf die Schultern des Mädchens, auf ihren Fuß, auf den Kopf und die Arme, wo nur ein Plätzlein zu erringen war. Da fütterte sie nun ihre Tauben, welche die Semmelkrümchen ihr aus der Hand nahmen; sie wiegte sich ein wenig im Geäste, daß die Tauben sich mit ihr wiegen mußten und mit den Flügeln

schlugen, um das Gleichgewicht zu halten. Sie nahm ein Krümchen in den Mund, wendete die Wange zur Seite und eine weiße Taube auf ihrer Schulter, rosarot durch das Glas gesehen, pickte ihr es aus dem Munde. Witzlaff starrte wie in einem paradiesischen Traume durch die Glasscheibe der Wundererscheinung zu, und das Wort seines nächtlichen Gesichtes ging ihm immer durch den Sinn: Die Namenlose! Namenlose!

Auf einmal schreckte sie auf in ihrem Apfelblütenthrone. Mit plötzlicher Hast machte sie eine Bewegung, ergriff den Ast und schwang sich hinab auf den nächsten Ast. Die Tauben flatterten erschreckt von ihr auf und kreisten um den Baum. Schon war das Mädchen unten und schien geradeswegs auf die Glasthüre des Häuschens herkommen zu wollen. Witzlaff zog sich schleunig durch den Korridor zurück; er konnte noch zur rechten Zeit die vordere Hausthüre schließen, während er glaubte, sie in den Flur treten zu hören. Sie konnte ihn nicht sehen. Er sprang durch den Garten und die Gitterthüre auf die Straße und bog eilig in das Fichtenwäldchen ein, wo er sicher war, nicht gesehen zu werden.

Hier wartete er nun auf weitere Dinge, die etwa kommen sollten. Eine Weile kam er sich vor, wie verwirrt. Vor seiner Einbildung stand das Bild der Schlittschuhläuferin auf dem Teiche, welche seine Gedanken so geheimnisvoll erraten hatte, stand das Bild des Irrgangs durch den Park, als er ihr von fern gefolgt war. Dann sah er wieder die Wäscherin vor sich und jetzt die Turnerin, im rosigsten Scheine verklärt, das Mädchen mit den Tauben auf dem Apfelbaum. War sie denn ein

Proteus, ein Wesen, das sich wandelt in allerlei Gestalten? In dieser Unvernunft seiner Gesichte, die er nicht verstand und zu deuten wußte, war ihm nur eines klar, daß dies Wesen unmöglich eine Hausmagd sein konnte. Sie war jedenfalls das Freifräulein selbst, wenn nicht eine Hexe, eine Nixe oder sonst ein in Menschengestalt verzaubertes Wesen.

Aber mit diesem Gedanken überkam den Naturforscher ein geheimes Gefühl tiefer Beschämung. War sie wirklich das Freifräulein selbst, in welche ganz entsetzliche Falle war er dann mit der Wäscherin gegangen! Sein Brief war abgeholt worden, aber niemand gekommen: das heißt, man hatte sich über ihn lustig gemacht. Das schalkhafte Fräulein hatte sich vielleicht gar mit Absicht in die Tracht der Wäscherin gesteckt, um ihn dadurch ein wenig abzukühlen und ihm seine Besuche vor ihrem Häuschen zu verleiden. Seine ganze Verzweiflung der letzten Tage, die Reise auf seine Güter: alles war nur die Folge blinden Lärms, vielleicht einer absichtlichen Neckerei gewesen. Ja, er war der Narr dieser Schönen geworden, die er doch nicht verstand, deren Thun und Treiben er nicht zu fassen vermochte!

Er war ungefähr so weit gelangt mit seinen Gedanken, als er sah, wie sich die Thüre des Häuschens öffnete. Eine leichte Staubwolke kam aus dem Flur herausgeweht. Sie wurde dichter und dichter. Zuletzt fuhr auch ein Besen und Besenstiel, thätig bewegt, über die Hausschwelle vor, und als er dies nicht ohne Bangen bemerkt hatte, trat auch die Aschblonde heraus. Die reizende Turntracht war verschwunden; sie war in Frauenkleidern und ge-

schürzt, aber recht als Aschenbrödel anzusehen. Sie kehrte den Raum vor der Thüre unverdrossen, und Witzlaff hätte nach dem Ausdruck ihres Antlitzes schwören mögen, daß sie ahnungslos, vollkommen ahnungslos darüber war, daß man sie beobachten könne. Als sie den Vorflur reinlich zusammengekehrt hatte, ging sie wieder hinein. Dann wurden von innen die Schutzläden zweier Fenster aufgezogen, die Fensterflügel aufgethan, und er sah sie nun drinnen das Zimmer putzen und abstäuben. Er beobachtete, wie sie hin und wieder ging und allerhand Magdarbeit verrichtete. Dann wurden die Fenster wieder geschlossen, die Rollläden heruntergelassen, und Schweigen und Stille herrschte um das Häuschen wie zuvor.

Erich schlich sich mit einem wunderbar gemischten Gefühle aus dem Fichtenwäldchen fort. Er gestand es sich mit größerer Gewißheit als je, daß er dies unfaßbare Geschöpf leidenschaftlich liebe. Er fühlte, daß er keines vernünftigen Gedankens mehr fähig sei, bis er das Rätsel dieses Frauenbildes gelöst habe, und nur in der Ehe könne ihm diese Lösung werden, dessen war er nicht minder gewiß. Unbestimmte, dunkle Trauer befiel ihn, wenn er daran dachte, daß die sonderbare Art des Mädchens, sich zu geben, vielleicht auf einen nicht ganz gesunden Sinn hinwies. War sie eine geistig Kranke? Er wagte es kaum zu denken und mußte doch in ihrem Wesen, das ihm unstät, wie ein Irrlicht, erschien, etwas vermuten, das ein seliges Liebesglück trüben konnte.

Als er auf seine Zimmer kam, gewann indessen der Gedanke die Oberhand, er müsse, da er wegen des Abenteuers mit der vermeintlichen Wäscherin sich eine arge

Blöße gegeben hatte, in irgend einer Weise sich mit Schicklichkeit und Anstand aus dieser heiklen Sache herausziehen. Die Vermutung siegte wieder, daß er es mit einem schalkhaften Fräulein zu thun habe, welches ihn necke. So setzte er sich denn an seinen Schreibtisch und begann einen Brief an das Freifräulein. Als er eine Weile geschrieben hatte, fand er, daß das alles Unsinn sei, er zerriß den Brief und begann einen neuen. Auch dieser mißfiel ihm und wanderte zerknittert in den Papierkorb. Er setzte sich, um sich größeren Mut zu trinken, eine Flasche Burgunder auf den Tisch, trank Wein und schrieb nun allerdings in einem Zuge einen langen Brief nieder. Als er ihn fertig hatte, übersah er ihn nochmals und las folgende humoristische Zeilen:

„Hochwohlgeborenes Freifräulein!

Nicht einmal Ihren Vornamen weiß ich, und ich frage mich, soll ich Sie anreden als Eva oder Elsa, Emma oder Anna, Christel oder Nettchen! Ach, so viele lustige und niedliche Frauennamen gibt es in dieser Welt in allen Sprachen aller Völker, von der Urmutter Eva angefangen, und doch finde ich unter allen keinen, um Ihr Wesen zu bezeichnen. Glauben Sie mir, mein hochverehrtes Freifräulein, daß Sie im Grunde nichts andres sind, als ein allerliebstes Gebilde von winzig kleinen Zellen und Geweben, niedlichen Tierchen und unzähligen Mikroben von dieser Gestalt. (Hier waren im Briefe einige Zeichnungen von Gefäßzellen, Blutkörperchen und Nervendurchschnitten, wie sie im Mikroskop aussehen, mit der Tinte flüchtig hingezeichnet.) Sehen Sie, mein Fräulein, gerade so sehen

Sie innerlich aus, wenn Sie auch zehnmal mit mir Versteckeu spielen, als ein Geheimnis sich auszugeben suchen und mir den Blick in das Innere Ihrer unbegreiflichen Seele verweigern. Glauben Sie mir, als ich Sie auf dem Reck turnen, auf dem Apfelbaum sich schwingen sah, dies alles war nichts andres, als eine physikalische Bewegung von Milliarden zusammengehäufter Lebenszellchen nach den Gesetzen der Schwerkraft, Pendelschwingung und Elasticität! Warum spielen Sie sich also als etwas Wunderbares auf? Mein Fräulein, Sie haben in Wahrheit gar keinen Namen; Ihr Name Freifräulein von der Egge ist ja doch im Grunde nichts andres, als was der eingebrannte Stempel auf den jungen Lämmern, was die Firma auf meiner Flasche Burgunder, was die Hausnummer 25 an der Mauer Ihres Häuschens ist. O, mein Fräulein, es gibt tausend, abertausend Burgunderflaschen, jede hat eine besondere Etikette, wie Sie die Etikette haben: Eva oder Elsa oder Rosaura von der Egge. Aber es ist eben nur eine Etikette; ohne Ihren sehr verehrten Namen wären Sie nur ein Mädchen unter Milliarden Mädchen, die auf diesem Planeten, genannt Erde, seit Jahrtausenden gelebt und in Jahrtausenden leben werden. Was wären Sie also Besonderes, Absonderliches, Wunderliches, daß ich mich gerade in Sie so unsinnig verlieben muß? Habe ich deshalb mich der Naturwissenschaft gewidmet, damit Sie mir wie ein Fabelwesen aus dem siebenten Himmel alle meine Konzepte verrücken, und die Milliarden Zellen, aus denen Sie bestehen, mir den seltsamsten Schabernack anthun, den ich je erlebt? — Ach, mein Fräulein, welch ein undefinierbares, unfaßbares, unergründliches Ding ist doch

solch ein Mädchen, Weib, Wesen, wie Sie sind! Ich sehe Ihr Antlitz, und all meine anatomischen Gedanken werden zunichte! Ich weiß ja ganz genau, daß Ihr Köpfchen durch Ihren Kopfnicker so zierlich bewegt wird, ich weiß ja, daß der Schneidermuskel Ihren zierlichen, graziösen Gang, Ihr herrliches Schlittschuhlaufen und anmutsvolles Aufdiebäumeklettern ermöglicht; ich weiß, wo jedes Müskelchen, Häutchen und Nervchen sitzt, wodurch Ihre Augen so verführerisch, lockend und lieblich in die Welt blicken! Ach, und all das hilft mir nicht, frommt mir nicht, wenn ich Sie ansehe, ich vergesse es einfach und sehe nichts, als ein Wesen vor mir mit wunderschönen Augen und herrlichem Haar; ein edles, schönes, wundervolles Gebilde, das den Erdboden dieses Planeten tritt und wie ein paradiesisch Wesen vor mir wandelt. Ach, mein Fräulein, ich liebe Sie, wie nur ein Mann geliebt haben kann; seit Wochen diese Sehnsucht, Sie, liebstes aller Zauberweiber, die je auf Erden waren, auch nur ansprechen zu dürfen! Ihre Stimme wäre mir lieber, als die lieblichste Musik. Ich staune und sinne über diese wunderbare Schöpfung, die wir Natur nennen, und den Gott, der sie gemacht hat, wenn ich Ihrer gedenke; wie in einem Märchen wandle ich, nur daß es ein wirkliches, wahres, greifbares Märchen ist. Ich möchte weinen, daß wir auf einem so unverläßlichen Planeten leben, wie diese Erde ist, und uns um eine Sonne im Kreise herumwerfen lassen müssen, denke ich, daß ein so unendlich bestrickendes, liebliches, zaubervolles Wesen wie Sie in der ganzen Geschichte mit herumfliegt. Was sind mir die Tausende von Frauen, die je waren und sein werden? Sind sie nicht auch schön, lieb-

lich und holdselig? Und nun sehen Sie, nun muß ich gerade Sie unter diesen allen für das blaue Wunder der Schöpfung ansehen, das unlösbarste Frauenrätsel aller Zeiten, weil Sie wahrscheinlich das allereinfachste, natürlichste und weiblichste Wesen sind, das es geben kann. Diese beglückende Hoffnung hege ich noch immer. Sie fegen und stäuben, waschen und spinnen. Thaten das nicht Tausende von Frauen? Aber daß Sie es thun, das ist das Wunderbare! Sie fahren Schlittschuh und turnen. Auch das ist eine gesunde Motion für Mädchen. Aber daß Sie es thun, dünkt mir über alle Maßen wunderbar. Sie füttern Ihre Tauben und spielen mit Katzen! Wie viele Frauen thaten das nicht! Und doch macht all das Sie zum undefinierbaren Rätsel, zum wahren Geheimnis der Natur und der Dinge.

Ja, das Weib ist ein Geheimnis. Das große Geheimnis der Schöpfung selbst ist in ihm zum wandelnden Gebilde geworden, dem wir nachlaufen, nachspüren, nachschleichen. Verzeihen Sie, wenn ich es gethan. Entschuldigen Sie es, Sie sehen aus diesen tollen Zeilen, in welchem Zustand ich bin. Gewähren Sie mir nur ein Wort; lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihr Haus umschlich, wie ein Dieb auf der Lauer. Ich bin in der komischsten Lage von der Welt. Lachen Sie nicht über mich und nehmen Sie mit einem ernstgemeinten Heiratsantrag — Diskretion Ehrensache — diesen verrücktesten aller Liebesbriefe entgegen.

Erich v. Witzlaff."

Als der Baron diesen Brief überlesen hatte, sah er wohl, daß er auch diesen nicht absenden konnte. Eben

war er im Begriff, ihn in das Feuer zu werfen, als die Klingel schellte und der Briefkasten erdröhnte. Gleich darauf kam der Diener herein und übergab einen Brief. Erich sah die Aufschrift, von einer flüchtigen Frauenhand geschrieben. Er erbrach das Schreiben eilig und las die Unterschrift zuerst; sie lautete zu seinem Erstaunen, Glück und zugleich zu seiner Verwirrung: „Elsa von der Egge." Er wagte nicht, sogleich zu lesen, sein Herz klopfte zu stark, endlich entzifferte er:

„Mein werter Herr Baron!

Da mir aus Gründen, die jedem Mädchen verständlich sein werden, sehr daran liegt, gewisse Fensterpromenaden eingestellt zu sehen, so lade ich Sie behufs Einleitung von Präliminarien über einen Waffenstillstand in der Sache ein, sich morgen auf Schloß Hirschruf (es war das geheimnisvolle Schloß im Thalgrund) einzufinden. Sie können ja dort in der Umgegend botanisieren. Es sind im Schloßpark allerhand Klatschrosen, Kräutchen ‚rühr' mich nicht an' (noli me tangere) und so weiter. Sie werden da auch mich finden, da ich zum Geschlechte der Noli me tangere gehöre. Vielleicht läßt sich ein modus vivendi ausfindig machen. Ganz ergebenst

das Freifräulein E. v. d. E."

Erich war ein wenig verlegen. Wie ein Liebesbrief sah das nun freilich nicht aus. Schnell aber, in einer humoristischen Laune, steckte er jetzt sein tolles Schreiben in einen Umschlag, verschloß es und schrieb die Adresse des

Fräuleins darauf. Eilig übergab er es dem Diener mit dem Bemerken, daß der Brief sofort zur Post müsse.

„Das zur Strafe!“ meinte er bei sich. „Sie soll die unerhörteste Liebeserklärung lesen, die je ein Mädchen erhielt. Wir werden ja sehen, wie sich der Schalk dazu stellt.“

Kaum konnte er nun den andern Tag erwarten, um sich zu seinem Stelldichein aufzumachen. Er brach beizeiten auf und wanderte in den düsteren Thalgrund. Wo das verrufene Schloß stand, stieg er im umliegenden Walde, auf den Felsenklippen und an den Abhängen umher, um getreu der Weisung seiner Schönen zu botanisieren. Ein unbestimmter Trieb ließ ihn eifrig nach seltenen Algen und Moosen, Flechten und andern Dingen spähen. Schon war der Wald von Anemonen übersät; Aaronsstäbe schossen aus dem Boden hervor; Maiglöckchen neigten ihre weißen Kelche über das Moos. In den Porphyrbrüchen des steilen Felsenzuges, welcher das Thal einengte, lagen bunte Amethyststücke und viel gesuchte Mineralien zeigten sich überall im Gestein eingesprengt. Unten im Thal sah Witzlaff das unheimliche Schloß liegen; das Wildwasser brauste mächtig an seinen steinernen Flanken vorüber. Wie er nun so suchte und nach seltenen Pflanzen spähte, gleich einem Zauberer mit der Springwurzel, entdeckte er zu seiner großen Freude eine Gattung der Bartflechte, die sonst in dieser Gegend nirgends vorkam. Dieser wissenschaftliche Fund beschäftigte ihn dermaßen, daß er eine Weile gänzlich seines Abenteuers vergaß. Er untersuchte die umstehenden Bäume, die Beschaffenheit des Erdbodens, die sonstigen Zufälligkeiten des Ortes, um

daraus eine Erklärung für das Vorhandensein der Flechte zu gewinnen. Er setzte sich ins Moos, betrachtete sie durchs Glas und wurde von einem zum andern geführt, so daß er sich in immer weitergehende Untersuchungen vertiefte, und auch noch einige fernere wertvolle Funde machte. Er bemerkte darüber nicht, daß die Zeit schon längst vorüber war, zu welcher er unten im Schlosse erwartet wurde. Ganz vertieft in seine Arbeit blickte er endlich auf, als er mit einemmale drüben im Walde, wo wenige Eichen einen Hain bildeten und das Dickicht etwas gelichtet war, eine gespenstische Erscheinung zu sehen glaubte. Es fiel dort durch das junge Laub der Bäume ein Sonnenstrahl schräg in die Lichtung ein, und gerade in diesem Strahle stand eine weiße Frau. Es ist eine Hallucination! sagte er zu sich und blickte scheu hinüber. Kein Zweifel, die Gestalt stand noch immer da. Ein langes, weißes, schleppendes Laken umhüllte sie ganz: ein weißes Tuch fiel von ihrem Kopf herunter und ein weißer, seidener Schleier verhüllte das Antlitz. Nicht ohne ein gewisses Grauen sah der Naturforscher, daß um den Hals dieser Erscheinung, der ganz entblößt war, während sie sonst verhüllt blieb, ein roher Hanfstrick lag, wie der Strick von einem Galgen. Einen Augenblick war Witzlaff starr. Er dachte daran, wie die Bauernsage davon sprach, daß eine weiße Frau hier umginge. Nun winkte sie auch noch mit der Hand, welche sie indessen ganz vom weißen Laken umhüllt hielt. Der Sonnenstrahl, welcher auf sie fiel, blendete des Naturforschers Augen. Geister gibt es nicht, kann es und darf es nicht geben! sagte dieser endlich zu sich und machte eine Bewegung, um sich der geheimnisvollen Gestalt zu

nähern. Er fühlte aber doch, daß er dabei bleich geworden war, wie eine Wand. In diesem Augenblick bewegte sich die Gestalt langsam aus dem Sonnenstrahl seitwärts ins dunkle Tannendickicht und verschwand darin. Da seine Augen geblendet waren, konnte er einen Augenblick nichts deutlich sehen; die schwarzen Sonnenflecken schwebten ihm vor den Augen. Er dachte indessen: ich muß doch nähere Bekanntschaft mit diesem Geiste machen, und brach in das Dickicht ein. Eine geraume Weile suchte er hier herum, stolperte über Baumwurzeln und fiel auch einmal stolpernd samt seinen botanisierten Schätzen hin. Während er sich aufraffte, glaubte er ein heimliches Kichern, wie Hohngelächter von unsichtbaren Geistern, zu vernehmen. Ein unterdrücktes Echo kam aus dem Walde. Er ging dem Laute nach, konnte aber wegen des Echos nicht recht unterscheiden, von wo eigentlich dieses Kichern kam. Nun stand er still und lauschte. Alles war schweigsam wie die Toten, nur die Bäume über seinem Haupte rauschten leise. Und mit diesem Rauschen überkam ihn plötzlich ein ganz unnennbarer Schauder; eine Angst, wie ein Kind, das Schauergeschichten hört. Wenn es auch keine Geister gab, so hatte er doch die Gestalt gesehen, die eine Schöpfung seiner Einbildung sein mußte in der Waldeinsamkeit. Und den nüchternen Naturforscher überkam vom geheimnisvollen Rauschen und Brausen der Bäume eine Furcht vor der Natur und vor sich selbst, als einem Teil der Natur, daß er mit möglichst beschleunigten Schritten aus dem Waldesdickicht zu kommen eilte. Er stieg, voll von dem Gedanken an die Erscheinung, die er gehabt, hinunter nach dem Schloß, um sich zu dem Freifräulein zu begeben.

Es fiel ihm auf, während er sich durch den düsteren Park dem Schlosse näherte, daß viele Fenster zerschlagen und mit Spinnweben überzogen waren. Auch sah er nirgends Anzeichen, daß es bewohnt sei. Doch da man ihn hierher bestellt hatte, zog er eine alte, verrostete Klingel am Schloßthor. Es gab nur einen ächzenden, sonderbaren Laut, der ihn ein wenig erschreckte. Niemand kam, um zu öffnen. Er klingelte nach einer Weile wieder, ging an der Schloßmauer auf und ab; es regte sich kein Wesen in der unheimlichen Stille. Sollte man ihn zum Besten gehabt haben! Ein Gefühl, sonderbar aus Schauer und Enttäuschung gemischt, überkam ihn. Er ging wieder zurück, zog noch einmal an der alten Klingel, und zwar dermaßen, daß der verrostete Draht auseinanderriß und ein Klirren durch die herabhängenden Drahtreste schwirrte. Schon wollte Witzlaff unmutig fortgehen, als zufällig sein Blick auf den Erdboden vor dem Schloßthor fiel. Er blieb überrascht stehen, denn er sah im weichen Boden mehrere Fußspuren eingedrückt. Er betrachtete dieselben; sie waren mit der Spitze gegen die Schloßthüre gerichtet. Einen Augenblick glaubte er, es seien seine eigenen Spuren. Er setzte seinen Fuß über eine von diesen abgedrückten Sohlen, wobei er freilich bemerkte, daß sie viel kleiner waren. Nun schienen sie ihm auf einmal äußerst zierlich. Er betrachtete diese feine, ovale Schwingung des vorderen Füßchens und den Abdruck, den der kleine Absatz, fest und knapp eingedrückt, hinterlassen hatte. Er suchte, wie eine Pflanze nach Linné, alle Eigenschaften dieses Füßchens des Näheren zu bestimmen, nicht ohne einen gewissen nachdenksamen Humor. Er spürte weiter auf dem Boden und

bemerkte, daß, während einige von diesen Fußspuren nach dem Thore gerichtet waren, andre vom Thore wegführten. Er schloß mit naturwissenschaftlicher Sicherheit daraus, daß die Besitzerin dieser zierlichen Füßchen sowohl in das Schloß, wie aus dem Schloß gegangen sein mußte. Er schritt den Spuren nach, die lustig nebeneinander her spazierten im weichen Boden. Diejenigen, welche fortführten, bogen bald in einen Seitenweg ein, von dem er eben hergekommen war. „Sieh, sieh!“ sagte er zu sich. „Das ist doch seltsam. So müßte ich doch jemandem begegnet sein.“ Die Spuren waren noch ganz frisch. An einer Stelle sah er deutlich, wie die Besitzerin — denn es waren die feinsten Frauenfüße von der Welt — lustig hingehüpft sein mußte, denn man sah keine Absätze eingedrückt, nur die vordere Sohle war zierlich in den Boden gemalt und die Spuren waren auch weiter von einander entfernt. Diese Beobachtung und ihre scharfsinnige Deutung ermunterte den Naturforscher dermaßen, daß auch er ein paar Schritte lustig hinhüpfte neben den leichten Spuren. Dann blieb er plötzlich an einer Stelle stehen, wo wieder das ganze Frauenfüßchen, wie in Erz gemeißelt, abgedrückt war. Mit großem Bedacht drückte er dicht daneben seinen eigenen Fuß in den Boden und betrachtete dann mit den heitersten und liebenswürdigsten Gefühlen von der Welt seinen Männerfuß und den zarten Frauenfuß daneben, als seien sie ein Pärchen, das sittsam nebeneinander wandelt.

Während er so stand und auf den Boden blickte, träumerisch versunken in den Anblick vor sich, fühlte er plötzlich eine leichte Hand auf seiner Schulter. Betroffen

blickte er auf und sah in das lieblichste aller Mädchengesichter. Es war Elsa. Da fiel einen Moment kein Wörtchen. Er blickte nieder auf den Boden und sah die beiden Füße an, und dann sah er wieder auf ins Antlitz des Mädchens. Dieses heitere Auf- und Abblicken wiederholte sich, bis sein Blick feuriger wurde und eine bestimmte Absicht zu verraten schien.

Da löste sich leise die Hand von seiner Schulter; das Fräulein trat ein wenig zurück und fragte: „Ja, was thun Sie denn eigentlich da?"

Er war im Begriff gewesen, mit einem muntern Kuß das Mädchen sich zu verloben. Zu seiner Bekümmernis indessen merkte er, daß er beide Hände voll Pflanzenbündel hatte, so daß er nicht recht absah, wie er ein solches gewagtes Unternehmen bewerkstelligen sollte. Er blickte daher wieder auf den Boden und sagte: „Sie sehen, mein verehrtes Fräulein, daß ich Pflanzenabdrücke zu bestimmen suche."

„Pflanzenabdrücke?" fragte sie neugierig.

„Jawohl," sagte er ein wenig kaustisch gestimmt. „Sehen Sie hier diese niedlichen und äußerst zierlichen Abdrücke im Boden? Fast haben sie die Form eines Mädchenfußes. Ich zerbreche mir den Kopf, was das für eine Pflanze sein kann, von der sie stammen."

Das Freifräulein trat ein wenig zurück, als finde sie diese Bemerkung nicht gerade fein. Dann aber sagte sie: „Es sieht Ihnen ganz ähnlich, daß Sie überall grasgrüne Dinge sehen müssen. Ihren Brief habe ich auch erhalten. Darin haben Sie aber die Hauptsache vergessen."

„Ei, mein edles Fräulein — die wäre?!"

„Nun, wenn ich so ein zusammengehäuftes Ding aus lauter Mikroben, Lebenszellchen und sonstigen Atomen bin und Sie so ganz genau wissen, wo mein Kopfnicker sitzt, so haben Sie vergessen, daß Sie im Grunde doch wohl auch nichts andres sind, als eine solche Wunderpflanze aus lauter kleinen, winzigen Dingerchen zusammengesetzt, mein Herr Naturforscher." Sie sagte das alles ziemlich spitz.

„Damit könnten Sie allerdings recht haben, mein liebes Fräulein. Aber bedenken Sie, daß wir uns über dieser merkwürdigen Begegnung mit ihren naturwissenschaftlichen Forschungen noch nicht einmal guten Tag gesagt haben. Mein edles Fräulein, es ist mir ein großes und unverdientes Glück, daß ich Sie nach so langer Zeit wieder sprechen darf. Womit kann ich mir dasselbe verdienen?"

„Mein Herr," erwiderte sie mit einem gewichtigen Ernste, „ich habe Sie hierher bestellt, um Ihnen unter vier Augen zu sagen, daß ich Ihr Benehmen durch nichts zu rechtfertigen finde. Sie sind mehrmals, wie meine Magd mir erzählt hat, um das Haus eines unbescholtenen Mädchens herumgeschlichen; Sie haben durch Ankündigungen in einem öffentlichen Blatte mich beinahe kompromittiert; Sie haben spioniert und mich bei meinem geheimsten Thun belauscht, wie ich nach dem Inhalte Ihres Briefes schließen muß. Sie haben mich waschen, fegen und stäuben sehen. Kein Mann hat dies noch gesehen. Keines Mannes Auge sollte es jemals sehen. Nun ist mein Geheimnis entweiht; Sie mögen selbst die Folgen tragen. Dann schreiben Sie mir einen Brief, der von Beleidigungen strotzt. Ich habe Sie hierher bestellt, um Ihnen zu sagen, daß das sehr

unfein ist, sehr wenig einem Gelehrten und Edelmanne ziemt, auch wenn er noch so gut seine naturwissenschaftlichen Examina bestanden hat. Wie Sie nicht eher ruhten, bis Sie mich waschen und fegen sahen, so ruhen Sie auch nicht eher, als bis Sie gesehen haben, wie die gütige Natur wäscht und fegt und ihre Kleider flickt. Ist das schön? Ist das manneswürdig? Ist es nicht Topfguckerei, die jede Hausfrau sich an ihrem Manne verbitten würde? Diese schöne Natur soll man nicht ansehen, wie sie sich wäscht und kämmt, sondern man soll sie betrachten wie eine holdgeschmückte Braut, die zur Kirche geht, und soll nicht fragen, wie sie so schön geworden ist, und soll nicht ihren Schleier aufheben. Denn würde man forschen, wie die Braut so schön geworden ist, so würde man Seife, Handtücher und Zahnbürsten sehen und viele andre Dinge, die einen Mann nicht das geringste angehen. Sie aber ruhen nicht eher, als bis sie die Toilettenkünste der Mutter Natur alle ausgeklügelt haben, und dann klagen sie, daß es Schminke scheint, ja, auch ein unbescholtenes Edelfräulein machen Sie einmal zu einem Zauberwesen, das andre Mal zu einem Häufchen von kleinen Lebezellen und Mikroben, und ich finde eines wie das andre unzulässig."

Sie kanzelte ihn auf diese Weise ganz tüchtig ab unter freiem Himmel im düsteren Schloßgarten, so daß er nicht recht wußte, was er entgegnen sollte. Es kam ihm so drollig vor, was sie sagte, während er doch wie ein abgestrafter Schulknabe vor ihr stand, daß er über das Komische der Lage lachen mußte.

„Ei," sagte sie, „Sie lachen auch noch, mein Herr? Ihnen freilich ist alles komisch und lächerlich; Sie haben

das Wunderbare von der Schöpfung abgeschöpft durch Ihre Naturwissenschaft, wie den Rahm der Milch, und da bleibt freilich nur das Komische. Natürlich verfallen Sie dann darauf, aus einem simplen Frauenzimmer, wie ich bin, ein blaues Wunder der Natur zu machen, um Ihre Wundersehnsucht doch noch anzubringen, wie Sie mir ja so zierlich in Ihrem Briefe auseinandergesetzt haben. Aber es ist nichts dahinter. Von den wahren Wundern wissen Sie doch nichts, denn Sie glauben weder an Nixen noch Geister, noch sonst ein Wunder. Nicht einmal an weiße Frauen glauben Sie! Und doch gibt es weiße Frauen!"

„O mein schönes Fräulein," fiel da Witzlaff ein, „Sie ahnen nicht, wie wunderbar mir alle Dinge erscheinen, gerade seit ich Sie gesehen! Keineswegs ist mir der schöne Zauber der Natur zerstört, im Gegenteil, ich sehe alles wie mit neuen Augen an. Sogar an Wunder und an weiße Frauen glaube ich!"

„Ach," sagte sie angenehm überrascht, „glauben Sie wirklich daran?" Er sah an ihrem Gesicht, wie es ihr eine naive und sehr angenehme Freude bereitete, daß er an Wunder glaube.

Er fuhr daher sogleich fort: „Und nicht nur glaube ich, daß es weiße Frauen und solcherlei Wunder gibt, sondern ich habe sogar jetzt eben, vor einer halben Stunde, droben im Walde leibhaftig die weiße Frau mit einem Strick um den Hals gesehen."

„Ach, was Sie sagen!" rief das Mädchen aus und trat erschrocken einen Schritt zurück. Witzlaff hatte einen Augenblick den Verdacht, sie selber möchte diese weiße Frau gewesen sein, aber er glaubte, er müsse ihn fallen

lassen gegenüber diesem erschrockenen Gesicht. Er stand abermals vor einem Rätsel, denn das Rätsel der Frauenlist und Frauenverstellung hatte er freilich noch nicht ergründet.

„Huh! mich gruselt ordentlich!" sagte sie und blickte scheu um sich. Kommen Sie fort von hier. Gehen wir ins Schloß. Wissen Sie, daß die weiße Frau meine Ururahne ist?"

Sie faßte ihn ängstlich bei der Hand und zog ihn scheu mit sich fort. Unterwegs fragte sie nochmals ganz betreten: „Aber sagen Sie, Sie spiegeln mir doch nichts vor? Ist es wirklich wahr, daß Sie sie gesehen haben?"

„Wirklich und leibhaftig," bekräftigte Witzlaff. Er beschrieb ihr die Erscheinung, ohne seinen Fall und das höllische Gekicher zu verschweigen. Während dieser Erzählung ritt ihn nun aber doch der Schalk; er glaubte, je mehr er sich die Umstände der Erscheinung ins Gedächtnis zurückrief, um so mehr annehmen zu müssen, daß das Fräulein selbst den Mummenschanz getrieben hatte. Er erzählte daher mit um so größerer Ueberzeugtheit, als sei er vollkommen gläubig an weiße Frauen und sonstige Geister. Sie hörte mit augenscheinlicher Genugthuung zu, und als er die Erzählung beendet hatte, sagte sie: „Sehen Sie nun, mein Herr? Es geht eben nicht alles so natürlich und naturwissenschaftlich in dieser Welt zu, wie die Herren Naturforscher mit ihrem kurzsichtigen Verstande gemeinhin annehmen. Es freut mich, daß Sie zu dieser Einsicht gelangt sind."

Sie waren währenddessen ins Schloß gekommen und eine breite Steintreppe hinaufgestiegen. Innen war alles

verwittert und verstäubt. Sie traten in leere Säle, wo hie und da noch ein vergilbter Sessel stand und verrauchte Ahnenbilder an den Wänden hingen. Das Freifräulein führte den Naturforscher wie absichtslos treppauf, treppab, durch Säle und Korridore, während sie ihm mit geheimnisvoller Stimme allerhand Gespenstergeschichten erzählte, welche hier und in der Umgegend geschehen sein sollten. Sie legte es recht darauf an, ihn zum Gruseln zu bringen. Sie erzählte, daß ihr Vater wegen des üblen Rufes, in dem das Schloß stand, dasselbe habe ganz verfallen und veröden lassen, um späteren Nachkommen zu überlassen, es zu erneuern. Erich erfuhr dabei, daß die Eltern des Mädchens vor einigen Jahren gestorben waren; sie sei als letzte Erbin des einst reichen Geschlechtes übrig geblieben, ohne den Schutz von Brüdern und von Verwandten. So sei sie einsam aufgewachsen und habe sich zeitig zur Selbständigkeit erzogen. Dies alte Gespensterschloß mit dem Park und einigem Ackerlande, welches ein Pächter bewirtschafte, und das kleine Anwesen in der Stadt sei ihr Erbe und Besitz. Sie lebe ohne Sorgen und habe reichlich, was ein einsames Edelfräulein brauche, sie habe es nicht nötig, etwas zu schaffen und zu thun, aber freilich, das alte Schloß umbauen zu lassen, dazu würden ihre Mittel nicht ausreichen. Auch sähe sie nicht ein, warum sie ganz allein für sich ein so weites, altes Gemäuer sollte ausbessern lassen, da sie es doch nicht bewohnen könnte. So lasse sie es denn weiter verfallen, während täglich mehr Geister und Gespenster sich ansiedelten und die weiße Frau ärger denn je ihr Wesen triebe. Kein Bauer wage mehr den Park zu betreten. Nun habe der Naturforscher ja

selbst die weiße Frau gesehen, und könne wissenschaftlich bestätigen, was man in der Umgegend flüstere.

„Sie sehen,“ sagte sie, „daß ich weiter nichts bin, als ein Edelfräulein, das ein Gespensterschloß sein Erbe und eigen nennt. Die weiße Frau ist, sozusagen, in meinem Besitze, denn sie ist an das Schloß gebannt, und wie andre Perlen und Edelsteine haben, so habe ich die weiße Frau und eine ganze Reihe von Gespenstern.“

Dies alles plauderte sie natürlich und scheinbar unbefangen vor sich hin. Nur blickte sie hie und da scheu in die Ecke eines Saales oder in eine Korridornische, als müsse irgend ein Geist daraus hervorkommen. Witzlaff wußte nicht recht, was er aus ihr machen sollte. Endlich meinte er, das einfachste sei, dem allen ein Ende zu bereiten, seine Liebeswerbung anzubringen und das Fräulein um seine Hand zu bitten, da man nun doch einmal zu einem Stelldichein sich zusammengefunden hatte. Als sie daher in einem kleinen, lauschigen Eckzimmer angekommen waren, wo das Echo nicht so laut von den Wänden hallte und die Umstände günstig waren, ergriff der Baron die Hand des Mädchens und sagte: „Liebste Elsa! Machen wir ein Ende. Sie haben meine Zeilen erhalten, und es könnte wohl scheinen, daß sie ein arger Scherz wären, wenn ich jetzt mein Geständnis nicht wiederholte, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe. Da wir nun einmal so weit sind, daß wir hier einsam im Schloß Ihrer Väter sitzen, so lassen Sie mich nun auch Sie mit der Liebe eines liebenden Mannes bitten: wollen Sie meine Frau werden? Wollen Sie mir folgen und die Meine sein und bleiben?“

Er stockte in seiner Rede, denn er sah, wie das Mädchen ihn tief erschrocken anblickte. „Aber das ist doch nicht Ihr Ernst?“ stammelte sie endlich. „Ich habe Ihren Brief für einen Scherz gehalten!“

„O nein, liebste, süße Elsa, das war kein Scherz! Das waren die unsinnigen Ausdrücke einer tiefen und verzweifelten Leidenschaft. O, mein liebes, trautes Mädchen, was haben Sie aus mir gemacht! Sie können es nicht ahnen, wie mein armer Kopf mir verrückt ist durch das Unbegreifliche Ihres Wesens, das süße Rätsel, das Sie für mich sind!“ Witzlaff sank vor ihr nieder, und die ganze verworrene Leidenschaft der letzten Wochen, das bunte Durcheinander seiner Gefühle, welches das Proteusbild des seltsamen Mädchens in ihm entfacht hatte, kam in seinen Worten zum Ausdruck. Er schilderte ihr seinen verzweifelten Zustand, erzählte ihr seinen Traum und redete sich heftig und leidenschaftlich alles von der Seele herunter, was ihn seither gequält, gedrückt und in Zweifeln umhergetrieben hatte.

Elsa hörte ihn betreten an; hie und da lächelte sie wohl ein wenig, dann sagte sie: „Meine Hand, verehrter Freund, kann ich Ihnen nun freilich nicht geben. Ihre Frau kann ich nicht werden. Ich will Ihnen später sagen, warum. Meine Hand gehört vielleicht längst einem andern. Könnte ich diesem um Ihretwillen die Treue brechen?“

Erich stand auf. „Einem andern? O, Sie scherzen zu grausam mit mir —!“

Ernst erwiderte sie: „Fragen Sie nicht! Forschen Sie nicht! Schon viel zu viel haben Sie geforscht und gefragt! Es gibt Geheimnisse in dieser Welt, die man nicht an-

tasten soll. Und doch muß ich sehen, wie ich Ihnen heifen kann!"

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte der Naturforscher schmerzlich.

„Sie müssen viel gelitten haben um mich," sagte sie, „und das thut mir leid. Ich muß suchen, Ihre Schmerzen zu lindern, Ihnen zu helfen, soweit das ein armes Mädchen in meiner Lage kann. Wollen Sie mich recht oft besuchen? Kommen Sie täglich, kommen Sie, wenn Sie wollen, in mein Häuschen in der Stadt. Sie können sich da in das Zimmer Ihres Liebchens setzen und drinnen sein, wenn ich nicht da bin; Sie können, wenn ich zu Hause bin, in meinem kleinen Salon mit mir plaudern, da Sie mich nun einmal lieben; Sie können sich so beruhigen und diese innere Rastlosigkeit einschläfern. Und dann werden Sie ja wohl auch an Wunder glauben!"

„Aber dann lieben Sie mich ja!" rief Erich aus, „wenn Sie mir das alles, wenn Sie mir so schönes Glück gewähren können!"

„O nein!" sagte sie sehr ernst und sehr bestimmt. „Nur unter der Bedingung könnte ich das alles gestatten, daß Sie ohne den geringsten Hintergedanken kommen, als ob ich Sie liebe. Es ist richtig, ich sehe Sie gern, bin gern mit Ihnen auf dem Eise gefahren und würde mit keinem Menschen lieber, als mit Ihnen tanzen, fechten und turnen, Kahn fahren und nach der Scheibe schießen, auf die Jagd gehen, ausreiten und allen Sport treiben. Aber das ist nicht Liebe. Und dies sage ich Ihnen bestimmt und klar und ohne Koketterie. Ich liebe Sie nicht. Wenn Sie dächten, daß ich Sie liebe, wäre alles aus zwischen

uns. Daß Sie mich lieben, kann ich Ihnen weder wehren noch verbieten. Daß Ihnen diese Liebe Leiden schafft, erregt mein Mitgefühl. Es thut mir weh, andere leiden zu sehen. Aber wenn Sie täglich mit mir verkehren, werden Sie ruhiger und zufriedener werden. Also kommen Sie, wenn Sie mögen. Ich wollte Ihnen so wie so diesen Vorschlag machen und lud Sie hierher deshalb. Denn es ist für mich weniger kompromittirend, wenn Sie mir Besuche machen, als wenn Sie wie ein Räuber um mein Haus schleichen."

Erich stand wegen dieser letzten Worte beschämt vor ihr. Sie bemerkte es und sagte: „Nun, es ist einmal geschehen und nicht zu ändern. Sie haben Ihr Versprechen, vom Eisplatz mir nicht zu folgen, nicht gehalten. Obwohl ich jedesmal auf Umwegen nach Hause ging, wenn ich vom Eise kam, müssen Sie doch irgendwie herausbekommen haben, wo ich wohne. Und sehen Sie, darum kann ich die Naturwissenschaft nicht leiden, denn sie forscht alles aus. Ich würde schon deshalb n mals Ihre Frau werden können, weil ich einen Naturforsch unter keiner Bedingung heiraten möchte."

Erich hatte nun mit einemmale die Erklärung für die Irrwege, welche das Zauberfräulein eingeschlagen. Sie hatte ihn nicht einmal necken wollen, sondern es war nur eine Vorsicht gewesen. So war er doppelt der Angeführte vor sich selbst. Er schwieg daher eine Weile. Dann fiel ihm ein, er müsse die Naturwissenschaften in Schutz nehmen. Aber auch das unterließ er. Sie fragte: „Werden Sie also mich besuchen? Ich meine, es ist das Beste. Wenn die Leute dann denken, Sie werben um mich, so ist da

nichts weiter dabei. Es ist besser, als sie reden über Ihre Fensterpromenaden. Sie sind mir diese Komödie schuldig."

Erich wollte sich weigern, doch mußte er sich sagen, daß er allerdings dem Fräulein diese Genugthuung nicht versagen konnte. Er hatte es arg getrieben; er war dem guten Rufe der jungen Dame schuldig, ohne sich geliebt zu wissen, ihren Begleiter abzugeben. Dennoch warf er ein: „Mein Fräulein, ich sehe wohl, daß ich arg gefehlt habe und Sie das Recht zu einem so eigentümlichen Wunsche haben. Aber wenn Sie mir sagen, daß Ihr Herz und Ihre Hand einem anderen gehören: fragen Sie nicht, was dieser dazu sagen würde?"

„O, der ist weit, weit weg!" sagte sie in plötzlichem Schmerz, während sie doch eine heitere Miene annehmen wollte. „Und er würde sich gewiß nur freuen über das, was ich thue, wenn er es wüßte! Sie sind es auch ihm schuldig, zu kommen!"

Das war eine Begründung, welche der Naturforscher gelten lassen mußte. Er sagte sich, daß er, so sehr ihm das seltsame Verhältnis widerstrebte, darauf nichts erwidern konnte, ohne zu beleidigen. „So werde ich denn kommen, mein verehrtes Fräulein," sagte er, „und nicht klagen, wenn ich vielleicht viel größere Schmerzen deshalb fühlen muß, als bisher."

„O," sagte sie wieder heiterer, „dem wollen wir schon vorbeugen. Arbeit und gute Unterhaltung lindern alle Schmerzen. Und damit wir gleich für den Anfang einen guten Unterhaltungsstoff haben, wäre es mir lieb, wenn Sie zu Hause eine wissenschaftliche Arbeit über die weißen

Frauen machten. Sie haben heute eine solche mit leibhaftigen Augen gesehen. Ihre sogenannte exakte Naturwissenschaft, die alle Wunder leugnet, übersieht ebendeshalb auch eine Reihe von höchst wichtigen Naturerscheinungen, wie z. B. die Wassernixen. Wenn Sie ein ehrlicher Naturforscher sind, müssen Sie gestehen, daß es weiße Frauen gibt, denn Sie haben selbst eine gesehen. Sie müssen also eine Theorie, eine naturwissenschaftliche Hypothese aufstellen, welche die weißen Frauen erklärt, da die Naturwissenschaft ja alles erklärt und sogar behauptet, daß ich aus lauter kleinen, winzigen Zellen und Tierchen bestehe. Ich habe über die weißen Frauen auch eine Theorie; ich möchte nun wissen, wie Sie diese Geister erklären. Also setzen Sie sich zu Hause hin und schreiben Sie Ihre naturwissenschaftliche Theorie über die weißen Frauen nieder. Die lesen Sie mir dann vor, und wir haben einen streng wissenschaftlichen Unterhaltungsstoff."

Dies sagte sie sehr anmutig, sehr zierlich, als sei sie steif und fest überzeugt von dem Vorhandensein der weißen Frauen. „Mein Schloß steht Ihnen übrigens zu weiteren Nachforschungen zur Verfügung."

„Na warte!" dachte der Naturforscher bei sich. „Ein Erzschalk bist du doch, mein Mädchen!" Er war nun entschieden überzeugt, daß das Mädchen selbst die weiße Frau gespielt hatte. Darum sagte er mit gläubigem Ernst: „Sie haben recht, mein Fräulein! Ich werde eine Theorie über diesen wissenschaftlichen Gegenstand, der all meine bisherigen Ansichten umstößt, ausarbeiten!"

Da ging ein leiser und feiner Triumph über das Antlitz des Mädchens. Dann machte sie ein äußerst ge-

lehrtes Gesicht, reichte ihm die Hand und sagte: „Dabei bleibt es also. Auf Wiedersehen in der Stadt!“

Sie verneigte sich leicht, drückte rückwärts dabei mit der Hand an eine Tapetenthüre und huschte lächelnd hinein. Die Tapetenthüre ging sofort zu, und sie war verschwunden wie ein Traum.

„Elsa!“ rief der Naturforscher aus und wollte ihr nach. Aber er hörte hinter der Tapetenthür nur ein heimliches Gelächter. Darauf war alles still. Er stand betroffen und verdutzt. Ach, und eine unendliche Verliebtheit in den Schalk nahm seine ganze Seele ein! Er stand allein in dem kleinen Kabinett, versuchte dann die Tapetenthüre zu öffnen, fand aber trotz langen Bemühens nicht die Stelle, wo man drücken mußte. Da hörte er ein Pferdegetrappel unten vom Schloßhof. Er eilte ans Fenster und sah, wie mit fliegendem Schleier eine kühne Reiterin eben aus dem Schloßpark davonritt: das lieblichste und unbegreiflichste Freifräulein von der Welt. Erst jetzt brachte er sich zum Bewußtsein, daß sie im Reitgewande war, welches sie zum Kleide aufgeschürzt hatte, so lange sie mit ihm durchs Schloß ging. Er sah ihr nach, und sie schwand, lustig ihre Reitgerte schwingend, um die Ecke der Schloßmauer weg.

Er hatte nun Muße, sich das Zauberschloß genauer zu betrachten. Da kam ihm ein Gedanke. Er ließ die Reiterin Reiterin sein und stieg eilig hinab in den Hof. Dort ging er zum Thore und suchte die Fußspuren des Mädchens. Er erkannte sie sogleich wieder und schritt nun denselben nach. Das war die seligste Forschungsreise, die er je in seinem Leben unternommen hatte: er

glaubte etwas um sich zu spüren, wie einen holden Geist, während er auf dem Pfade aus dem Schloßpark von den Spuren des Mädchens herausgeführt wurde. Und richtig, die kleinen Füßchen im weichen Erdboden leiteten ihn sicher den Berghang hinauf; hie und da verschwanden sie im Moosgrunde; da er aber die rechte Richtung kannte, so kamen sie auch hie und da wieder zum Vorschein, und er fand sich sehr bald am Eingang in das Tannendickicht, wo er die weiße Frau hatte verschwinden sehen. Ja, da er nun einmal die Spur gefunden, machte er bald weitere Entdeckungen. Eine große Baumgruppe stand in dem Dickicht, darin eine weitklaffende Baumhöhle war. Da hing noch ein Stück von einem weißen Schleier. Hier hatte sie sich also versteckt, von hier war das Gelächter erklungen, als er hinfiel. Verraten und ertappt! dachte er heiter. Den Schleierrest hob er sorgfältig auf; es war ihm der kostbarste aller naturwissenschaftlichen Funde, die er je gemacht. Er beschloß ihn in Spiritus zu legen oder unter Glas und Rahmen zu bringen und mit lateinischen Worten einen botanischen Zettel darunter zu befestigen und genau die Klasse und Spezies anzugeben. Oder sollte er ihn unter seiner Weste in der Gegend des klopfenden Muskels bewahren, den man gemeinhin das Herz nennt? Er war sich nicht recht klar darüber, was das Beste sei, und als ihm einfiel, daß das Mädchen ihn ja gar nicht liebe, wurde er traurig und setzte sich still unter den Stamm vor die Baumhöhle. Da zogen nun vor seinem Geiste all die bunten Bilder der letzten Zeit vorüber, die so einfach und doch so wunderbar waren. Am wunderbarsten aber erschien ihm sein eigenes Innere und all die unsagbaren,

unerklärlichen, süßen, lustigen und traurigen Gefühle, die darin mit den Bildern seines Mädchens erwachsen waren. Kam er sich doch vor wie ein Instrument, auf dem allerhand heitere und trübe Melodien gespielt wurden, und wenn er an das Wunder der weißen Frau nicht glaubte, so hatte er dafür andere Wunder in sich selbst entdeckt, die größer waren, als alle Wunder des Mikroskops. Wie sollte er sich retten vor diesen Gefühlen, die ihn in Lust und Leid schier zu vernichten drohten?

Da war nun keine Rettung, als ein guter und feiner Humor. Ja, er lächelte wieder vor sich hin und dachte: „Du sollst noch meine ‚weiße Frau‘ werden, Mädchen, mag es gehen, wie es will! Weiß soll das Gewand sein, in dem ich dich sehen will, weiß wie der schönste Brautschleier, und eine Frau sollst du auch werden. Und eine wissenschaftliche Theorie will ich aufsetzen über die weißen Frauen, welche die Gelehrten des Jahrhunderts in Staunen setzen soll.“ Die Stimmung zu ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit wollte unter diesen Abenteuern so wie so nicht recht kommen. Er beschloß, Allotria zu treiben und dem Mädchen zu Gefallen eine Theorie der Gespenstererscheinungen aufzuschreiben, die ihresgleichen suchen sollte. Ihm war es wie ein innerer Instinkt, daß das vielleicht der Weg sein würde, das Herz des Mädchens zu gewinnen und den dunklen Hintergrund ihres Lebens aufzuhellen. Denn daß bei all ihrer Schalkheit irgend eine traurige Erfahrung, irgend ein Verhängnis um sie walte, das sah er wohl. Da sie ihn nun durchaus dazu hatte bringen wollen, daß er an Wunder glaube, so beschloß er, die Rolle des gelehrigen Schülers zu spielen, und da sie ihn an der Nase

herumführte als verkleidetes Gespenst, so beschloß er, sie seinerseits ein wenig aufs Eis zu setzen, indem er sich als gläubigen Jünger der höheren Gespensterwissenschaft stellte.

Mit dieser Erwägung war er auf dem rechten Wege. Denn das feine Fräulein Elsa von der Egge war nur eine Evastochter wie alle, und darum mußte sie irgendwie etwas Wunderbares in die Welt bringen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie es selbst machte. Sie hatte an dem Naturforscher, der ihr keineswegs so gleichgültig war, als sie sich selbst glauben machen wollte, schon im Anfang mit leisem Verdruß bemerkt, daß er aber auch jeglich Ding auf natürlichem Wege zu erklären beflissen war. Da sie nun diese Nüchternheit, welche überall nur Naturgesetze sieht, nicht romantisch genug fand und sich ein wenig an der verstandesmäßigen Klarheit des Mannes ärgerte, so hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, in ihm den Glauben an wunderbare Dinge zu erwecken, sei es wie es sei. Sein Brief hatte sie vollends bestärkt darin, und so hatte sie sich denn den Mummenschanz erlaubt. Im stillen triumphierte sie schon auf dem Heimritt, wie sie nun den nüchternen Naturforscher so weit bekehrt habe, daß er gar die Gespenster wissenschaftlich erklären wollte. Und weil sie sich darin viel klüger und gewitzigter fand, als ihn, und ihrerseits sich freute, wie alles natürlich zugegangen war, so mischte sich in ihren heiteren Triumph etwas wie eine Seligkeit, und diese schalkhafte Seligkeit war nichts anderes, als der erste Keim einer erblühenden Liebe für den überlisteten Mann. Denn Frauenlist und Liebe sind oft gar nahe verwandt. So saß das Vöglein schon in der Falle,

die es selbst achtlos aufgestellt hatte, und ahnte nichts davon, denn sie selbst glaubte nur an die süße Seligkeit eines gelungenen Schalkstreichs. Weil nun aber jede Liebe von Männlein und Fräulein ein solcher gelungener Schalksstreich der Natur ist, so ist es kein Wunder, daß die Menschenkinder eine solche süße Seligkeit darüber empfinden und selbst ihre Gefühle verwechseln.

Mit großem Ernst saß der Naturforscher in den nächsten Tagen zu Hause und arbeitete an einer naturwissenschaftlichen Hypothese über weiße Frauen. Konnte er sich doch damit über seine eigenen Gefühle, die wirr genug waren, hinwegtäuschen. Er faßte sie mit den gelehrtesten Ausdrücken ab, spickte sie reichlich mit lateinischen und griechischen Fremdwörtern, die kein Frauenzimmer jemals verstehen konnte und häufte jeglichen Unsinn in der kleinen Schrift an, der ihm nur in die Gedanken kam.

Als er fertig war, steckte er die Schrift in die Tasche und ging zu dem Freifräulein hinaus. Sie empfing ihn einfach und freundlich, lud ihn ein, Platz zu nehmen und vorzulesen. Das that er mit großem Ernst, und es fehlte nicht viel, daß sie, durch die gelehrten und triftigen Gründe und die vielen unverständlichen Worte ein wenig verwirrt, selbst an die weiße Frau glaubte. Sie bat sich von ihm die Schrift aus, sie wolle sie für sich allein noch einmal durchstudieren, worauf sie ja dann über die einzelnen Punkte disputieren könnten. Dann fragte sie: „Nun und wie steht es jetzt mit Ihrer Liebe zu mir? Abgekühlt?“

„O nein, mein Fräulein!“ sagte er mit Leidenschaft. Er wollte mehr sprechen, aber da sagte sie: „Warten Sie, treten Sie ein wenig hier ein!“

Sie öffnete die Thüre eines Nebenzimmerchens, wo ein Nähtischchen stand und alle sonstigen Anzeichen waren, daß es ihr Mädchenzimmer sei, in dem sie tags am liebsten verweilte. „Bitte, treten Sie nur ein!“

Er trat über die Schwelle und sah sich mit einem Gefühle von Seligkeit um. „Nehmen Sie da ein wenig Platz und machen Sie es sich bequem. Es ist mein Zimmer. Ich komme gleich wieder.“ Sie ließ ihn stehen und ging wieder hinaus. Zu seinem Staunen hörte er, daß sie von draußen die Thüre hinter sich abschloß. Er war richtig in dem Zimmerchen eingeschlossen, denn er sah, daß es keinen weiteren Ausgang hatte. Kurze Zeit darauf sah er durchs Fenster sie, einen schönen Federhut auf dem Kopf, fortgehen. Sie wendete sich nach der Stadt und schien ihn augenscheinlich unterdessen hier gefangen halten zu wollen.

Auch gut! dachte er und machte sich es in dem Zimmerchen bequem. Er atmete den Wonnehauch ihres Wesens ein, den er überall zu spüren glaubte, stöberte, soweit es die Zurückhaltung erlaubte, in ihrem Nähtischchen, und sah sich übrigens mit etwas kleinlauten Empfindungen um, als sie gar nicht wieder kommen wollte. Endlich nahm er ein Buch aus ihrer kleinen Bücherei und las. Erst nach einer Stunde kam sie wieder. Sie öffnete sogleich die Thüre, nachdem sie abgelegt hatte und fragte: „Nun, wie geht's? Sind Ihre Schmerzen einigermaßen gelindert? Haben Sie alle Seligkeiten meines Mädchenzimmers ausgekostet? Ich denke, diese Kur soll Ihnen nicht schlecht bekommen. Denn sehen Sie, lieber Freund, wenn wir ein Paar abgeben sollten, so würde doch nur

Unsinn daraus. Auf diese Weise denke ich Sie allmählich von Ihrer thörichten Leidenschaft zu kurieren nach der homöopathischen Maxime: Gift gegen Gift!"

„Nun, mein Fräulein," sagte Erich ein wenig erregt, „dann werde ich allerdings wieder kommen, um mich allen Ernstes von dieser Liebe zu kurieren!" Und was er sagte, war sein ernstlicher Vorsatz.

„Thun Sie das! Kommen Sie, wann Sie wollen!" sagte sie ganz ruhig und gelassen. „Sie werden sehen, es wird gut thun. Aber jetzt machen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Was die Nachbarschaft anlangt, so wird diese Sie für einen Verwandten halten, denn ich habe dafür gesorgt, daß mein Fortgehen bemerkt wird. Ein Liebhaber bleibt nicht allein im Hause des Mädchens, wenn sie fortgeht, denn ihm ist das Mädchen die Hauptsache. Sehen Sie, so schlage ich zwei Fliegen auf einmal. Sie werden kuriert, und ich bringe den Klatsch der Leute aus der Welt, welche Sie entschieden für einen Vetter, Bruder oder sonst etwas derartiges halten werden!"

Erich fühlte sich gekränkt, er wußte selbst nicht, warum. Diese List des Mädchens, das nachgerade mit ihm machte, was es wollte, war ihm sehr unlieb. Er war ja nichts anderes, als das Opfer ihrer berechnenden Klugheit, und er glaubte nun sicher zu sein, daß sie ihn nicht liebe. Er sagte ihr rasch Lebewohl und ging etwas unvermittelt fort.

Aber er kam wieder. Es zog ihn zurück zu dem kleinen Häuschen wie zu einer Heimat. Zugleich drängte ihn ein gewisses Bedürfnis heiterer Vergeltung der Streiche, die sie mit ihm trieb, zurück. Als er nach zwei Tagen

wieder kam, hatten sie ein äußerst gelehrtes Gespräch über die weißen Frauen und eine naturwissenschaftliche Erklärung des Wunders. Sie hatte seine Schrift eifrig durchgelesen und mit einem roten Stifte ihre Anmerkungen dazu geschrieben. Der Naturforscher bemerkte an sich eine Gabe der Heuchelei, die ihresgleichen suchte. Sie hielt ihn für einen Wundergläubigen und lächelte sich ins Fäustchen, die Wissenschaft so an der Nase herumzuführen; er lachte in sich hinein, weil sie augenscheinlich nicht an seiner Gläubigkeit zweifelte.

„Sie meinen also, daß ursprünglich die weiße Frau nichts anderes ist, als die altgermanische Göttin Berchta, die Frau Frigg, auch Freya genannt, nach welcher unser Freitag genannt ist?"

„Jawohl, mein Fräulein, die Göttin Freya, welche die Göttin der Liebe ist und die Katzen so gern hat. Darum verkleiden sich noch bis zum heutigen Tage alle jungen Mädchen, welche die Katzen lieben, besonders gern. Dies ist die mythologische Erklärung."

„Sie meinen also, daß Sie da oben im Walde die Göttin Freya leibhaftig gesehen hätten?"

„So muß ich annehmen. Eine andere Erklärung gibt es nicht. Ich habe in meiner Schrift ja auseinander gesetzt, daß die Götter gar nichts anderes sind, als die personifizierten Naturgesetze. Nun hat Schopenhauer längst das principium individuationis aufgedeckt und die neuesten Forschungen auf dem Gebiete des Hypnotismus, Magnetismus und Mediumismus ergeben schlagend die Annahme, daß die Naturgesetze eben unter gewissen Umständen sich in eine persönliche Gestalt verdichten können. Die Natur-

gesetze lassen sich hypnotisieren und ein solches hypnotisiertes Naturgesetz, das eine persönliche Gestalt annehmen muß, ist also z. B. die Göttin Freya. Sie ist die Göttin des Frühlings und der Liebe. Nun geben Sie zu, daß der Frühling nur auf bestimmten Naturgesetzen beruht und die Liebe gleichfalls. Diese Naturgesetze sind also wirklich vorhanden. Daß die Naturkräfte sich ineinander verwandeln können, das wissen Sie ja auch, mein Fräulein. So kann man z. B. Elektricität in Magnetismus umsetzen und aus der Druckkraft eines Stromes Elektricität gewinnen, wie das ja in unserer Technik längst eingeführt ist. Sie sehen also, daß den Naturkräften selbst ein gewisser Trieb, sich zu verwandeln, zu verkleiden, innewohnt. Daher ist es kein Wunder, daß diese Kräfte sich auch hier und da in Gestalten wandeln, welche wie Menschen aussehen. Mit Hilfe des Schopenhauerschen principii individuationis und der alten „Maja" der Inder nehmen also z. B. die Naturkräfte des Frühlings und der Liebe eine Frauengestalt an und diese Gestalt ist eben die sogenannte „weiße Frau", welches nur ein anderer Name für die Göttin Freya ist. So ist es z. B. sehr leicht möglich, daß, wo verliebte Männer und Frauen in der Nähe sind, auf einmal das Phantom der Freya sichtbar wird, die „weiße Frau", welche eben die personifizierte Liebeskraft der Betreffenden ist. Und dieses Phantom ist wirklich, man würde es mit Händen greifen können, wenn man wollte, denn es sind ja wirkliche, greifbare Naturgesetze. Ich verstehe nicht, wie ein vernünftiger Mensch an diesen Erscheinungen zweifeln kann!"

Diesen und anderen Unsinn trug er mit dem Ernste

eines Biedermannes vor, und sie zweifelte an seinem Glauben nicht, denn er war so scharfsinnig, wie der Glaube vieler anderer Biedermänner und Medien, welche in den Zeiten, da diese Geschichte sich ereignete, durch Tischrücken und andere Künste jenseitige Geister zu beschwören meinten. Der Naturforscher setzte ihr sehr gelehrt auseinander, daß nur so der Glaube an die alten Götter erklärlich sei; die alten Germanen hätten eben diese Erscheinungen, welche hypnotisierte und personifizierte Naturgesetze seien, wirklich gesehen und ihnen dann die Namen Wodan, Baldur und Freya gegeben. So sei das alles auf die einfachste, streng exakte Weise erklärt. Die Schrift werde Epoche machen.

Das klang so gelehrt, daß sie fest überzeugt war, er meine, die Göttin Freya gesehen zu haben. Es schmeichelte ihr nicht wenig, daß sie als eine solche Göttin ausgedeutet wurde, und diese Schmeichelei sowie ihr innerer Triumph über den glänzenden Streich ließ das Salz ihrer Seele dumm werden als einer echten Tochter Evas, die vor lauter List nicht merkte, wie sie selbst die Ueberlistete war.

Sie forderte ihn auf, er möchte die Schrift veröffentlichen und lachte im stillen darüber. Er aber meinte, dazu dürfte die Gelehrtenwelt noch nicht reif sein; er könne das etwa in zwanzig Jahren erst wagen, wenn die Erkenntnis der Geisterhaftigkeit und Persönlichkeit aller Naturgesetze in der vierten Dimension weiter verbreitet sei. Unterdessen mache er ihr die Schrift zum Geschenk, die sie sorgfältig bewahren möge bis zur besseren Zeit. Sie merkte auch da den Schalk nicht, sondern ein Gefühl süßen Mitempfindens mit dem Manne siegte. Es ging ihr durch

den Kopf, daß er durch die Veröffentlichung ja sich arg blamieren würde, und da kam ein feiner Zug der Frauenliebe ins Spiel, daß sie es so arg doch nicht mit ihm treiben mochte, da ja sie den trügerischen Anlaß zu dieser Gelehrsamkeit abgab. Sie hielt es also auch für besser, die Schrift zu bewahren, und schloß sie in ihr Pult.

Von Stund an, da ein solches fürsorgliches Mitgefühl mit dem Manne in ihr erwacht war, übertrug sie, ohne es zu ahnen und zu wissen, auch ihre weiteren Sorgen auf ihn. Und da machte er nun abermals die rätselhafteste Erfahrung von der Welt.

Zunächst wurde er auf nächsten Sonntag zu Tische eingeladen. Da er einmal auf das seltsame und ihm selbst unerklärliche Verhältnis eingegangen war, so nahm er keinen Anstand, sich zu ihr zu begeben. Als er kam, machte ihm das Hausmädchen nicht auf, sondern das Freifräulein selbst öffnete die Thüre. Sie war in einem ganz einfachen Kleide und hatte eine weiße Küchenschürze vorgebunden. „Gehen Sie nur immer hinein!“ sagte sie, „das Essen kommt sogleich.“ Er ging ins Speisezimmer und fand die Tafel einfach gedeckt; kein Weinglas, nichts, was auf irgendwelche auch nur bürgerliche Tafelannehmlichkeit deutete. Dann trat sie selbst mit einer Suppenschüssel ein und bat ihn, Platz zu nehmen. Sie richtete eine Suppe an, die er sehr dünn und ärmlich fand, als er gekostet hatte. Dann kam ein kleines Stückchen Rinderbraten und ein paar Kartoffelklöße. Und dann kam nichts mehr. „Ist sie so geizig oder so arm?“ fragte er sich, „daß sie ihrem Gast als ein Edelfräulein solch ein Festmahl gibt?“ Als er sie während des Essens ein=

mal von der Seite anblickte, glaubte er einen eigentümlich selig-traurigen Ausdruck ihrer Augen zu bemerken. Er fühlte, wie sie ihn beim Essen beobachtete, aber er glaubte keine Schalkerei aus ihren Blicken zu lesen. „Ich habe alles selbst gekocht und zubereitet," sagte sie, „sind Sie zufrieden mit mir?"

Natürlich konnte er nicht umhin, „Ja!" zu sagen. „Uebermorgen gibt es Linsen und Wurst!" meinte sie, „wenn ich Sie auch dazu einladen darf? Ich weiß, das ist Ihr Lieblingsgericht."

Es war das nun keineswegs sein Lieblingsgericht, aber er wollte nicht unhöflich sein und sagte zu, da er ja wenigstens in ihrer Nähe sein konnte.

Als sie abgegessen hatten, meinte sie: „Entschuldigen Sie mich nun ein halbes Stündchen, ich muß draußen in der Küche erst noch den Aufwasch besorgen —."

„Aber Sie haben ja ein, zwei Mägde —" warf Erich fast erschrocken ein.

„Still doch!" sagte sie. „Alles zu seiner Zeit. Ich muß erst diese Liebesdienste thun. Lesen Sie unterdessen etwas oder träumen Sie von der Göttin Freya!"

Damit ging sie hinaus, trug Teller und Schüsseln ab und klapperte geschäftig mit den Küchengerätschaften. Draußen wusch sie allen Ernstes auf, reinigte Teller und Schüssel und trocknete sie ab. Sie putzte den Küchentisch, bereitete den Kaffee und kam dann wieder mit einer Tasse Kaffee ins Zimmer, die sie ihm freundlich vorsetzte. Aber auch dabei sah sie fast traurig vor sich hin. Er bemerkte, daß sie keinen Schmuck trug, den sie sonst besaß. Sie ging wieder hinaus, um noch etwas in der Wirtschaft zu

schaffen. Er kostete den Kaffee, setzte aber die Tasse wieder erschrocken vom Munde weg: es war das dünnste Waschfrauengetränk, das jemals den Titel Blümchenkaffee verdient hatte. Da überkam ihn plötzlich ein tiefes Mitgefühl und Liebe zu dem Mädchen zugleich, der Trank war ja doch von ihrer lieben Hand gebraut, und er schlürfte ihn endlich behaglich wie ein Türke den Mokka. Nun kam sie auch noch mit einer großen, braunen Kaffeekanne herein, setzte sich zu ihm und trank wie eine gute Frau Kalkulator das ärmliche Getränk, während sie mit ihm ein Stückchen Kuchen für sechs Pfennig teilte.

So spielte sie den halben Nachmittag die Rolle einer armen Hausfrau. Da sagte sie plötzlich, während sie liebevoll und traurig die ganze Zeit erschienen war, ganz munter: „So und jetzt kann die Melusine ihren Fischleib abschnallen. Ich komme gleich wieder.“

Sie ging hinaus und trat nach einer Weile schmuck und lieblich gekleidet wieder herein, lächelte schalkhaft und meinte: „Was soll nun heute für ein Sport getrieben werden? Wollen wir turnen oder schaukeln, reiten oder im Kahn fahren? Wenn ich meinen täglichen Sport, meine Bewegung nicht habe, bin ich nicht froh. Vielleicht begleiten Sie mich. Denn es wird langweilig, wenn man immer so allein fahren muß.“

Dies sagte sie schalkhaft und doch auch kühl. Da war nichts von Liebe, während sie doch vorher, solange sie gekocht und gewirtschaftet hatte, ihm Blicke schenkte, die er nur als Blicke sorgenvoller Liebe deuten konnte.

Man beschloß einen Spazierritt zu unternehmen; in der nächsten Reitschule wurden Pferde geliehen und ins

Freie hinausgeritten. Sie war eine tolle und übermütige Reiterin, der er nicht ohne Sorgen folgte. Sie erzählte ihm unterwegs, daß sie durch ihren Vater zu jeglichem Sport angehalten worden sei. Sie habe turnen und reiten müssen und thue es noch für ihr Leben gern. Sie sei recht als ein nichtsnutziges Edelfräulein aufgezogen worden, habe im Hause kein Tellerchen anrühren, keine Nadel in die Hand nehmen dürfen, sondern ihres Vaters einzige Freude sei gewesen, wenn sie in allen Sportkünsten sich wie ein wilder Junge hervorthat. Und das sei auch noch ihr liebstes Vergnügen und gar nichts Rätselhaftes deshalb an ihr, wie er in seinem Briefe gemeint hätte. Insbesondere klettere sie gern auf Bäume, das habe sie schon als kleines Mädchen gethan, und es sei eines der schönsten Vergnügen, die Welt aus der Wipfelkrone eines nicht allzuhohen Baumes zu betrachten. Dabei lachte sie und war munter wie ein Fisch.

Als der Spazierritt beendet war, sagte sie ihm ganz trocken, er könne nun nach Hause gehen. Und als er etwas verdrossen Abschied genommen hatte, flüsterte sie ihm fast zärtlich noch nach: „Also übermorgen zu Linsen und Wurst!"

Während Witzlaff heimging, sann er lange nach über das Wesen der Geliebten, das ihm, je mehr er es auf der einen Seite sehr natürlich und einfach fand, auf der andern immer neue Rätsel aufgab.

Gewiß, es war natürlich, daß ein Mädchen von Adel, welches eine entsprechende Erziehung gehabt hatte, sich seine einsamen Tage durch munteren Sport auszufüllen suchte. Aber wie sollte auf der anderen Seite diese häusliche Aerm-

lichkeit, dieser sonderbare Drang, die gewöhnlichste Hausarbeit zu thun, sich an einem geistreichen und heiteren Edelfräulein erklären? Ja, wahrlich, das Menschenwesen ist doch das unergründlichste Ding der Natur, meinte der Naturforscher bei sich; und das Einfachste und Alltäglichste ist immer das Wunderbarste, wenn man es in der Fülle seiner Wirkung kennen lernt. Gar geheimnisvoll und reizend kam ihm das häusliche Thun des Mädchens vor, und es war nicht allein der Reiz der Neugier, warum sie es thue, der ihn mit Staunen erfüllte, sondern auch die stille Trauer und Liebe, mit der sie diese Verrichtungen ausführte, übte eine magische und geheime Wirkung auf ihn aus.

„Sah ich doch früher alle Dinge an, wie durch ein Mikroskop, wo alles zergliedert und farblos ist, und nun, da ich das wunderbare Mädchen kenne, ist es, als sähe ich alles wie durch das rote Glas der Gartenthüre, als ich sie in ihrem harmlosen Spiele beobachtete. Und nun gehe ich abermals einher wie im Traume, sehe alle Dinge von magischem buntem Scheine übergossen und kann mir auf der Welt nichts Zaubervolleres, Rosafarbigeres, Bestrickenderes denken, als von einem Mädchen dünnen Kaffee eingeschenkt zu erhalten und Linsen und Wurst vorgesetzt zu bekommen.“

Er grübelte noch weiter nach über dieses reizende Rätsel des Lebens, daß der Schmelz und holde Schimmer der Dinge nicht an den Gegenständen haftet, sondern nur in der zaubervollen Lebenskraft, die in uns steckt. Und daß ein Frauenswesen all diese geheime Lebenskraft aus ihm hervorlockte, wie Moses den labenden Quell aus dem

Felsen schlug, das dünkte ihm als das Nachdenkenswerteste, was ihm noch das Leben gebracht.

So fand er sich denn mit einiger Ungeduld abermals zu einem so einfachen Gerichte, wie Linsen sind, um die einst freilich Esau seine Erstgeburt verkauft hatte, bei dem Edelfräulein ein. Dieses bewirtete ihn mit gleicher Traurigkeit und sanfter Milde, mit gleicher Sorge und Liebe wie das erste Mal. Erich war sonst ein wenig Lebemann und liebte Austern mehr als Linsen, eine Flasche edlen Schaumweines mehr als den dünnen, ängstlichen Kaffee. Aber er wunderte sich, daß er, sowie er in ihrer Nähe war, in einem zarten Champagnerrausche, auch ohne Schaumwein, zu leben glaubte und daß er einen Geschmack an der einfachen Kost fand, wie keine Leckerei ihn bereitete. Und auch das kam nur von ihrer holden Nähe.

Wie verwundert aber war er, als einmal bei einem solchen Mahle die Schöne ganz harmlos verriet, daß sie keineswegs alle Tage so kärglich lebte, sondern für gewöhnlich einen so reichen und auserlesenen Tisch sah, wie nur irgend ein wohlhabender Hausstand. Nur an den Tagen, wenn der naturforschende Gast da war, wurden jene einfachsten Gerichte des armen Mannes aufgetragen zu besonderer Ehre des epikuräischen Freiherrn.

Erich fragte sie: „Aber mein edles Fräulein, dann treiben Sie wohl auch hierin Ihren Scherz mit mir? Wollen Sie mich mit Fasten vielleicht von meiner treuen Liebe zu Ihnen bekehren, da ich noch immer hoffe, daß Sie einst die Meinige werden?“

Sie blickte ihn betroffen an und sagte dann fast bekümmert: „O nein! Das glauben Sie doch nicht von

mir! Aber denken Sie, wie viel arme Leute es gibt, die das nicht genießen können, was für uns so alltäglich ist. Sollte es uns da nicht wohl anstehen, daß wir zusammen auch einmal kärglich leben und schmecken, wie es den armen Leuten thut? Sind wir diesen Zoll nicht den Hungernden und Elenden schuldig, da wir ja durch unsre Liebe so reich sind, Sie durch Ihre Liebe zu mir und ich durch meine Liebe zu ihm —?"

Sie schwieg, als hätte sie sich verraten.

„Zu ihm?" fragte Erich beklommen und dachte daran, daß sie ja behauptet hatte, einem andern zu gehören.

Sie blickte ihn einen Augenblick an, wie eine Nachtwandlerin, die aus dem Schlafe aufgeschreckt wird; doch fuhr sie dann ruhig fort: „Sie sagen ja, daß Sie reich seien durch Ihre Liebe zu mir. Nun, und da dachte ich, davon ist Vorteil zu ziehen. Wenn er dich so sehr liebt, so wird ihm das Einfachste schmecken, besonders, wenn ich es selbst bereite. Was ich dabei spare, das erhalten regelmäßig die Armen; Sie aber speisen wie ein König, da Ihnen die Liebe das Mahl würzt, und haben an Wohlgeschmack nichts eingebüßt."

Erich fand sich gerührt durch diesen merkwürdigen Einfall des Mädchens, ohne jede weitere Rechnung seine Liebe zu ihr zu Wohlthätigkeitszwecken auszubeuten, wenn er auch sich gestand, daß er eine wunderlichere Rolle spielte als je. Er sagte: „Mein Fräulein, nun muß ich freilich so oft zu Ihnen zu Tische kommen, als ich irgend kann, schon um der Armen willen, denen ich nützlich sein möchte. Ja, ich käme am liebsten täglich, damit Sie recht, recht viel für die Armen ersparen können."

Ein heller Freudenblick aus ihren Augen traf ihn und sie sagte: „O, Sie machen mich glücklich, lieber Freund! Kommen Sie täglich!“

Nicht ohne den Hintergedanken, wie lange sie selbst die Armensuppen aushalten werde, erschien nun der Freiherr täglich bei dem Freifräulein zu Tische. Beide schienen die Welt ganz zu vergessen über diesen geheimnisvollen Liebesmahlen, die doch nicht Mahle der bräutlichen und ehelichen Liebe waren. Denn unnahbar wie eine Göttin blieb das Mädchen für den Mann, und er hätte auch nie gewagt, die Grenze eines schwesterlichen Verkehrs, welche sie mit feinem und edlem Anstand zu wahren wußte, seinerseits zu überschreiten. Indes schien ihm dieser schwesterliche Verkehr in voller Klarheit nur gewahrt, wenn sie zu Sport oder geistiger Unterhaltung sich zusammenfanden, dahingegen ihr Benehmen während der kärglichen Mahlzeiten, während sie vor seinen Augen fegte und häusliche Arbeit that, dem einer jungen Ehefrau glich, welche mit Sorgen zu kämpfen hat, aber in treuer, stiller Liebe einem geliebten Gatten das Leben so erträglich als möglich zu machen sucht. Daran, was die Welt zu diesem Verkehre sagen würde, dachten beide nicht, da sie sich ja reinen Herzens wußten.

Sie verkehrten beide fast mit niemandem mehr; Erich mied die Gesellschaft, das Fräulein desgleichen. Sie waren Verschollene geworden im wunderlichen Thun. Um so besser aber fand der Naturforscher seine Arbeitskraft; er arbeitete mehr als je zu Hause und ging nur mittags zu ihr, um einige Stunden mit ihr zu verbringen und dann abermals zu arbeiten. Wenn er bei ihr weilte, ward ihm friedlich

und wohl zu Mute. Die Entsagung, die er sich als Liebender auferlegen mußte, erfüllte ihn nur mit einer leisen, süßen Wehmut. Sie that ihm jeglichen häuslichen Dienst, nähte ihm Knöpfe an und war traurig und selig zugleich dabei. Sie sah für ihn nach dem Rechten, obwohl sie niemals sein Haus betrat und es sogar ängstlich mied, auf gemeinschaftlichen Spazierritten in die Nähe dieses Hauses zu kommen.

Da geschah eines Tages ein eigentümlicher Zufall, welcher diesem glücklich-unglücklichen Verkehr ein jähes Ende zu machen drohte. Sie hatte ihm ein Gericht vorgesetzt, das ihm nicht recht munden wollte, da es ein wenig angebrannt war. Sie saß niedergeschlagen neben ihm und sah, wie es ihm gar nicht schmeckte. Er begann sich über das Gericht zu beklagen; wenn er nun einmal zu solchen Armenmahlzeiten komme, so wolle er wenigstens die Sache ordentlich zubereitet finden und was andere Ausdrücke des Unmuts waren. Da sagte sie bittend und aus inniger Betrübnis: „Ach, kannst du mir armen Weibchen denn gar nicht verzeihen, mein lieber, lieber Mann?“

Erich erschrak über dies Wort und legte das Messer aus der Hand. Auch sie erbebte und war bleich geworden. Das war doch unheimlich, daß sie ihn als „lieber Mann“ ansprach. Er ging schweigend vom Tische weg, denn er vermochte nicht mehr zu essen. Sie sah ihm voll Angst und Pein zu und erhob sich gleichfalls am Tische.

„Willst du mir nicht sagen, Elsa, was es mit diesem deinem Manne für eine Bewandtnis hat? Ich bin ja doch nicht dieser Mann und bin doch auch kein Gespenst, das auf dem Stuhle neben dir sitzt, als dieser unsichtbare

Mann, mit dem du sprichst, für den du sorgst, arbeitest und schaffst. Dies wird unheimlich."

Sie blickte ihn eine Weile mit tiefer Traurigkeit an, dann sank sie in einen Sessel und brach in bittere Thränen aus. Er trat, von unbestimmtem, aber tiefem Mitgefühl erfüllt, zu ihr hin, legte seine Hand auf den Arm ihres Sessels und fragte: „Liebe, wie kann ich dich trösten?"

Der Klang seiner Stimme schien ihr Fassung zu geben. Sie sagte: „Geh' nicht fort von mir! Bleibe bei mir! Laß mich schaffen und sorgen für dich, laß mich dies ganze Leben lang dir dienen und in der süßen, sorgenvollen Armut mit dir leben! Denn alles, was ich dir thue, das thue ich ja für ihn!"

„Für ihn!" sagte Erich vorwurfsvoll.

„Ach, er ist längst weit, weit weg!" fuhr sie in bitteren Schmerzen fort. „Wie habe ich ihn geliebt, wie liebe ich ihn noch! Er war mir alles, und ich wollte alles sein für ihn! Wie schön malte ich es mir aus, als seine Hausfrau um ihn zu walten und ihm das Leben leicht zu machen! Ach, keinen süßeren Gedanken kannte ich, als ihm ein Leibgewand zu nähen, zu stricken für ihn, zu schaffen, was ihm lieb und wert war! Wenn ich an seine Hand dachte, so war mein schönster Traum, ihm die wärmenden Handschühe zu stricken, daß er dann mein Werk trüge und von meiner Liebesarbeit erwärmt sei. Und zu sehen, wie ihm das Mahl mundet, das ich selbst bereitet, ist das nicht das süßeste Glück einer Frau?! Den Mann, den du liebst, der dich schützt und für dich arbeitet, vor dir sitzen zu sehen, wie er genießt, was du bereitet, und im Genießen das Leben gewinnt und neue Lebenskraft in

sich schöpft, ist das nicht das Lieblichste, was man auf Erden sehen kann? Denn durch meine Mühe, mein Frauenthun gewinnt er ja neues Leben! Schaffen nun nicht wir Frauen das Leben, sind wir nicht die Ernährerinnen, erhalten wir nicht die liebliche Lebensflamme der Männer und unserer lieben Kinder und ist das nicht das höchste Glück? Ach, ich wollte dieses Glück genießen, aber es war mir verboten, man entriß es mir, man betrog mich um all das, was ich ersehnte! Und nun habe ich mir eigenmächtig dies Glück verschafft, nun habe ich gesorgt und geschafft, aber ich habe dies Glück gestohlen; ich habe es mir heimlich und diebisch entwendet, wo ich nicht durfte und sollte! O — das können Sie mir nie vergeben!"

„Sagen Sie mir alles, Elsa; was hätte ich Ihnen zu vergeben, daran ich nicht selbst mitschuldig wäre?" sagte der Baron mild, erschüttert von diesem Schmerzensausbruch des sonst so heiteren, schalkhaften Mädchens. Innerlich suchte er die bitteren Gefühle niederzukämpfen, welche ihm nichtsdestoweniger der Gedanke verursachte, daß er ihr für einen anderen galt und daß seine Manneswürde darum tief verletzt und gekränkt blieb.

Sie fuhr milder und mit sanfter Stimme fort: „Gewiß, Sie dürfen fordern, daß ich Ihnen sage, wie mir's ums Herz ist. Wenn ich Sie ansehe, immer muß ich an ihn denken! Für ihn bereitete ich in Gedanken diese kärglichen Mahlzeiten, für ihn versorgte ich mit eigener Hand den Hausstand, und Sie, bester, bravster, liebster aller Freunde und Menschen, sollten mir so recht sein Stellvertreter sein. Dies wird ein Ende haben müssen, da es verraten ist, ach! und auch vieles andere muß nun ein Ende nehmen!"

Sie stockte und brütete dumpf für sich hin. Dann sprach sie weiter: „Sie sehen nun, mein Freund, auch ich habe geliebt und weiß, was Liebe ist! Er war arm und hatte nichts, gar nichts. Ich aber liebte diesen Mann, wie nur die erste, reinste Liebe lieben kann. Er war Doktor der Medizin, hatte mit Auszeichnung seine Examina bestanden, aber er war ein Mann ohne Glück. Wie glücklich sind Sie daran! Seit wir uns kennen, geht Ihnen alles gut von statten, wie Sie sagen; eine Entdeckung folgt der anderen, Ihre Arbeiten werden gewürdigt, Ihr Forschen und Thun wird wie von einer gütigen Fee überwacht! O, wenn Sie wüßten, wie ich Sie im stillen darum beneide, für ihn beneide! Denn ihm erlosch jeder Glücksstern, seit er mich kannte und liebte! Ach, sagen Sie, warum ist das so furchtbar eingerichtet, daß das Weib dem äußeren Schicksale des Mannes angeheftet ist wie Ketten; daß die Liebe zu einem Mädchen oft das ganze äußere Schicksalsspiel eines Mannes ins Gute oder Schlimme zu lenken scheint! Nein, ich darf Sie nicht lieben, darf niemals die Ihrige werden, auch wenn ich Sie liebte oder lernen könnte zu lieben, ich darf es nicht, denn Sie haben nur Glück und alles schlägt Ihnen zum Segen aus, seit Sie mich kennen! Ihm aber schlug alles fehl, seit er mich liebte, und welche grausame Ungerechtigkeit des Schicksals, welcher Neid, welches Leid liegt für mich Aermste darin!"

Erich schwieg still zu diesen Worten; sie klangen bitter und hoffnungslos genug für ihn; er überdachte das ganze unselige Verhältnis zu dem Mädchen und starrte fassungslos vor sich hin. Sie aber fuhr fort: „Ich hatte Richard als ganz junges Mädchen kennen gelernt. Er war der

Sohn armer Eltern; sein Vater ein armer Tischler. Aber Richard hatte sich durch Fleiß und Entbehrungen emporgearbeitet; er war glücklich zu einer kleinen Praxis gekommen als Arzt, und ich lernte ihn kennen, als meine Eltern ihn rufen ließen wegen eines Unwohlseins, das mich befallen. Wir sahen uns öfter und liebten uns. Aber meine Eltern, sobald sie dies bemerkten, wiesen ihn schroff ab; er durfte es nicht einmal wagen, um meine Hand anzuhalten. Man sah nicht ab, wie ich die Frau eines armen Arztes werden könne, dessen Praxis zusehends zurückging, seit er mich kannte. Ich weiß nicht, ob meine Eltern mit Absicht darauf hinarbeiteten, daß man ihn nicht weiter empfahl; ich kann es nicht glauben, mag es nicht denken, aber das Verhängnis war unerbittlich; er kam auf keinen grünen Zweig mehr. Wir sahen uns heimlich häufig genug; ich tröstete ihn und versprach, wenn ich das reife Alter hätte, auch ohne die Einwilligung meiner Eltern die Seine zu werden. Da meldete er mir eines Tages, daß er nicht nur das geringe Vermögen, welches er sich erspart, verloren habe, sondern auch in große Schulden gekommen sei durch Bankspekulationen, die er mit seinem geringen Einsatz unternommen. Er bat mich, nicht mehr an ihn zu denken; er sei ein Mann des Unglücks; ich würde nie mit ihm glücklich werden. Ich sah wohl, daß er diese Spekulation nur gewagt hatte, um dadurch sein Vermögen auf einen Stand zu bringen, daß er mich heiraten könne — ach! es war ja alles aus Liebe zu mir geschehen. Ich liebte ihn nun erst recht, tröstete ihn und sagte, ich würde die Seine bleiben, auch wenn er bettelarm wäre. Er mußte die Praxis ganz aufgeben und nahm

eine Buchhalterstelle an, welche ihm einen ärmlichen Gehalt bot, von dem er noch seine Schulden abtragen mußte. Ich aber hing treu an ihm, und wir malten es uns oft aus, wie wir dem Schicksal zum Trotze glücklich sein wollten. Ich wollte seine Hausfrau sein, welche unsern armen Haushalt versorgt; ich malte es mir so selig aus, für ihn zu nähen und zu kochen und beim geringsten Einkommen des Buchhalters eines kleinen Geschäftes von siebenhundert Thalern Gehalt, wovon noch seine Schulden jährlich abgingen, als arbeitsame Hausfrau ihm zu dienen. Denn ich wußte, daß ich, wenn ich ihn eines Tages wider den Willen meiner Eltern heiratete, von diesen nichts zu erwarten hatte. Und so hoffte ich und harrte ich in meinen Träumen von einer armseligen Häuslichkeit, bis der Tag kommen würde, da ich die Seine werden könnte. Und ich habe geharrt, und er ist von mir gegangen, meine Eltern sind gestorben; ich bin vereinsamt und habe nun in Gedanken für ihn all das gethan, was ich Ihnen that, weil ich einmal wenigstens dieses selig-unselige Glück genießen wollte, meine Träume wirklich zu sehen. Wenn ich wusch und am Wäschtrog stand, geschah es in Gedanken für ihn, wenn ich mein Zimmerchen fegte, that ich es für ihn, und als nun vollends Sie kamen, da war ich glücklich im Gedanken an ihn, einem edlen Manne die Liebesdienste einer armen Hausfrau zu thun. Ach! und dies alles muß ein Ende haben!"

„Gewiß, mein Fräulein," sagte Erich, schwer mit sich selber kämpfend, „ein Ende muß das haben. So kann es nicht fortgehen! Haben Sie nie daran gedacht, welche Empfindungen in mir es erwecken mußte, daß ich Ihnen

für einen anderen Mann diente, daß ich nur dazu gut war, einem verlassenen Mädchen die Puppe abzugeben, mit der es Hausmütterchen spielt? Darin liegt etwas, das tiefverletzend für die Würde des Mannes ist, und so sehr ich Ihren Schmerz zu ehren weiß, so sehr ich Ihr Frauengefühl schonen möchte, so sehr ich Sie noch immer liebe: Sie haben nicht an mir gehandelt, wie Sie hätten handeln sollen!"

„Sie haben recht," sagte sie und verstummte.

Erich konnte nicht länger an sich halten: „Mich aufzuopfern einem andern! Einem Treulosen noch dazu! Nicht daran zu denken, was nun zwischen diesen beiden Männern geschehen soll! Könnte ich diesem Manne in die Augen sehen, wenn ich ihn träfe? O — eine Kugel in den Kopf ihm oder mir!" Der Zorn und die Scham wühlten ihm alles Blut auf.

Da sprang das Mädchen heftig in die Höhe und sagte schmerzlich: „O nicht doch! Nicht doch! Er ist ja tot! Er ist von mir gegangen — aber ins Grab! Hören Sie mich doch an!"

„Tot?" rief Erich aus und seine Stimme klang, als wäre Schmerz und Jubel darin vermischt. „O dann, dann ist freilich alles anders! Dann, dann bin ich geliebt von Ihnen, auch wenn Sie es selbst nicht glauben wollen. Denn für die Toten sorgt man nicht, sie essen nicht, sie trinken nicht, für die Lebenden schafft das Weib!"

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" sagte das Freifräulein. „Sie wissen noch nicht alles. Ja, er ist tot, der Unglückliche, seit Jahr und Tag. Kein Glücksstern hat ihm mehr geleuchtet; er verlor auch seine Stelle als

Buchhalter und war zur selben Zeit ohne Existenzmittel, als meine Eltern starben. Und als ich ihm schrieb, daß ich nun frei sei für ihn, da kam mir nicht von ihm, von anderen mein Brief zurück mit der Kunde, daß er sich in Verzweiflung selbst das Leben genommen. Und ich war die Schuld, denn seit er mich liebte, hatte das Schicksal kein Glück mehr für ihn: die Liebe zu mir hat ihn in Tod und Elend getrieben. Daß ich das alles ertragen habe! Daß ich heiter war trotz alledem! Ach, ich wollte heiter sein; ich wollte dem Schicksal es nicht gönnen, daß ich über die tückischen Fügungen trauern könne. Ja, ich war innerlich wieder heiter geworden: ich habe durch meinen Sport, durch Turnen und Tollkühnheit meinen Schmerz aus mir fortgearbeitet und habe das arme Glück genossen, nach dem ich mich so gesehnt hatte. Und nun — nun ist auch das alles aus! Nun ist nur noch der Abgrund vor mir!"

Sie starrte fassungslos vor sich hin. Den Naturforscher überkam die ganze Gewalt seiner herzlichen Liebe zu diesem guten und treuen Wesen. Er sank vor ihr nieder und rief mit froher Leidenschaft: „Nicht der Abgrund! Das Glück, nur das reinste, schönste, wohlverdiente Glück soll vor dir liegen, liebstes Wesen, soll vor dir ausgebreitet sein wie ein Füllhorn des Reichtums! Nun werbe ich erst mit neuem Mute um deine liebe Hand! Und nichts soll mich von dem Glauben abbringen, daß du, süßes Rätsel, ohne es selbst zu ahnen, zu glauben und zu wollen, den seligen Mann liebtest, der lebend vor dir kniet, und daß du dir nur den Toten vorspiegelst, um dich über dich selbst hinwegzutäuschen. Und darum werbe ich nun noch-

mals um dich und frage dich: Elsa, willst du mein Weib werden?"

Wie jemand, der aus einem schrecklichen Traume erwacht, um sich nicht mehr zurechtzufinden in dem, was Traum, was Wirklichkeit ist, starrte Elsa vor sich hin. Denn wie eine bange Ahnung, wie eine immer sicherere Gewißheit überkam sie der Gedanke, daß Erich recht habe. Ja, das schreckliche Gefühl wollte in ihr Platz greifen, als habe sie den Toten niemals wirklich geliebt, als sei dies nur eine Selbsttäuschung gewesen. Denn es rief in ihr eine Stimme, daß ihre wahre Natur das Glück liebe und die Glücklichen; und Erich war ein solcher Glücklicher, und die gesundeste Liebe liebt das Glück, weil da die Liebe gedeiht. Und er, der Tote, war ein Unglücklicher gewesen, sie hatte das Unglück geliebt, wie das Mitleid liebt, sie war des Elends Braut in ihren Gedanken gewesen, weil ihre gute Seele mit dem Elend fühlte. Und lauter und lauter rief in ihr die Stimme nach Glück und, an einen Glücklichen, dem das Schicksal durch die Liebe zu ihr Gedeihen schenkte, sich anzuschließen, brach, wie ein dunkler Instinkt ihres eigenen wahren und natürlichen Wesens, als ein unwiderstehlicher Wunsch hervor. So saß sie verwirrt und fand den Faden nicht aus diesem Labyrinth von Gefühlen, und sie wurde wieder trauriger, und als sie nun gar des Toten wieder dachte und wie ihm das Schicksal nur Unglück und Steine in den Weg geworfen hatte, da sagte sie bitter und mit erstickter Stimme: „Es gibt keine Rettung. Ich beneide Sie in dem Toten um das Glück, das Sie haben. Wie könnte ich Ihre Frau werden, wenn ich bei dem Glück, das Sie hätten, täglich denken müßte:

der Tote hatte dieses Glück nicht; er war des Schicksals Stiefkind, weil er dasselbe Weib liebte, das einem anderen Segen bringt. Wie könnte ich mit Ihnen glücklich werden, wenn ich mich an Ihren Erfolgen nicht freuen kann, sondern meinen eigenen Mann beneide und die Ungerechtigkeit des Schicksals anklage, das den einen in bitteres Elend stürzt, wo der andere zum Gipfel der Erfolge emporklimmt! Nein, nein! Niemals! Niemals! Verlassen Sie mich! Es ist genug."

Erich erschrak über diese letzten Worte. War das, was sie sagte, ihr unmittelbares Gefühl, so war allerdings an ein eheliches Glück nicht zu denken. Noch mochte er seine Hoffnungen nicht aufgeben. Es war alles zu rasch über das Mädchen gekommen. Er nahm stummen Abschied in der Hoffnung, daß sie nach einigen Tagen sich klarer geworden sein möchte über ihre Gefühle und aus dem Wirrsale ihrer dunklen Liebe den Weg an sein Herz finden würde. Als er so still davonging, sah ihm Elsa fassungslos nach, denn nun war ihr, als wisse sie keinen Ausweg mehr aus der labyrinthischen Angst ihres Herzens.

Stumpf und teilnahmslos blieb sie die nächsten Stunden für alles. Sie ging in ihrem Häuschen wie ein armer, umgetriebener Geist auf und nieder. Still für sich rang sie die Hände. Als bittersten Vorwurf gegen sich selbst fühlte sie das Spiel, welches sie mit Erich gespielt hatte, das unverzeihlich schien, wenn sie ihn nicht liebte und um des Toten willen einen Lebenden um seine männliche Würde brachte, das aber ihr eigenes Schamerröten hervorrief, wenn sie dachte, sie habe es aus Liebe für Erich gethan. Ratlos, fassungslos über sich selbst und ihre eigene Rätsel-

haftigkeit ging sie im Hause um. Sie dachte daran, wie oft der Naturforscher sie ein Rätsel genannt hatte; nun erschien sie sich selbst als ein unfaßbares, entsetzliches Rätsel, das sie nicht zu raten vermochte, dessen verworrene Gefühle nicht zu entwirren waren. Und diese eigene Rätselhaftigkeit ihrer Seele stürzte sie in Verzweiflung, aus der ihr zuletzt nur das Rettungswort: Tod, rascher Tod, ein Ende machen! wie eine Erlösung winkte.

Am nächsten Tage wurde Erich frühmorgens aufgeschreckt durch einen Boten, der ihm ein Briefchen überbrachte:

„Ich kann diese Angst, diese Qual nicht länger tragen. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich will meinem Toten folgen dahin, wo ewige Ruhe ist. Verzeihen Sie mir, was ich an Ihnen gethan. Ach, wenn ich es recht bedenke, liebster aller Menschen, so fühle ich wohl, daß es nur grenzenlose Liebe zu Ihnen war. Aber der bittere Neid und die Scham über mich selbst treibt mich in den Tod. Sie werden es nicht hindern. Wenn Sie die nächste Nacht dorthin kommen, wo das Wildwasser am öden Schlosse meiner Väter vorbeibraust, so werden Sie finden, wo mir die letzte Ruhe geworden ist. Lebe wohl auf ewig, liebster aller Menschen!

Elsa."

Einen Augenblick war Erich fassungslos, als er diese Zeilen gelesen hatte. Es ist ein Traum! murmelte er vor sich hin. Dann aber stampfte er plötzlich mit dem Fuße vor Ungeduld und ganz unverfälschtem, aufrichtigem Aerger. Er war nicht der Mann, der einen Selbstmord je begriffen hätte; ihn hatte noch jede Nachricht von einem

solchen mit Aerger über die Dummheit der Menschen erfüllt, die ihn begehen. Jedes Gefühl des Mitleids pflegte ihm zu schwinden, denn er selbst war eine Natur, geschaffen für das Leben und zähes Aushalten, auch wenn alles widrig ging. Nun enthielt der Brief aber auch noch die Versicherung, daß man ihn liebe. Es ist ja Unsinn! Es ist ja Thorheit! rief er einmal um das andere aus. Er machte sich sofort auf den Weg zur Wohnung des Fräuleins, um sie von dem unseligen Entschlusse durch eine tüchtige Strafpredigt abzubringen.

Die Magd teilte ihm mit, daß das Fräulein sich eingeschlossen habe und niemanden vorlasse. Witzlaff drang nichtsdestoweniger bis an Elsas Zimmer vor, aber all sein Klopfen und Bitten war vergebens. Sie antwortete ihm nicht einmal, obwohl er sie drinnen hörte. Was sollte er thun? Er sann lange nach; endlich fiel ihm ein, daß sie wohl einen Brief nicht abweisen werde. Er setzte sich im Zimmer an den Tisch, ließ sich Feder und Papier bringen und schrieb, halb in Verzweiflung und Aerger, halb in komischer Ungeduld über den Unsinn, daß ein junges, blühendes Mädchen, das er liebte, sich das Leben nehmen wolle, folgende Zeilen nieder:

„Liebe Elsa!

Du hast also beschlossen, Dich selbst aus dieser sonderbaren Welt zu entfernen. Ich sitze hier in Deinem Zimmer, während ich Dich im Nebenzimmer höre. Was Du mit mir dabei anrichtest, danach fragst Du freilich nicht, aber erlaube mir, Dir zu sagen, daß ich Deinen Entschluß nicht anders als komisch finden kann. Und das Dümmste an

der Geschichte ist: jetzt bist Du ein süßes, zaubervolles Rätsel, solange Du lebst; bist Du tot, so ist es mit dem ganzen Zauber vorbei, und ich habe das Nachsehen. Du hast mich so wie so schon genug an der Nase herumgeführt, und ich habe Dir alles verziehen, aber diesen Schalksstreich würde ich Dir nicht vergeben, wenn Du Dich selbst so mir nichts Dir nichts von mir wegstehlen würdest. Glaubst Du, der Tod löse alle Rätsel? Er wird Dir kein Rätsel lösen, denn nicht der Tod, sondern das Leben ist das zaubervolle, lustige Rätsel, daran wir raten. Stelle Dir einmal vor: was ist denn weiter dabei, wenn Du in den ersten besten Bach fällst? Deine hübschen Stiefelabsätze, welche so niedlich im Boden Deines Schloßparks eingezeichnet waren, werden noch ein wenig oben auf dem Wasser schwimmen und dann bist Du weiter nichts, als ein ehemaliges Menschenfräulein, wie deren Milliarden waren und sein werden. Semiramis war eine schöne Frau, Kleopatra nicht minder, aber sie haben doch wenigstens vorher ordentlich küssen lernen, ehe sie nicht mehr waren, Du aber wirst selbst das nicht einmal gelernt haben und weiter nichts gewesen sein, als ein Gänseblümchen, das aus Versehen blühte und dann vom Wind verweht wurde. Nicht einmal mehr ärgern kannst Du Dich über meine naturwissenschaftlichen Ansichten! Und was das Schlimmste ist, es wird keine weiße Frau mehr in Deinem Parke umgehen können, weil die weiße Frau sich selbst ums Leben brachte, was noch kein einziger Geist that, solange es Geister gibt, und meine schöne Abhandlung über die weißen Frauen wird vollständig wertlos, denn ich kann dann nicht mehr beweisen, daß diese schöne Göttin Freya

noch als hypnotisiertes Naturgesetz erscheint. Ich habe mich schon so gefreut, eine Anzahl befreundeter Naturforscher in den Wald an den bewußten Platz zu führen und hatte bestimmt darauf gerechnet, daß Du mir den Gefallen thun würdest, in einem Laken vermummt ein wenig weiße Frau zu spielen. Denke, wenn Du dann die ganze Naturwissenschaft an der Nase herumgeführt hättest, wäre das nicht viel schöner, zufriedenstellender und interessanter, als wenn Du Dich so uninteressant machst, gar nicht mehr vorhanden zu sein? Liebste Elsa, thu mir den Gefallen und überlege die Sache noch ein Weilchen. Es ist an sich zu komisch überhaupt, daß wir Menschen früher oder später ja doch sterben müssen. Komisch, weil Leben und Tod gewiß nicht solche Gegensätze sind, wie wir meinen. Aber das verstehst Du nicht, und weil Du's nicht verstehst, thu mir den Gefallen und denke auch ein wenig an

Deinen ärgerlichen

Erich."

Rasch steckte Erich diesen Brief in den Umschlag und befahl ihn dem Fräulein zu geben, sowie sie das Zimmer verlassen würde. Darauf ging er fort, um später wieder nachzusehen, welche Wirkung dieser kalte Wasserstrahl der Ironie und des Humors gethan haben würde.

Als er nach einigen Stunden wiederkam, meldete die Magd, das Fräulein sei fortgegangen. Sie habe ihr den Brief gegeben, worauf das Fräulein sich abermals in ihr Zimmer eingeschlossen habe. Dann habe sie im Hause einige Anordnungen gegeben und in ihren Briefen und Papieren gesucht, habe auch einen ganzen Stoß Briefe

verbrannt, aber kein Wort gesagt. Endlich habe sie sich angezogen und sei fortgegangen, man wisse nicht, wohin.

Bei dieser Nachricht überkam den Naturforscher nun doch eine grauenvolle Angst. Er machte sich Vorwürfe über seinen Brief, vielleicht hatte er das zartempfindende Frauenherz dadurch erst recht verletzt. Der Gedanke, daß sie ihren unseligen Entschluß nun doch ausführen werde, erfüllte ihn mit einer Verzweiflung, in der er sich selbst nicht zu raten wußte. Er lief mehrere Stunden in der Stadt umher, um sie zu suchen, doch ohne Erfolg, da man ja nicht einmal die Richtung wußte, nach der sie gegangen war.

In den Nachmittagsstunden kam dem umgetriebenen Baron endlich der Gedanke, nach dem Schlosse hinaus zu eilen, da sie ja dorthin ihn geladen hatte. Wenn er es einrichtete, daß er früher hinkam, als sie, so konnte er sie vielleicht noch treffen, und mit Gewalt von der Entsetzensthat abbringen. Freilich war wenig wahrscheinlich, daß sie dorthin kommen würde, wenn es ihr Ernst war mit ihrem Entschlusse; vielleicht war dies nur eine Vorspiegelung, um ihn nach einer falschen Richtung zu senden. Doch, da er ratlos war und sich auch ohne die geringste Möglichkeit und Kraft fühlte, zu helfen, so ritt er gegen Abend nach dem verfallenen Schlosse hinaus, wo er bei einbrechender Dunkelheit anlangte.

Der Mond war schon aufgegangen und in dem wilden Gewässer, das um die dunklen Strebepfeiler der Schloßmauern schäumte, spiegelten sich ungewisse Lichter und ließen die Wasserfälle wie leuchtende, weiße Gewänder der Feen erscheinen. Traurig tönte aus dem Walde die klagende

Stimme eines Käuzchens herüber. Witzlaff ging am Ufer des Gewässers auf und ab und spähte nach allen Richtungen. Minute auf Minute, Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß er irgend einen Menschen kommen sah. Er ging in den Schloßpark, um da zu suchen; es trieb ihn wieder fort an das Gewässer. Er spähte in die wilden Fluten, sein Auge konnte nichts entdecken. Wie ein Leichengesang aber tönte immer wieder des Käuzchens traurige Stimme durch die Nacht. Schon wollte er alle Hoffnung aufgeben, als er auf einmal rechts hinter der Schloßmauer eine Gestalt glaubte erscheinen zu sehen. Im Lichte des Mondes meinte er ein langes, weißes Gewand zu erkennen. Die Gestalt schien ganz verhüllt. Sie wandelte langsam ein Stück am Uferrande hin, bis an eine Stelle, wo eine steile Felsenklippe weit hinein in die Brandung des Wildwassers ragte und die Flut am tiefsten war. Dort stieg sie mit langsamen Schritten auf den Felsrand hinaus und schien in die Flut unter sich zu blicken. Einen Augenblick schloß Erich die Augen, um das Entsetzliche nicht zu sehen; dann aber schlich er rasch, mit klopfendem Herzen und wunderbar gemischten Gefühlen auf die Gestalt los. Mit einem leisen Satze war er hinter ihr; sie schien ihn noch nicht zu bemerken. Da faßte er die Gestalt und rief mit zitternder Stimme: „Elsa, bist du es?“

Im selben Augenblick fühlte er sich von zwei weichen Armen umschlungen und heftig und leidenschaftlich geküßt. Das weiße Gewand fiel herab, ein Windstoß wehte es in die Flut hinab, wo es gespensterhaft im Mondlicht weitergetragen wurde von den Wellen. Ein helles Lachen klang an die Ohren des Naturforschers; er hielt mit klopfendem

Herzen den Schalk an seiner Brust, der ihm so viele Angst bereitet hatte.

„Elsa, liebe Elsa, nun hat das Spiel wohl ein Ende?“ sagte er innig.

„Komm fort von hier,“ entgegnete sie rasch; und bald lachend, bald weinend vor Seligkeit und süßer Thorheit führte sie ihn ins Schloß. Dort fand er in mehreren Sälen Licht, welches er von außen nicht hatte sehen können. Sie hatte alles zu einem gemütlichen Nachtimbiß hergerichtet in einem der Säle und sagte, nunmehr wolle sie ihn als Schloßfräulein bewirten, nachdem er die Göttin Freya eigenhändig zu umarmen sich vermessen habe.

Unter Lachen und Weinen und bräutlichen Küssen erzählte sie ihm, wie es ihr seither ergangen war. Sie hätte schon mit dem Leben abgeschlossen gehabt, als ihr der Brief Erichs überreicht worden sei. Erst habe sie ihn nicht ansehen wollen, dann aber habe sie ihn doch aufgemacht und den ersten Teil mit dem Gefühle tiefer Verletzung gelesen. Als sie dann aber an die Stelle von der weißen Frau gekommen sei, wäre sie erst ein wenig erschrocken, beim Weiterlesen aber sei ihr auf einmal ein Licht aufgegangen, daß nicht er, sondern sie selbst in dem ganzen wissenschaftlichen Abenteuer von den weißen Frauen die Ueberlistete gewesen sei. Das sei ihr nun so lustig vorgekommen, daß sie unter allen Thränen habe herzlich auflachen müssen. Dann habe sie den Brief von neuem gelesen und auch der Anfang sei ihr sehr komisch vorgekommen, und als ihr gar eingefallen sei, daß alle die wild gewordenen kleinen Zellwesen, aus denen sie bestehe, sogar sich als weiße Frau verkleidet hätten, sei sie un=

geheuer lustig geworden. Und auf einmal habe sie gemerkt, daß sie nur ihn und keinen andern wirklich liebe, ganz besonders, weil er sie so schön an der Nase herumgeführt habe. Darin sähe sie nun wohl, daß er ihr unter allen Umständen überlegen wäre und all ihre List nicht gegen die seine aufkommen könne, weshalb sie ihn auch so über alle Maßen liebe und nicht eher ruhen würde, als bis sie seine Frau sei. Sie wolle in Haus und Keller dann gar nichts mehr thun und als eine rechte stolze Frau Baronin allenfalls das Hauswesen überwachen. Aber nie werde sie in ihrem Leben einen Besen anrühren oder einem Wäschetrog auf mehr als zehn Schritte nahe kommen, wohingegen sie noch als alte Frau auf Bäume klettern dürfte, wenn er, als alter Mann dereinst voranklettern werde. So plauderte sie tolles Zeug durcheinander. Als sie nun seinen Brief gelesen habe, habe sie die Briefe des toten Mediziners verbrannt, welche sie noch besaß, um das alles aus der Welt zu schaffen. Und dann sei ihr eingefallen, daß nun an Stelle des Ausderweltlaufens eine rechte weltliche Neckerei treten müsse. Sie sei hier aufs Schloß hinaus geeilt und habe alles zu seinem Empfange hergerichtet, denn sie sei überzeugt gewesen, daß er kommen würde. Sie habe ihn dann lange aus einem dunklen Zimmer im Schloß unten im Mondschein spazieren gehen sehen und sich gar nicht satt sehen können an ihm, weil er ja in Sorgen um sie da unten gewartet habe. Endlich habe sie sich in weiße Linnen gehüllt, um ihn als weiße Frau ins unzerreißbare Netz der Ehe einzufangen. Und das sei geglückt, und nun solle die Hochzeit sobald als möglich sein.

Es war späte Nacht geworden über diesem traulichen Geschwätz. Witzlaff wollte im Schlosse übernachten, aber sie schickte ihn unbarmherzig fort. Sie lachte ihn lustig aus, daß er nun auch noch in dunkler Nacht nach der Stadt zurückreiten mußte, während sie selbst einsam in ihrem Gespensterschlosse zurückblieb, um am andern Morgen ihrerseits nach ihrem Stadthäuschen zurückzukehren.

So gewann der Naturforscher nach langer Neckerei des Schicksals eine prächtige und feine, junge Frau, denn die Hochzeit fand nicht lange nach diesen Ereignissen statt. Im ganzen blieb er sein lebelang der Meinung, daß das Frauengeschlecht unter allen Wesen der Natur denn doch das unberechenbarste sei. Mit natürlichen Dingen war freilich alles in seiner Geschichte zugegangen, auch sehr einfach und harmlos: dennoch wollte ihn bedünken, daß ein eigener Zauber der ewigen Rätselhaftigkeit der Natur und der Frauenart darin gewaltet hatte, der ihn, wenn er an diese Zeit seiner Liebe dachte, stets von neuem mit der Empfindung erfüllte, welche ihm sein Traum gebracht. Und dann flüsterte er wohl in jener namenlosen Seligkeit leise die Worte vor sich hin: „Die Namenlose! Die Namenlose!"

Meißner Porzellan.

Der altmodische, der alte Glasschrank! Er war das Erbstück aus einer Zeit, die längst dahingeschwunden ist. Damals stand er in der Putzstube am besten Platze und seine Scheiben glänzten goldig auf, wenn die Abendsonne durchs Fenster hineinschien. Dahinter aber sonnten sich die Nippfigürchen, die vergoldeten Tassen, die schönen Blumengefäße mit den Porzellanrosen und Astern darauf, die Schüsseln und Teller. Auf allen sah man rückwärts in blauer Farbe zwei gekreuzte Schwerter, denn es war der Stolz der Hausfrauen, einen vollen Schrank von diesem kostbaren Porzellan den Besuchern vorzuweisen. Man nannte es eine „Etagere", da man zu dieser Zeit noch nicht so viel Deutsch verstand, wie heutzutage. Wer besitzt noch einen solchen Prunkschrank mit mattgoldenen, verschnörkelten Leisten, zwischen denen die blankgeputzten Glasscheiben glänzen, durch welche man alle porzellanene Herrlichkeit des Hauses sieht? Die altdeutschen Holzeinrichtungen, die neuen Zimmerausstattungen einer gröberen Zeit haben das alles verdrängt. Jene Zeit der Nippsachen war viel zarter, viel sinniger, viel zierlicher.

Er hatte den alten Glasschrank von seiner Mutter geerbt und hauste als einfacher Junggeselle nur in Gesellschaft seiner Nippfiguren. Er besaß sonst nur noch sein Bett, alles andre gehörte den Leuten, bei denen er zur Miete wohnte. Aber das Bett und den Glasschrank nahm er überall mit. Wenn er umzog und eine neue Wohnung nahm, verpackte er sorgfältig jedes Figürchen und ging neben den Dienstmännern her, welche seine Habseligkeit in die neue Behausung schafften. Er hatte nur wenig Freude am Leben, seit sie gestorben war; nur seine Nippsachen, sie blieben seine stille Leidenschaft. Kam er in die neue Wohnung, so machte er sich mehrere Tage damit zu schaffen, den Glasschrank in die Ecke des Zimmers zu stellen, wo er sich am geschmackvollsten ausnahm. Er wischte selber die alten Porzellanteller mit den Zwiebelmustern und mit den Bildern von der Dresdener Elbbrücke in alter Zeit, mit dem Schloß und Dom zu Meißen, ab und stellte sie nebst den Tassen und andern Geräten im Schrank auf. Dann kamen die Nippsachen daran. Einige schob er in den Schrank; andre stellte er obenauf, und die schönsten Sächelchen, von denen er mit einem Federwedel behutsam den Staub wegwischte, brachte er auf ein Tischchen nebenan. Im stillen freute er sich, wenn er für jedes Figürchen den passendsten Platz ausfindig gemacht hatte; er liebte diese kleinen Gestalten, diese Schönen in den Kleidern der Rokokozeit waren sein einziger Umgang. Mit stiller Sehnsucht betrachtete er oft das porzellanene Mädchen, welches in der aufgerafften Schürze die schönsten dunkeln und hellen Weintrauben trägt, unter dessen aufgeschürztem, geblümtem Oberkleid ein wunderbar

zarter Rokokounterrock in leichten Falten niederfällt, ganz mit den feinsten, roten Röschen durchblümt. Das war seine Frauengesellschaft, diese und andre zarte, gebrechliche Mädchengestalten.

Es war ja auch viel Ausschuß unter seinen Tellern und Nippsachen, Fabrikausschuß, wie er in Meißen seit alter Zeit billig, ja manchmal umsonst unter die Bürgerfamilien und die kleinen Beamten der Stadt kam. Aber gerade deshalb hielt er so viel darauf. Einige dieser Figuren waren so alt wie das Jahrhundert selbst und noch älter; die Mutter war eine Meißnerin gewesen und hatte vieles wieder von ihrer Tante geerbt, deren Mann einmal Maler in der Porzellanfabrik gewesen war. Da war ein Mädchen in Rokokotracht, das ein Lämmchen an einem Brunnen tränkt und dem Lamm war nur der eine Huf abgebrochen; da war ein kleiner Mann, der eher ein Knabe schien, mit einer großen rosa Weste, blaugrünem Rock und gleicher Kniehose, der eine mächtige Sense vor sich schwang; dann war da ein Mädchen im Schnürmieder, das die schönsten rotblauen Pantöffelchen an den Füßen trug, mit einer grünen Rosette darauf. Es hielt einen Rosenstock neben sich auf einen Säulensturz gestellt und dazu eine reizende Guirlande in der Hand. Wie fein waren diese Rosen und diese grünen Blätter ausgeführt; jedes Rosenblättchen war ein eigenes Porzellanblättchen und die Malerei war schier täuschend natürlich. Dann besaß er eine Tamburinschlägerin, auch im Rokokokleide; ein Mädchen mit der Gießkanne, welches einen wunderschönen, rot und blau gestreiften Unterrock anhatte. Auch zwei musizierende Affen, welchen die Köpfe abgebrochen

waren, standen hinten im Schranke. Dies waren seine kostbarsten Sachen, denn sie waren zum Teil sehr alt und nicht mehr im Handel. Aus neuester Zeit war nur weniges da außer einigen Amorettengestalten. Ein Amor beim Blinde-Kuhspiel; ein Amor, welcher ein Menschenherz auf den Ambos gelegt hat und darauf mit dem Hammer losschlägt, und ein kleiner Liebesgott, welcher dasselbe Herz, aus dem eine Flamme herausschlägt, vor sich auf der Erde stehen hat und mit einem Blasebalg darauf losschürt. Diese Sachen hatte er sich gelegentlich gekauft, weil sie ihm gar niedlich erschienen waren und Erinnerungen an seine alte Liebe erweckten. Und diese kleinen, bunten Gestalten mit den sprechenden Gebärden waren sein Glück, seine Unterhaltung, sein Trost, wenn er ermüdet aus seinem Geschäft heimkam. Sie waren die Poesie seines Lebens.

* * *

Er besaß eine Lieblingsfigur, die sie ihm einst geschenkt hatte. Bei Tage stand sie vorn im Glasschrank am auserwähltesten Platze, wo sie am sichersten war; wenn er sich aber des Nachts zu Bette begab, leuchtete er mit einem Licht in den Schrank, nahm das Figürchen heraus, trug es in seine Kammer und stellte es auf ein kleines Wandbrett über seinem Bett. Das war eine liebliche Schöne, welche ein rosa Hütchen aufhatte, dessen Krempen nach der Seite emporgeschlagen waren. Das Mieder, welches den Busen eng umschloß, erschien dunkelrot, vorn aber über dem Busen lief ein weißer, zärtlicher Spitzen-

einsatz. Und welche schönen blauen Stöckelschuhe sie anhatte! Und wie zart blaßgelb der aufgeschürzte Oberrock, wie fein gemustert der leichtgefältelte Unterrock war! In der Hand hielt sie eine Rosenguirlande, als wolle sie dieselbe um ein Brautpaar schlingen. Wenn er sie so vor dem Einschlafen betrachtet und dann das Licht ausgelöscht hatte, träumte er öfters, seine tote Braut erschiene ihm und bekränze ihn mit dem Rosengewinde in der Gestalt der kleinen Schönen aus der Zopfzeit. Ja, sie hatte dasselbe Gewand an und er hörte im Traum die Rockfalten rauschen, und die Rosen dufteten ihm lieblich entgegen. Nur das Gesicht war dasjenige seiner toten Braut und wie unverwandt, wie erstaunt schaute er im Traume in dieses süße Gesicht, das ihm leise die Lippen zu bewegen schien! Dann schlief er in einer traurigen Seligkeit die Nacht durch, wenn er aber am Morgen erwachte, konnte er kaum glauben, daß sie nicht mehr lebe, daß sie draußen in der kalten Erde liege. Und wenn er dann sein Porzellanfigürchen an der Wand stehen und regungslos das Rosengewinde in den Händchen tragen sah, da hätte er wohl manchmal bitterlich weinen mögen. Wie ein Heiligtum nahm er dann die kleine Gestalt wieder herab, schlich leise nach dem Glasschrank und stellte sie hinein zu den andern. Und dann ging er in sein Geschäft.

Es war ein wunderschöner Sonntagnachmittag im Mai, als er einsam in seinem Zimmer saß. Vor den Fenstern zwitscherten die Finken; von drüben tönte der einsame, flötende Ruf einer Amsel. Draußen auf der Straße sah er hinter den Blumen, welche er vor seinem Fenster stehen hatte, die Sonntagsspaziergänger vorüber-

schreiten; Liebespaare und Brautpaare kamen mit leichten Schritten gegangen. Die Sonnenschirme der Mädchen waren über den rosigen Gesichtern durchleuchtet vom Glanze der Frühlingssonne; die hellen, leichten Frühlingskleider, mit den bunten Bändern und Schleifen daran, lockten und winkten wie aus einer andern Welt. Er schaute ihnen nach, dann lächelte er leise vor sich hin, ging an den Glasschrank, holte die kleine Schöne, welche sie ihm geschenkt hatte, heraus, stellte sie neben sich aufs Fensterbrett und ließ die Sonne auf den rosa Krempenhut des Rokokomädchens scheinen.

Es waren nun drei Jahre vergangen, seit sie tot war. Und dies Figürchen hatte sie ihm nicht lange vor ihrem Tode geschenkt. Er mochte niemals heiraten; er hatte sich an ihrem Sterbebette, als er auf das bleiche Bild im weißen Totengewande sah, das Versprechen gegeben, niemals ein andres Weib zu lieben. Seitdem mied er die Gesellschaft von Frauen. In Gedanken weilte er nur bei ihr.

Als er vor drei Jahren seinen zweiunddreißigsten Geburtstag feierte und an diesem Tage seine Braut abholte, hatte sie ihm eine kleine Geburtstagsbescherung in ihrem Zimmer hergerichtet. Rosenstöcke hatte sie ihm zum Geschenk gemacht, die nun auch schon eingegangen waren, und unter den Rosenstöcken stand das Mädchen mit den Guirlanden aus Meißner Porzellan. Nr. 4.

„Dieses kleine Fräulein,“ sagte sie, „schenke ich dir als Ersatz für mich, wenn ich nicht bei dir bin. Sie soll meine Stellvertreterin sein, und ich werde nicht im geringsten auf sie eifersüchtig werden. Denn siehst du, lieber

Schatz, ehe ich verheiratet bin mit dir, darf ich ja doch nicht bei dir wohnen, unterdessen mag sie bei dir als mein andres Ich hausen und dir ein bißchen die Wirtschaft führen. Und wenn ich einmal sterbe, hast du dann gleich eine andre Frau an meiner Stelle."

Wie traulich sie dies gesagt hatte! Er hörte noch den sanften Ton ihrer Stimme, ja, wie er jetzt in einer Ecke des Zimmers ein leises Geräusch vernahm, glaubte er, sie träte ins Zimmer und er höre die Bänder ihres Kleides leise flattern. Es war nur ein Schmetterling, der sich ins Zimmer verirrt hatte und bald wieder zum Fenster hinausflog. Ihre holdselige, ihre traute Stimme! Wie deutlich hörte er sie in seinem Innern. Und dann waren sie des Nachmittags in einen kühlen Grund bei der Stadt gewandert, nachdem sie eine Strecke auf der Elbe im Dampfschiff gefahren waren, und an der lauschigsten Stelle des waldigen Grundes hinter der Mühle hatten sie sich ins Grüne gesetzt, und dort wand sie ihm aus Blättern und Frühlingsblüten eine Guirlande. Er blickte sinnend auf ihre schlanken Finger und dann in ihre Augen. Sie sah sich ein wenig scheu um, ob niemand in der Nähe sei, dann neigte sie sich rasch zu ihm hinüber und küßte ihn schnell. Als sie die Guirlande fertig hatte, erhob sie sich vom Grasboden, raffte den Rock ihres Oberkleides in die Höhe, so daß ihr weißer, spitzenbesetzter Unterrock zum eigentlichen Kleide ward, hielt die Guirlande in der Hand, als wollte sie dieselbe um ihn schlingen, und sagte: „Siehst du wohl, lieber Schatz, jetzt bin ich selber die kleine Schöne aus Porzellan, die ich dir geschenkt habe. Halte sie in Ehren, wie mich, denn sie hält ihre Guirlande nur des-

halb in der Hand, um uns unauflöslich aneinander zu ketten.“

Und damit hatte die Braut das Gewinde ihm um die Schulter und sich selbst um die Hüfte geschlungen. Er umarmte und küßte sie von neuem, während die Waldbäume leise über ihnen rauschten und ein schmales Bächlein silberhell neben ihnen vorbeirieselte. Wie deutlich er das alles vor sich sah! Wie deutlich, als wäre es eben erst geschehen! Er glaubte noch ihren Duft in der Nähe zu spüren, er glaubte noch ihre Gestalt neben sich zu fühlen. Und doch war alles dahin!

Dann war die schwere Krankheit gekommen, an der sie langsam dahinsiechte, dann sah er sie im Sarge auf dem Totenbett und dann war sie auf ewig seinen Augen entrückt. Nichts war ihm von ihr geblieben, als das kleine Figürchen und die Erinnerung.

Er hatte in diesen Träumen der Vergangenheit die Figur in die Hand genommen und sie leise an den Mund gedrückt. Da drangen ihm die hellen Thränen in die Augen, ein grenzenloses Leid übermannte ihn von neuem; er schluchzte still vor sich hin und immer reichlicher rollten ihm die Thränen über die Wange herunter.

Nun stellte er das Figürchen wieder neben sich auf das Fensterbrett. Das war von seinen Thränen ganz feucht geworden, er sah den Rand nicht deutlich.

Das Figürchen stürzte zu Boden und zerbrach in Splitter und Stücke. Die Scherben lagen an der Erde und ihm war, als ob auch sein Herz in Scherben zersplittert wäre.

* * *

Wie verwaist kam er sich nun vor! Wie ausgestorben schien ihm seine Junggesellenwohnung, seit dies kleine Fräulein sie nicht mehr belebte mit den Erinnerungen, die daran hingen. Alle die andern Nippsachen, die Tamburinschlägerin, die Schöne mit der Gießkanne, die kostbare Muffgestalt aus der marcolinischen Zeit kamen ihm wie erstarrt und gestorben vor. Es schien kein Leben mehr darin; wenn er sie anfaßte, kam ihm das Porzellan so kühl vor, wie die Hand seiner toten Braut, die er noch im Sarge geküßt hatte. Wenn er nachts sein Bett bestieg, war ihm oft, als fehle ihm etwas und er konnte sich nicht gleich besinnen, was es war, bis er wohl sah, daß ja die kleine Schöne mit der Guirlande nicht mehr über seinem Bette stand. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit überkam ihn dann, denn nun erst glaubte er ganz zu fühlen, was er an seiner Braut verloren hatte, da das Geschenk von ihrer Hand so zerbrechlich sich erwiesen hatte wie das Leben eines Menschen, wie ihr eigenes Leben.

Nun lief er umher und suchte Ersatz für das Figürchen. Er glaubte, wenn er ein andres Stück auftreiben könnte, würde er beruhigter sein. Er ging in die Porzellanläden der Stadt, aber nirgends fand er es mehr im Handel. Aehnliche sah er wohl, aber sie zeigten nicht dieselbe Feinheit der Arbeit; sie konnten ihm kein Ersatz sein. Was die Braut ihm geschenkt hatte, war aus einem Altertumsladen gewesen, denn sie kannte seine Vorliebe für die Sachen aus dem vorigen Jahrhundert. Aber auch in den Altertumsläden fand er nichts. Ein Händler meinte, diese Figur finde sich wohl gelegentlich nur noch im Besitz von

Privatleuten. Ein andrer riet ihm, nach Meißen zu fahren, vielleicht sei dort in der Porzellanfabrik das Modell noch vorhanden und so könne er gegen gutes Geld einen Abguß erhalten.

Er griff diesen Gedanken begierig auf, fuhr eines Tages nach Meißen hinunter und begab sich in die berühmte alte Porzellanfabrik. Dort wurde er vom einen zum andern gewiesen; das Figürchen sei nicht mehr im Handel und werde wie viele andre nicht mehr gemacht; er solle den Inspektor fragen, vielleicht wisse der die Form noch aufzufinden unter dem alten Formengerümpel. Nun sprach er auch mit beklommenem Herzen einen alten Inspektor, der aber sagte: „Ach, mein lieber Herr, die Form finden wir in diesem Leben nicht mehr. Mein Vorgänger, der frühere Inspektor, hat einmal mit diesen alten Formen aufgeräumt und einen großen Haufen von dem Gerümpel in die Elbe werfen lassen. Da ist freilich manches Schöne, was man früher gemacht hat, auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Mit einem Taucher werden Sie auch nicht viel ausrichten, denn die Elbe ist tief, und wer weiß, wo die alten hübschen Rokokoformen alle begraben liegen."

In die Elbe geworfen! Diese reizenden, diese schönen Sachen, die nie wieder so hergestellt worden sind! Was waren ihm all die steifen, anspruchsvollen Sachen der Neuzeit! Was war ihm die ganze Porzellankunst von Sèvres und Meißen, von Japan und China, wenn die schönsten Sachen, die jemals aus dieser gebrannten Erde geformt wurden, so verschleudert waren. In die Elbe geworfen!

Als er von der Fabrik wieder an die Elbe kam, glaubte er am Rheinstrome selbst zu stehen, in den ein Nibelungenhort versenkt ist.

* * *

Nun bemächtigte sich seiner eine grenzenlose Schwermut. Zu Hause litt es ihn nicht mehr, denn sie war ja nicht mehr im Geiste bei ihm, seit die kleine Schöne in Scherben zersplittert und die Scherben von seiner Wirtin weggenommen und in die Aschengrube geworfen worden waren. Im Geschäft fand er keine Ruhe mehr; er vergaß wichtige Briefe zu beantworten, seine Großhandlung — er handelte mit Droguen — drohte ins Stocken zu geraten. Er wußte kaum mehr, warum er so traurig war, und doch war er immer trüb und niedergeschlagen. Wenn er Sonntags ausgehen wollte, wußte er niemals, wohin er sich wenden sollte; er ging an der Elbe entlang, blieb dann stehen und wußte nicht, wohin er hatte gehen wollen. Nur sehr traurig fühlte er sich, und wenn er in die Wellen blickte, war es ihm, als sei etwas in die Tiefe des Stromes versunken, was er nie wieder sein eigen nennen würde.

In dieser Zeit rüstete sich die ganze Stadt, das Fest der achthundertjährigen Herrschaft des Fürstenhauses Wettin zu begehen. Ehrenpforten wurden errichtet mit prachtvollen Baldachinen, auf hohen Säulen über rotbeschlagenen Tribünen schwebten die Standbilder von Siegesgöttinnen, zwei mächtige Obelisken, die aus grünem Serpentinstein hergestellt schienen, erhoben sich vor dem königlichen Schlosse.

Die langen Elbebrücken prangten in verwirrendem Flaggenschmuck, auf allen Plätzen entstanden Ehrensäulen, das Wasser der Elbe war bedeckt mit festlich geschmückten Schiffen, deren Wimpelgewinde lustig über den Fluten flatterten und sich bunt im Wasser spiegelten. Ein großer Festzug, der mehrere Stunden lang währte, sollte vor dem Königspaare und den versammelten Fürsten des Hauses Wettin vorüberziehen. Alle Städte des Landes und ihre Gewerke sollten darin vertreten sein.

Der Großhändler sah von alledem nur wenig. Er vermied es, die Pracht anzublicken; sie verwirrte ihn, sie stimmte nicht zu seinem trüben Gemüt. Wenn er in sein Geschäft ging, so schlug er Seitenstraßen ein, die nicht geschmückt waren und in denen es einsam blieb. Denn über die Elbebrücke weg, in allen Hauptstraßen, wogte zur Zeit ein ununterbrochener Menschenstrom. Aus allen Gegenden waren die Landbewohner hereingekommen, fremde Fürstlichkeiten und Abgeordnete fuhren in prachtvollen Galakleidern, mit Orden und Schärpen bedeckt, durch die Straßen der Stadt; der junge Kaiser des Reichs war herbeigeeilt und führte draußen auf freiem Felde sein Regiment beim Festaufmarsch der Truppen dem weißhaarigen Wettinerkönige vor. Dann wieder ritt der König an der Spitze seines Regiments und führte dieses an dem jungen Kaiser vorüber.

Der Großhändler mochte von all dem nichts sehen. Der Festjubel kränkte ihn, und als der junge Kaiser und der Wettinerkönig in die Stadt zurückfuhren, während er zufällig an der menschenumzäunten Straße stand und rauschendes Hurrahgeschrei die Vorüberfahrenden umbrauste,

deren weiße Helmbüsche vom raschen Fahren im Winde flatterten, brachte er keinen Laut über die Lippen, sondern schaute ihnen so traurig nach, als hätten sie ihm seine kleine geliebte Figur zerbrochen.

Aber es konnte sich niemand in diesen Tagen der allgemeinen Festlichkeit entziehen. Als der große Festzug die Straße durchschreiten sollte, wurde auch er auf die Straße getrieben, weil die Wirtin mit seiner Erlaubnis die Fenster seiner Zimmer an zugereiste Fremde vermietet hatte. Er hatte gern seine Einwilligung gegeben, da er in seiner trüben Schwermut selber den Festzug gar nicht ansehen mochte. Als nun aber die hübschen jungen Damen, die fremden Herren mit ihren Ferngläsern sein Zimmer allmählich erfüllten, trieb es ihn auf die Straße hinunter da ihm diese Gesellschaft zu lustig war. Seinen Glasschrank hatte er schon vorher zugehangen und abgeschlossen und alle umherstehenden Nippsachen hineingepackt, damit die Fenstergäste ihm nichts zerbrächen.

Als er nun, ohne recht zu wissen, was er anfangen sollte, durch die Stadt lief, um ins Freie hinaus zu gelangen, sah er sich auf einmal am Neumarkte, gerade gegenüber dem königlichen Schautempel, in dem der ganze Hof versammelt saß, zwischen die Menschenmenge eingekeilt, so daß er nicht mehr vorwärts noch zurück konnte. Er wurde an den Straßenrand gedrängt, so daß er wohl oder übel alles ansehen mußte. Gegenüber hinter einer prachtvoll gewölbten Brüstung sah er unter einem riesenhaften, säulengetragenen Baldachin den Wettinerkönig und seine Königin sitzen. Schwere, dunkelrote Sammetteppiche hingen von der Brüstung herab, über welchen die zarten

bläulichen und rosa Kleider der Fürstinnen und Hofdamen sich lieblich abhoben. Neben dem Königspaare saßen der Großherzog von Weimar, die Herzöge von Koburg, von Meiningen und andre Fürstlichkeiten vom Wettiner Stamme. Unten auf der Straße aber schritten in langem Zuge die Huldigenden vorüber.

Da kam ein Jagdzug, Herren zu Roß mit Baretten auf dem Kopfe in der Tracht der Jäger des Mittelalters, Knappen, welche die Hundekoppeln führten; dann der Wildwagen, in dem die erlegten Sauen und Hirsche übereinander lagen. Da kamen Altenburger und Altenburgerinnen in ihrer Tracht; ein Zug wendischer Osterreiter und ein wendischer Hochzeitszug mit blumenstreuenden Brautjungfern in weißen Kleidern. Dann zogen die mächtigen Prunkwagen und Festzüge der Städte Meißen, Freiberg und Dresden vorüber, darnach die Schusterinnung, welche einen riesenhaften Stiefel trug, und die Gartenbaugesellschaften mit allem Reichtum des Blumenlebens auf den prachtvollsten Palmenwagen. Die Göttin Flora ruhte in einer Felsgrotte unter einer großen Muschel. Es kamen die Bergleute in ihrer Tracht mit Fäustel und Schurz, in schwarzen Hüten; ein ganzes Bergwerk wurde vorübergefahren auf einem Ehrenwagen. Wieder erschienen sächsische Städte und Landgemeinden mit mannigfaltiger Tracht und Pracht.

Länger als eine halbe Stunde hatte er schon dagestanden und im hellen Sonnenscheine des Sommermorgens die flirrenden, verwirrenden Zugbilder an sich vorüberziehen sehen. Er hatte alles ohne rechte Teilnahme angeschaut; am liebsten wäre es ihm gewesen, hätte er

seinen Platz verlassen und sich vor all dem flüchten können. Mitten in diesem Gedränge dachte er wieder an die tote Braut und an das Geschenk, das sie ihm gemacht. Wenn er nur fortgekonnt hätte, um diesen Gedanken nachzuhängen! Aber er stand wie eingemauert, er mußte sehen.

Auf einmal ging eine gewisse Bewegung durch die versammelte Menge, ein angenehmes Rauschen, ein Wehen und Regen. Von den entfernteren Häusern sah man die Frauen sich aus den Fenstern beugen und mit den Taschentüchern wedeln; näher und näher hörte man die Ausrufe einer freudigen Ueberraschung, Mädchen riefen: Ach, wie reizend ist das! Aus Frauenmund hörte man vereinzelte Rufe: Nein, wie zart, wie lieblich! Und nun begann ein Plaudern, ein Wispern und Flüstern, das immer näher schwoll und endlich in lautes Bravorufen ausbrach.

„Die Meißner Porzellanfabrik!“ Er hörte es ganz deutlich, wie neben ihm dies Wort ausgerufen wurde; man reckte die Hälse höher, um übereinander wegzusehen, man bog sich vor, um das geheimnisvolle Wunder zu erblicken, das solche Freude erregte. Das Wort hatte ihn in einen seltsamen Schrecken versetzt; er wußte nicht warum. Aber er bog sich nun auch vor, um zu sehen, was da wäre. Und da kam eben das reizendste aller wandelnden Bilder in leibhaftiger Wirklichkeit auf der breiten Straße herangeschritten.

Er traute seinen Augen kaum. Die ganze Straße wimmelte bunt durcheinander von wandelnden Nippsachen; der ganze Inhalt seines Glasschranks kam leibhaftig und in ganzer Lebensgröße mit all seinen Figürchen heranspaziert, als seien sie ihm zu Hause aus dem Schranke

entwichen. Welche Farben, welche Gestalten, welch ein Traum! Und das alles in der hellen Mittagssonne, verklärt durchleuchtet vom Glanze, der in den duftigen Rokokogewändern spielte.

Voran schritt ein Bannerträger im Rokokofrack mit weißgepuderter Perrücke auf dem Haupt. Er hielt eine Standarte in der Hand, an welcher ein weißer Rokokoschild befestigt war, auf dem die beiden gekreuzten Kurschwerter in blauer Farbe das Merkzeichen der Meißner Porzellanfabrik darstellten. Und hinter ihm wimmelten bunt durcheinander eine ganze Schar wandelnder Porzellangestalten. Nicht alles vermochte er zu sehen, aber gleich in den ersten Reihen erkannte er den Knaben, der einen Kranz in beiden Händen trägt, in seinen gestreiften Kniehosen, ein Nippfigürchen, das er oft gesehen hatte. Gleich hinter diesem drein kam der Dudelsackpfeifer in einer geblümten Jacke, vorn an den Aermeln die durchsichtigsten Spitzen. Das Mädchen mit dem Blumenkörbchen, im Mieder, mit einer bunten Schürze über dem gewürfelten kurzen Röckchen, schritt zierlich einher, und überall blickte man auf weißgepuderte Herrenperrücken mit bunten Zopfschleifen, Herren in gelben und blauen Rokokofräcken und bunten Kniehosen, Schleifen und Rosetten daran. Der Großhändler traute seinen Augen kaum, als er jetzt seine Tamburinschlägerin vorüberschreiten sah, mit emporgehobenem Tamburin, im Schnürleib reizend anzusehen. Und gleich hinter ihr erschien die Schöne, welche in der aufgerafften Schürze Weintrauben trägt, gerade wie er sie in seinem Glasschrank stehen hatte. Wie reizend die Knöchel in den hellen Strümpfen sich aus den Stöckel-

schuhen herausformten, wie gut die kurzen Röcke mit braunen Längsstreifen, mit Rosen und Vergißmeinnicht durchblümt, den Mädchen standen und in belebten Falten niederfielen! Ueberall wurde das Auge durch die leichten, lichten Farben, die bunten Hüte gefesselt. Das Mädchen mit der Sichel, Winzer mit ihren Körben, der Gärtnerbursche mit der Schaufel über der Schulter, das Mädchen mit dem Rosenstock — alles wanderte wie ein zarter Frühlingstraum heran und vorüber, als wäre eine längst verschollene Zeit leibhaftig aus der Vergangenheit wiedergekehrt. Und hinter diesen lebenden Porzellanfiguren kam der große Prunkwagen, ganz aus wirklichem Porzellan, gezogen von vier schneeweißen Rossen, als wären auch sie aus dieser weißen Erde geformt. Eine schöne Frauengestalt, deren weiße Arme weithin in der Sonne glänzten, in griechischer Gewandung, hielt die Zügel der Rosse; neben ihr war das Bildnis des Mannes aufgestellt in der langen Lockenperrücke, der Gold hatte machen wollen und dafür das Porzellan erfunden hatte. Riesenhafte Vasen waren um die Muse der Töpferkunst aufgebaut, von den prachtvollsten Blumengewinden aus Porzellan umrankt und umwunden; auf einem dicken, porzellanenen Palmenschafte ruhte ein mächtiger Blumenkorb, hoch oben in der Luft, schwankend vom langsamen Fahren des Wagens, und unter dieser Palme, aus der die mächtigsten Blumen vom Korbe herabhingen, saßen drei Anmutsgöttinnen in langen, griechischen Gewändern: Liebe, Frühling und Lebensgenuß. Und wie lieblich war es zu sehen, wenn diese Gestalten, die auch aus dem feinsten, fleischfarbenen Porzellan zu bestehen schienen, ihre Arme leise regten und

sich als leibhaftige schöne Frauen aus dem Meißnerlande verrieten.

Von all diesen Herrlichkeiten hatte der Großhändler nichts mehr gesehen. Während um ihn alles in lauten Rufen des Entzückens sich nicht genug thun konnte und auch mancher bedauernde Ruf hörbar wurde, daß alles schon wieder vorüber war, starrte er wie ein Trunkener einem Figürchen nach, das er in einer der letzten Reihen vor dem Wagen hatte schreiten sehen.

Ja, wahrhaftig, das war sie! Das war seine zerbrochene Schöne mit der Guirlande, die ihm einst seine Braut geschenkt hatte! Leibhaftig, unzerbrochen, aus einem Guß schritt die Reizende im rosa Hute mit der aufgeschlagenen Krempe an ihm vorüber. Der Spitzeneinsatz über dem Busen, das dunkelrote Schnürmieder, das aufgeraffte Oberröckchen, sogar die blauen Stöckelschuhe — alles war das unzweifelhafte Bild seiner zerbrochenen Porzellanfigur. Und als er das Gesichtchen unter dem überschattenden Krempenhut sah, während sie sich nach ihm hinwendete, da überkam ihn ein unsägliches Gefühl von Wonne und namenlosem Weh. Welch ein liebliches, reizumspieltes Antlitz! Welche klugen und gemütsreichen, schönen, großen Augen! Und wie anmutig sie die große Guirlande vor sich hielt, gerade wie seine Braut, als sie einst ihn damit umwunden hatte. Er starrte unverwandt dem Zauberbilde nach, das herangekommen und vorüber war, wie ein Traum.

Kaum aber war der Zug vorbei und um die nächste Straßenecke gebogen, als er mit Aufwendung aller Kraft sich rückwärts einen Weg durch die Menge zu bahnen

suchte, um aus dem Gedränge zu entweichen. Es gelang ihm. Er lief in eine Seitenstraße, suchte das Elbufer zu gewinnen und eilte in atemloser Hast nach der dritten Elbbrücke. Hier waren weniger Menschen, er konnte mit Leichtigkeit die Neustadt jenseits des Stroms erreichen. Er wußte, daß drüben auf einem großen freien Platze der Zug sich auflösen mußte; dahin also würde auch sie unter allen Umständen mitgehen müssen.

In Schweiß gebadet kam er auf dem Platze an, eine gute Weile, ehe die Abteilung des Zugs erwartet wurde, in welcher die lebenden Nippsachen wanderten. Mit klopfendem Herzen wartete er, ob sie kommen würden, ob sie darunter sein werde. Und richtig, — die Pulse hämmerten ihm bis unter den Hals — da bog eben die lichte Schar der Rokokomädchen und Burschen auf den Platz aus, schritt ein Stück hinüber und löste die Ordnung auf. Auch sie war darunter, seine reizende Schöne, seine zerbrochene Schöne! Er sah, wie sie ihre Guirlande ermüdet sinken ließ und sich umblickte, als erwarte sie Jemanden. Schon zerstreuten sich die Rokokomänner und Mädchen in Gruppen nach verschiedenen Richtungen in dem Gewirr von Prunkwagen und im buntgekleideten Menschengewühl aller möglichen Trachten.

Sollte er sie bitten, ob sie erlaube, daß er ihr die Guirlande abnähme? Ja, was wollte er denn?! War er denn irrsinnig? Kannte er sie denn? Hatte er nicht sich selbst versprochen, nie wieder ein Mädchen zu lieben, seit *sie* tot war? Wie war ihm denn?!

So stand er in innerer Qual, als er sah, wie sich einer der Rokokoherren ihr näherte mit zwei andern Rokoko-

mädchen. Sie lachten und scherzten, der Herr wollte ihr die Guirlande abnehmen, sie aber schien sie nicht hergeben zu wollen und schlang die Guirlande um sich selbst wie eine Schlange. Dann mieteten sie einen Wagen und stiegen in die Kutsche.

In diesem Augenblick fiel ihm ein, daß er durch niemand Anderen, als durch diese Schöne sein zerbrochenes Figürchen werde wiederbekommen können. Wenn es nirgends zu kaufen war, sie, oder ihre Eltern oder Verwandten mußten es jedenfalls besitzen, denn sie konnte ihr Kleid, ihren Hut, ihre Schuhe nur nach dem Muster dieses kleinen Kunstwerkes gewählt haben. Und wenn es ihn ein Vermögen gekostet hätte, er wollte Ersatz für das Geschenk seiner Braut, er mußte dies Porzellanfigürchen haben, mußte es wieder haben.

Als die zerbrochene Schöne in der Kutsche im Begriff war, mit ihren Genossen weiterzufahren, stieg auch er in eine Droschke und befahl dem Kutscher, jenem Wagen aus der Entfernung nachzufahren, einerlei, wohin es ginge.

* * *

Am Spätnachmittage schritt langsam und gemächlich im Dresdener Zwingerhofe, umgeben von den Rokokohallen des Zwingerpalastes, ein Dämchen in Rokokotracht einher und schlenderte nach der Treppenhalle zu, welche aufwärts nach den Parkanlagen des Zwingerwalles führt. Neugierig blieb die Schöne unter den Fenstern des Zwingerpalastes stehen und betrachtete die Fratzen, welche von den Wänden zwischen verschnörkeltem Stuckwerk auf sie herab-

schauten. Sie musterte die steinernen Faungestalten mit den grinsenden Gesichtern, welche die Steingebälke zu tragen scheinen und sich fest auf ihre zottigen Ziegenbeine stemmen. Dabei schwenkte sie im langsamen Schreiten ihre Röcke leise hin und her und neigte ihr gepudertes Köpfchen mit dem Rosahut hinaufschauend und nachsinnend zur Seite. Fast niemand weilte zu dieser Zeit im Zwingerhofe; nur drüben hinter den Orangenkübeln kam ein Mann langsam gegangen, der augenscheinlich den Spuren des Rokokofräuleins folgte.

Nun trat sie in die zopfige Treppenhalle ein, indem sie die geschweifte Freitreppe hinanstieg. Er schaute ihr entzückt nach. Niemals war ihm der Zwinger mit seinen verschnörkelten Bauformen so reizvoll erschienen.

Als er die steinerne Wendeltreppe hinaufgestiegen war, fand er sie an der Steinbrüstung des sogenannten Nymphenbades angelehnt. Die Rokokoschöne blickte etwas ängstlich und begierig hinunter in den kleinen Badehof, wo das zugewachsene Wasserbecken liegt, in den Mauernischen entkleidete Göttinnen mit überzierlichen Gebärden stehen, während die alte verfallene Wendeltreppe, die hinabführt, und die barocke Wassergrotte gänzlich von Strauchwerk und Moos überwachsen sind. Wie sie so hinabblickte und sich dabei ein wenig auf die Fußspitzen hob, sah es gerade so aus, als wundere sich die Schöne aus der Rokokozeit, daß unterdessen alles so verfallen und verwachsen war, während sie noch so jung geblieben.

Er trat ihr nun näher. Endlich konnte er sie allein sprechen. Sie hatte, während die andern drüben in einem Gasthaus beisammen saßen, in das er gleichfalls gefolgt,

sich auf ein Weilchen entfernt, um sich im Zwinger umzusehen und ein wenig abzukühlen, da ihr warm geworden war. Da war auch er ihr auf einem andern Wege nachgegangen.

Sie hatte es wohl bemerkt, daß der Herr zufällig überall da erschien, wo sie gerade weilte. Es wurde ihr ein wenig ängstlich zu Mute, als er sich ihr aber jetzt näherte, wo sie allein war, beschloß sie ihn mit Würde abzuweisen.

Er kam heran und grüßte. Dann sagte er, während seine Stimme etwas stockte und er kaum wußte, wie er sich benehmen sollte: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, Sie sind im Besitz dieses reizenden Figürchens?!"

Sie musterte ihn von oben herab und sagte gelassen: „Mein Herr, wie können Sie wagen, mir solche ungeschickte Schmeicheleien zu sagen?"

„O, ich bitte — ich bitte — ich wollte nicht sagen, daß Sie eine reizende Figur hätten — das wollte ich nicht — ich bin nur Liebhaber von Porzellan —"

Sie beruhigte sich etwas. Sie sah, daß er schüchtern war, und sagte etwas milder: „Nun, wenn Sie finden, daß ich keine hübsche Figur habe, so bitte ich, mich nicht weiter zu belästigen."

„Aber wir mißverstehen uns, mein Fräulein, wir mißverstehen uns!" beteuerte er. „Ich suche nur das Figürchen, das Sie darstellen, ich wollte ja nur fragen, ob es noch zu haben ist."

Sie sah ihn schnippisch an, warf das Köpfchen zurück und sagte: „Zu haben bin ich freilich noch, mein Herr! Aber jedenfalls nicht für Sie: Ich bitte, mich zu verschonen."

Damit drehte sie sich auf ihrem Stöckelabsatz herum, kehrte ihm den Rücken zu und ging wieder die Freitreppe hinab. Er sah noch, wie ihr geblümtes Rokoköröckchen um eine Säulenecke schwänzelte. Dann war sie verschwunden. Unten im Hofe sah er sie dann wieder zwischen den Orangenkübeln hingehen und durch die Turmhalle mit der ausgeschweiften Turmtrommel verschwinden. Als er sich umblickte, war es ihm, als hätten die Gesichter der steinernen Faune in den Wandnischen Leben angenommen und grinsten ihn mit spöttischen Gesichtern an.

* * *

Wochen vergingen. Des Nachts versetzte ihn ein Traum in Unruhe, der öfters wiederkehrte. Die Porzellanfigur stieg von der Wand herab und erschien ihm, wie sonst, als seine Braut, die ihn mit der Guirlande bekränzen wollte. Aber wenn er in ihr Antlitz sah, mußte er mit bitterer Qual merken, daß sie ein verändertes Aussehen hatte, ja, wenn er sie näher betrachtete, glichen ihre Züge gänzlich der lieblichen Meißnerin aus dem Festzuge. Dann weinte er im Traume und fühlte doch eine unsägliche Sehnsucht nach der Braut und verwechselte im Traume die Tote und die Lebende.

Bei Tage aber wurde es ihm sonderbar schwer, sich die Züge seiner toten Braut ins Gedächtnis zurückzurufen. Wie ging das nur zu? Immer kamen ihm dazwischen die Züge der kleinen Rokokofigur in den Sinn, die ihn im Zwinger so wunderlich mißverstanden hatte. Das war ein seltener, halb glücklicher, halb qualvoller Zustand.

Eines Tages besuchte er den Kirchhof und das Grab seiner Braut. Er saß lange auf dem grünen Hügel in trüben Gedanken. Dann aber wurde es licht in ihm; eine leise Heiterkeit überkam seinen Geist. Er hörte seine Braut zwischen den Rosenstöcken und Epheublättern flüstern; er hörte ganz deutlich die Worte, die sie ihm gesagt hatte, er hörte die milden Laute ihrer Stimme: „Dieses kleine Fräulein schenke ich dir als Ersatz für mich, wenn ich nicht bei dir bin.“ Ja, das hatte sie gesagt, hatte es lieblich scherzend gesagt. Aber jetzt war eine tiefe Bedeutung in den Scherz gekommen — das kleine Fräulein war in Scherben zersplittert, wie seine künstlich gehegte langjährige traumhafte Liebe für eine Gestorbene — das Leben trat mit seinem lebendigen Reiz an ihn heran, und vor seinen Blicken stand die leibhaftige Rokokoschöne, während die einstige Geliebte in strahlenhellem Nebelduft verschwand, und er hörte die wirkliche Schöne sagen: „Aber nicht für Sie, mein Herr!“ Nun, wir wollen doch sehen! dachte er bei sich und lächelte. Nicht für mich! Für wen denn sonst, wenn nicht für mich?!

Und damit erhob er sich vom Grabhügel, legte zum Abschied die Hand darauf und ging heiteren und festen Gemütes fort. Es war ihm, als sei er aus einem schweren Traum erwacht. — Wir wollen doch sehen! dachte er und lächelte.

* * *

Zur Zeit der Weinlese, als das Laub der Bäume in glänzenden Goldblättern an den Zweigen hing und die wilden Weinblätter rot wie Blut in der milden Herbst-

sonne leuchteten, saß ein anmutiges Fräulein in der Laube auf einem Weinberge am Elbestrande. Die Winzer stiegen mit den Bütten voll Trauben an den Bergterrassen herauf und schütteten die Früchte in die Mostpresse. Das Fräulein hatte einen Winzerkranz im Schoße liegen, den es eben gewunden hatte, damit er am Häuschen unten am Berge, wo der Most verschenkt wurde, ausgesteckt werden sollte. Die Wangen des Fräuleins waren selber blutrot, wie die wilden Weinblätter ihrer Laube, denn sie hielt einen Brief in der Hand, in dem sie folgende Zeilen las:

„An Fräulein Marie L . . . . ., Meißen.

„Mein geliebtes Fräulein!

„Ich sitze hier in meinem Zimmer im Scheine der mildesten Herbstsonne und betrachte eben in meinem Porzellanschranke eine reizende Gruppe aus echtem Meißner Stoff. Es ist ein großes Kelterfaß; mit traubengefüllter Bütte steigt der Winzer auf einer Leiter an dem Faß in die Höhe, oben im Fasse aber auf den Weintrauben steht ein Liebespärchen in Rokokotracht und tritt recht kräftig hinein, während das Mädchen den Winzerkranz in die Höhe hält. Bei diesem Anblick ziehen all meine Gedanken zu Ihnen hinaus nach dem schönen Meißen, wo Sie mit Ihrem lieben Bruder mitten in der Weinlese sitzen, Winzerkränze winden und ganz gewiß mit keinem Gedanken an einen einsamen verlassenen Mann denken, der am liebsten mit Ihnen, wie sein Rokokopärchen, auf den vollen Trauben stände, wenn es nur möglich wäre. Ach, du schöne Welt aus Porzellan, denke ich dann immer, wie schön wärst du erst, wenn ich nun zu diesem hübschen Weinfaß auch

noch das liebe Figürchen hätte, welches in Ihrem Schranke steht und so ängstlich von Ihnen gehütet wird. Ich habe Ihnen neulich meine ganze Geschichte geschrieben, und als ich Sie am letzten Sonntag auf Ihrem Weinberg ein Stündchen allein sprechen durfte, da haben Sie nicht ‚nein‘ gesagt, als ich fragte, ob ich wieder kommen, wieder schreiben dürfe. Heute nun, bei diesem milden Herbstwetter, das wie ein Nachfrühling des Lebens mein armes porzellanenes, zerbrechliches Herz erwärmt, heute bitte ich einmal recht von Herzen: Liebes Fräulein, liebes Mariechen, holde, traute, innig Geliebte: willst Du mir Dein kleines Figürchen schenken?! Und wenn du es nicht hergeben willst, weißt Du wirklich keinen Weg, wie das, was Dir gehört, auch mir gehören würde?! Die Antwort auf diese Frage erwartet ein angstvoll harrender Mann.

Dein . . . . .“

Als sie den Brief gelesen hatte, fiel ihr Blick in ihren Schoß. Da lag wirklich ein eben gewundener Winzerkranz, ganz wie er aus seiner porzellanenen Begeisterung heraus vermutet hatte und wie es ja auch zur Zeit der Weinlese in ihrem Meißen so natürlich war. Sie lächelte ganz leise und schalkhaft vor sich hin, als sich die rote Glut ihres Antlitzes ein wenig verzogen hatte; sie nahm ein Blättchen Rosabriefpapier und schrieb schnell die wenigen Worte darauf, die sie verstohlen abschickte:

„Mein lieber Heinrich!

„Das Porzellan soll zusammenkommen. Schon damit es einen hübschen Geschirrschrank gibt. Zur Aussteuer will

ich Dir das kleine Rokokofräulein schenken, aber verstehst Du mich: nur in Kleidern nach der neuesten Mode, und für die Kleider mußt Du selber sorgen. Ich lege diesen Zeilen ein Weinblatt bei, von einem Kranze, den ich eben gewunden hatte. Und weißt Du, was das Beste an diesem Fräulein und diesem Weinblatt ist?! Beide sind nicht, wie Dein zerbrechliches Herz, aus Porzellan. Ich liebe Dich:

Dein unzerbrochenes Mädchen aus dem neunzehnten Jahrhundert.“

Der Japaner.

Im Hause des Nationalökonomen Professor Rasch war eine muntere Tafelgesellschaft versammelt. Man feierte den achtzehnten Geburtstag seines jüngsten Töchterleins Editha, einer zarten, anmutigen Blondine. Zwei ältere Schwestern, beide schon Bräute, saßen mit glänzenden Augen neben ihren Verlobten, einem Kandidaten der Forstwissenschaft und einem lustigen Assessor. Man war beim Nachtisch und knackte Mandeln; man nahm aus den eisgefüllten Kühlern die frischen Schaumweinflaschen und füllte die Gläser mit dem prickelnden Naß. Ein feiner Orangenduft, leichte, belebende Gerüche vom Wein und von den Früchten stimmten die Anwesenden heiter, während manch übermütiges Auge hinüber auf das blonde Geburtstagskind lugte, das in der ersten, zartesten Blüte jungfräulicher Anmut seinen Ehrentag beging. Zur Seite des jungen Mädchens saß ein sonderbarer Mensch, den man auf den ersten Blick sehr häßlich finden mußte. Er war wie alle andern im schwarzen Gesellschaftsanzug, aber dieser paßte ihm um die Schultern nicht recht, welche linkisch und ungefüge gleich einem Holzgestell unter dem

Stoffe zu sitzen schienen. Seine Haare waren tiefschwarz; die Augen standen zu weit von der Nasenwurzel ab und waren ein klein wenig geschlitzt. Die gelbliche Hautfarbe, die kleine Gestalt des Mannes, seine bescheidene und in der Bescheidenheit etwas eckige Gebärde ließen auf mongolische Herkunft schließen. In der That war der junge Mann, der etwa achtundzwanzig Jahre zählen mochte, der Doktor Ming-tso-gora, ein Japaner, der zu seiner Ausbildung nach Deutschland gekommen war, um das deutsche Forstwesen kennen zu lernen. Er gehörte zu den Zuhörern des nationalökonomischen Professors. Dieser war ihm mit der Gastlichkeit eines deutschen Universitätslehrers entgegengekommen, da das liebenswürdige und fast übertrieben bescheidene Wesen des Japaners ihn überall empfahl. Man hatte ihn auch zur Geburtstagsfeier der kleinen Editha geladen, neben der er den Ehrenplatz schon deshalb erhielt, um die andern jungen Männer nicht um den Vorzug streiten zu lassen. Still und mit einer gewissen verlegenen Scheu hinter seinem Schaumweinglase hervorblickend, während ein bescheidenes, fast unterwürfiges Lächeln um seinen Mund spielte, saß er neben dem jungen Mädchen, an das er nur hie und da eine Frage richtete, um sich über irgend etwas aufklären zu lassen. Die freundliche Blondine that dies mit dem mütterlichen Eifer eines Mädchens, das einen Schützling ängstlich zu behüten hat, woraus sich während der Tafel schon ein trauliches Stillleben zwischen den beiden entwickelt hatte. Es waren bereits mehrere Toaste ausgebracht worden, als sich auch Ming-tso-gora erhob und kaum hörbar an sein Glas klopfte, so daß die Frauen darauf aufmerksam machen

mußten, damit Ruhe werde. Es trat eine tiefe, erwartungsvolle Stille ein, nachdem man sich zugeflüstert hatte: „Der Japaner hält eine Rede.“ Aller Augen hefteten sich auf diesen. Mit einem Blicke, der voll tiefer Furcht schien, sah der Japaner ungewiß und ohne ein Wort zu reden eine Weile um sich her; die Stille wurde peinlich, man glaubte, er werde keine Worte finden. Da aber ging ein überlegenes Lächeln um den Mund Ming-tso-goras; mit etwas unterdrückter, aber vollkommen klarer Stimme sagte er in wohlgesetztem Deutsch, das nur hie und da die fremde Betonung verriet:

„Es ist eine Kultur von vielen Tausenden von Jahren, meine Damen und meine verehrten Herren, welcher der unwürdige Redner entstammt, der durch ein wunderbares Schicksal über die Meere dieses Erdballs hierher verschlagen ward. Wohl haben weise Männer Ihrer Nation gesagt, daß auch der Einzelne etwas vom Alter seines gesamten Volkes annimmt und verrät. Ich weiß es nicht, aber oft, meine verehrten Herren, habe ich solch ein Gefühl, wenn ich mich zurückerinnere an meine Heimat, als sei ich trotz meiner achtundzwanzig Jahre nicht so jung, als ich sein möchte. Ich zähle die Jahrtausende japanischer Kultur mit meinem Lebensalter zusammen, da bin ich ein Wesen, das ist 4028 Jahre alt. Ich zähle die Lebensalter des verehrten Fräuleins, das wir feiern, oder meiner liebenswürdigen Mitstudenten zusammen mit der Kultur Ihres Volkes und siehe da: es sind vielleicht 1018, 1030 Jahre, welche der Einzelne mit dem Alter der Kultur seines Volkes darstellt. Es wäre sehr unbescheiden, daß ich dies sage, wenn es mich nicht mit Wehmut erfüllte!

Wozu wir ein Jahrtausend brauchten, um es zu lernen, das lernten Sie in einem Jahrhundert! Und wenn ich in der Blüte der Frauenjugend dies verehrte Fräulein neben mir ansehe und der Millionen Frauen in meiner Heimat denke, so fühle ich, wie jung und jugendlich die Welt hier ist. Man hat mir aber gesagt, daß die europäischen Frauen nichts lieber vernehmen, als wenn man sie für jünger hält, als sie sind; ich höre auch, daß sie nicht gern verraten, wie alt sie seien. Meine Herren, Sie sehen, daß Ihre Frauen damit recht haben, da dieses weltbeherrschende Volk, von dem ich lerne, in der That so jung ist trotz seiner hohen Kultur. Meine Herren, Sie werden es nicht für unbescheiden halten, wenn ich hiermit auf die Jugend der deutschen Frauen anstoße, und damit allen Frauen keine kleine Schmeichelei zu sagen hoffe."

Die kluge Schlußwendung des Japaners gefiel allgemein, den Damen insbesondere. Mit gehaltenem Lächeln, während seine Augen mit dem Ausdruck einer tiefen Güte umherblickten, stieß Ming-tso-gora mit den Herren und Damen an; man beglückwünschte ihn und leerte die Gläser schneller. Dagegen nippte der Japaner nur leicht am Schaumwein, denn er selbst glaubte aus seiner Rede zu merken, daß er seine kühle und heitere Nüchternheit etwas verloren hatte. Daß er sich innerlich mit Stolz als Vertreter eines älteren Volkes betrachtete, ja, nicht ohne eine leise Ueberhebung auf die Europäer gerade deshalb herabblickte, war Thatsache; aber daß ihm auch nur andeutungsweise eine Anspielung darauf entschlüpft war, das wollte ihm bedenklich vorkommen. Eine kindliche Verlegenheit malte sich auf seinem Gesicht.

Als der Wein die Gemüter der jungen Forstkandidaten etwas erregt hatte, geschah es, daß man mit allerlei Stichelreden den japanischen Doktor zu necken suchte. Es war merkwürdig, zu sehen, mit welch sokratischer Ironie der Japaner alle diese heiteren Angriffe abschlug. Einer der jungen Männer, etwas erhitzt darüber, daß Ming-tso-gora allen Sticheleien nur ein bescheidenes Lächeln entgegensetzte, und sich benahm, als seien all diese schlechten Witze nur die schönsten Höflichkeiten für ihn, fragte: „Sagen Sie einmal, Herr Doktor Ming-tso-gora, wie ist das bei Ihnen in Japan? Hängen da in Ihren Wäldern an den Schwänzen der wilden Tiere auch weiße Porzellanglöckchen?"

Der Japaner verneigte sich, nur leise lächelnd, blickte scheu von unten nach dem Sprecher und sagte dann mit überlegener Ironie, während er das Haupt auf die Seite wiegte, wie einer, der Musik hört: „Ach nein, die tragen sie nicht. Denn wenn zum Beispiel europäische Forstkandidaten auf solche wilde Tiere jagten mit weißen Glöckchen, so würden sie es ja nur läuten hören!"

„Aber nicht zusammenschlagen." Editha lächelte ihm schelmisch zu, innerlich erfreut über die witzige und gute Art, mit der ihr Nachbar die andern abführte.

Die Studenten waren verstummt. Die Ueberlegenheit des Japaners an Geist und innerer Durchbildung begannen sie dunkel zu ahnen. Unterdessen hatte Editha auf dem Fruchtteller des Mannes eine Orange zerteilt, traulich neigte sie sich zu ihm hinüber und sagte: „Kommen Sie, Herr Doktor, diese Apfelsine essen wir zusammen."

Sie nahm eine Apfelsinenscheibe und reichte sie dem Doktor. Mit einem dankbaren Blick nahm er dieselbe,

und seine Augen schauten fast hilflos in die Augen des Mädchens. Bei der zweiten Scheibe vergaß sie sich ein wenig, denn sie schob sie ihm ohne weiteres in den Mund, und während beide den herrlichen Saft schlürften, war es ihnen, als riesele noch ein andres Gefühl mit wunderbarem Zauber über ihre jungen Seelen. Auf einmal ging eine flammende Röte über das Antlitz des Mädchens; hastig aß sie noch einige weitere Scheibchen, und als sie scheu nach ihrem Begleiter blickte, hatte dieser einen bittenden Blick auf sie gerichtet, der dem Blicke eines Rehes glich, das den Jäger um Erbarmen anfleht. Nach einem Augenblick aber war alles vorüber; der Japaner saß mit einer gewissen Kälte neben dem Mädchen, neigte sich zwar öfters traulich zu ihr hinüber, was sie gleichfalls that, wahrte aber gegen die andern Personen um so mehr einige Frostigkeit, die er vergeblich durch ein verbindliches Lächeln zu verbergen suchte.

* * *

Am andern Morgen erwachte die blonde Editha in der wunderlichsten und holdseligsten Verwirrung. Sie hatte einen seltsamen Traum gehabt, der sie in eine heitere Seligkeit und doch zugleich in eine dunkle und geheime Angst versetzte. Sie hatte sich im Traume in einem weißseidenen schlafrockähnlichen Gewand gesehen, das ganz leicht vom Hals bis zu den Füßen ihren Leib umwickelte; sie hatte feine, weiße Strümpfe an ihren Füßen gehabt, die aber ganz klein und unbehilflich waren. Und diese Füßchen staken in zarten, goldgestickten Pantöffelchen, welche sie im Gehen immer mitschleifen mußte. Ihre Haare hatte

sie mit einem silbernen Pfeil zu einem Doppelknoten auf dem Haupt zusammengesteckt; auf dem Rücken hatte sie eine Art von Kissen festgeschnallt, um das sie ihr Gewand so herumziehen konnte, daß man etwas darin zu tragen vermochte. Wenn sie hatte gehen wollen, stießen ihre Knie stets von innen an das zu straff gespannte Seidengewand, worin sie sich wie ein Wickelkindchen vorkam, so daß sie ermüdete und nur ganz kleine Schrittchen mit ihren Pantöffelchen machte. Dann hatte sie sich, statt auf einen Stuhl sich zu setzen, auf ein prachtvolles Kissen niedergekauert, auf dem die schönsten Blumengewinde und Zaubervögel eingestickt waren; und während sie so hockte, hatte sie sich mit einem großen Fächer, worauf allerhand schnörkelhafte Bilder glänzten, Kühlung zugefächelt. Als sie in einen Handspiegel blickte, sah sie sich darin mit ein ganz klein wenig geschlitzten Augenwinkeln, was ihr aber sehr schön und niedlich zugleich vorkam.

Das blonde Mädchen mußte leise vor sich hinlachen, als sie im Strahle der Morgensonne von ihrem Lager sich erhob. Zugleich aber griff sie erschrocken an ihr Herz. Nach einem Weilchen rief sie laut vor sich hin: „Nein, nein, das kann nicht sein, das soll nicht sein!“ Was sollte nicht sein? Was hatte sie denn geträumt? Eine Japanerin war sie gewesen? Und nun mußte sie an den japanischen Doktor denken und an sein feines, kluges, sympathisches Wesen. Er war ein lieber Mensch, ein sanfter Mensch: seine Augen hatten sie so duldend und mit einem Blicke angeschaut, als sei seine Liebe zu ihr vieltausend Jahre alt und noch immer treu, daß sie ihre Aeuglein schloß und leise das Köpfchen wiegend an diese guten Augen dachte.

Mitten in diesem Sinnen aber überfiel sie immer von neuem ein jäher Schrecken, als dürfe sie doch nicht an ihn denken. Es wäre doch auch zu toll, zu thöricht, wenn ein achtzehnjähriges deutsches Mädchen sich in einen mageren Japaner verliebte, bloß, weil er voll Geist und gediegener Bildung schien. Aber wenn sie sich die Sache recht betrachtete, so schienen ihr die deutschen jungen Männer so unreif, so jungenhaft und jung gegen den japanischen Weisen, daß sie sich doch immer wieder über dem Lieblingsgedanken an den Doktor Ming-tso-gora ertappte.

Mit Verwunderung sahen Ediths Schwestern, wie das gute Mädchen auf einmal ins Romanlesen geriet. Sie war sogleich am Tage nach dem Feste in eine Leihbücherei geeilt und hatte sich den Roman „Segenbringende Reisähren" geben lassen, welcher aus dem Japanischen übersetzt ist. Mit Begierde verschlang sie ihn, sie wußte selbst nicht warum, mit einer eigentümlichen Angst, sie würde darin Dinge lesen, welche sie enttäuschen könnten. Hierauf wußte sie sich „Die sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt" zu verschaffen, einen japanischen Roman, der gleichfalls ins Deutsche übersetzt ist. Ohne daß sie es sich selbst gestand, las sie mit besonderem Eifer alle Stellen, wo Liebesgeschichten und Liebeserklärungen der Herren Japaner vorkamen. Und über dieser Leseunterhaltung legte sich allmählich ihre geheime Angst. Eine stille Zufriedenheit nahm beruhigend ihre Seele ein. Denn erstens sah sie aus allen Liebesgeschichten der Japaner, daß es dabei ganz zuging, wie es sich schickte. Es herrschte großer Anstand und feine Sitte. Nichts galt für schöner und lobenswerter, als die

Treue und Tugend eines Mädchens oder einer Frau. Die Japaner liebten so rührend und sogar ein bißchen empfindsam wie in „Werthers Leiden"; sie hatten ein so schönes, ritterliches Ehrgefühl wie deutsche Studenten und Offiziere, und duellierten sich auch wie solche; sie liebten ihre Mädchen und Frauen so treu, machten so zärtliche und sinnige Gedichte auf sie, daß das Mädchen dachte: Das alles ist ja wie bei uns! Davon kam ein Gefühl süßer Genugthuung über sie; sie kam sich nicht ganz so thöricht vor, wenn sie an den Doktor Ming-tso-gora dachte, wohingegen ihr alles Japanische überaus zierlich und niedlich erschien.

Nach einiger Zeit machte Ming-tso-gora einen Anstandsbesuch. Zufällig war der Herr Professor nicht zu Hause, und Editha empfing statt seiner den Besuch. Der japanische Doktor saß sinnend in einem Sessel vor dem jungen Mädchen, aber sie kamen bald in ein lebhafteres Gespräch über die japanischen Romane, welche Editha gelesen hatte. Ming-tso-gora war glücklich über die Teilnahme, welche das junge Mädchen der Litteratur seines Landes schenkte. Er sprach darüber, wie der Gartenbau in Japan vom europäischen Vorteil ziehen könne, ohne doch seine Eigenart zu verlieren; er sprach von den Träumen, die er hegte zum Bau von Eisenbahnen, Fernschreibern und Fernsprechern, und von der Art, wie man auch in Japan die Blitzkraft in den Dienst der Kultur stellen müsse. Und während solcher Rede schien es Editha, als würde das gelbe Antlitz zusehends schöner; sie glaubte jetzt erst dies Gesicht zu verstehen und von welcher Seite man es anschauen müsse, um zu finden, daß die Augen

ganz richtig im Kopfe saßen. Sie begriff vollkommen, warum die Japaner untereinander sich wunderschön finden, und warum ihre Frauen sogar Gedichte machten auf die geliebten Männer, wie die Sappho der Griechen. War doch sogar eine Kaiserin von Japan, Soto-Ori-Ime, eine berühmte Odendichterin gewesen. Ming-tso-gora bemerkte sehr wohl den Eindruck, den er auf das junge Mädchen machte. Als er sich von ihr verabschiedete, fragte er, ob er sie öfters besuchen dürfe. Sie meinte, sie möchte noch viel von ihm über Japan hören und freue sich, ihn wiederzusehen.

Als Ming-tso-gora die Thür des Empfangszimmers hinter sich geschlossen hatte, blickte Editha flüchtig in den Spiegel. Sie erschrak ganz leise, denn sie glaubte, ihre Augen wären auf einmal viel zu nahe bei ihrer Nase. Das war aber nur ein kurzer Augenblick, es ging vorüber wie ein Traum. Sie setzte sich nieder und blickte sinnend vor sich in den Schoß.

Unterdessen wanderte Ming-tso-gora mit leichteren Schritten im Freien. Er hatte keinen schönen Gang; er setzte seine Füße nicht fest wie ein Europäer auf; seine Art zu gehen glich mehr der eines jungen Hundes, der nicht recht weiß, was er mit seinen Gliedern anfangen soll, die ihm noch allzu lässig und gelenkig am Körper hängen. Hie und da wechselte er den Schritt, während die seligsten und zartesten Gedanken sein Inneres bewegten. Er kam in den Park vor der Stadt, setzte sich auf eine Wiese still ins Gras und pflückte Blumen. Mit seitwärts geneigtem Haupt betrachtete er das kleine Sträußchen in seiner Hand, wobei er sich über die weiten Meere hinweg

nach einem kleinen Garten dachte, um den ein Geländer von hohem Bambusrohr ging. In dem Garten stand eine buntbemalte Laube, in welcher farbige Papierlampen herabhingen, und in der Laube kauerte an einem niederen, mit Perlmutter ausgelegten Tischchen eine kleine Japanerin mit schwarzen Haaren und einer weißen, durchsichtigen Haut, wie der zarteste Alabaster. Ein winziges Theetäßchen stand vor ihr auf dem Tische, worauf die niedlichsten Blümchen gemalt waren. Das war Doktor Ming-tso-goras junge Frau. Er hatte sie mit vierundzwanzig Jahren geheiratet; sie war ihm von seinem Vater bestimmt gewesen, aber er liebte sie auch. Als er dann wegen seines Fleißes und seiner Intelligenz von der Regierung des Mikado dazu ausersehen wurde, einige Jahre zum Studium des Forstwesens nach Europa zu gehen, hatte er sein kleines, junges Weib in der Obhut seiner Eltern gelassen, in der Erwartung, nach seiner Rückkehr zu hohen Aemtern befördert zu werden.

Nun dachte er mit einer eigentümlichen Seligkeit an seine niedliche Frau zurück. Wie würde sie sich freuen, wenn er ihr schriebe, daß er sich in die reizendste aller deutschen Professorentöchter verliebt habe, und daß er hoffe, sie als zweite Frau und Mitfrau ihr zuzuführen. Denn Doktor Ming-tso-gora zweifelte nicht, daß der Professor ihm, bei der glänzenden Laufbahn, welche ihm bevorstand, gern seine blonde Tochter anvertrauen würde. Er liebte das Mädchen so innig und mit der ganzen Zärtlichkeit eines treuen Gemütes, daß er fühlte, er werde Editha glücklich machen. Und daß sie ihn liebte, das hatte er deutlich gesehen. Nun malte er sich aus, wie er sie ent-

weder schon in Deutschland oder in Japan heiraten werde, denn als vornehmer Japaner hatte er das gute, altbegründete Recht, zwei Frauen zu nehmen. Er stellte sich vor, wie reizend es sein würde, wenn seine liebe Hung-Li und seine Editha, beide in den niedlichsten, gestickten Pantöffelchen, im Garten hinter den Bambusrohren mit ihm wandeln würden, wenn die deutsche Frau in gebrochenem Japanisch ihm Zärtlichkeiten sagen würde, während Hung-Li ihre Schwester und Mitfrau ohne alle Eifersucht küßte. Er sah sich im Geiste vor einem Tischchen mit drei Theetassen sitzen, und die Frauen kauerten neben ihm; jede hielt einen blühenden Kirschenzweig in der Hand, den er ihnen gepflückt, jede fütterte einen Papagai, den er ihnen geschenkt, und er legte seine Arme um sie und liebte sie treu und ohne Falsch, und war nur besorgt um das Wohl seiner beiden, seiner einzigen guten Frauchen.

Sehnsüchtig blickte er auf die Blumen in seiner Hand und lebte ganz in seiner Idylle. Und da ein holder Frühlingshauch über die Wiese ging und die Himmelsschlüssel und Maßliebchen sich davon neigten, kam über den Doktor eine zarte poetische Stimmung; er zog sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb auf japanisch, indem er von rechts nach links die Bleifeder führte und die Worte von oben untereinander setzte, ein Gedicht nieder in japanischem Versmaß:

Es liebt der Frühlingswind die Blüten,
Und streichelt tausend Wiesenblüten,
Um Kiu-siu rauscht das Meer
Und Nipon auch umarmt es hehr,
Mein Herz allein, es liebt nur eine,
In Deutschland, Japan meine Kleine!

Dieses sinnige Spiel des Geistes, daß er sich gegenüber dem leichtfertigen Frühlingswind, der so viele Blumen liebt, gegenüber dem Meere, das so viele Inseln umarmt, mit zwei Frauchen allein glücklich fühlte, welche der Doppelsinn zu einer machte, erschien ihm äußerst poetisch. Er wandelte wie im Traume aus dem Parke nach Hause. Dort setzte er sich hin und tuschte auf feines Maulbeerblattpapier mit echten japanischen Schriftzeichen das Gedicht hin, das er mit einigen Schmuckbuchstaben in feinster japanischer Kunstart zierte. Auf die Rückseite schrieb er den deutschen Text. Er wußte das Blatt Editha heimlich zuzustellen. Diese war entzückt, in ganz Japan und Deutschland die einzige zu sein, die er liebe, und da sie das Geschenk dem Doktor nicht zurückschickte, sondern es wohlgefaltet auf ihrem Busen verbarg, so durfte Ming-tso-gora annehmen, daß er wiedergeliebt wurde. Ein stilles Einverständnis der beiden war eine abgemachte Sache.

Einige Monate waren vergangen. Der Sommer war ins Land gekommen, und man suchte auf Spaziergängen den kühlenden Schatten der Wälder. Editha wandelte am Arme Ming-tso-goras an einem kleinen Bächlein, über das sich hohe Farnkräuter neigten, im Walde vor der Stadt. Sie war glückliche Braut des japanischen Doktors mit Einwilligung ihrer Eltern.

Durch einen deutschen Freund, welcher in Yeddo eine Professur als Sprachlehrer hatte, waren dem Professor die besten Nachrichten über Ming-tso-goras Familienverhältnisse geworden. Da Hung-Li, nach der Sitte ihres Volkes, ganz zurückgezogen bei ihren Schwiegereltern lebte, so hatte der Freund in Japan, trotzdem er im Hause

dieser Leute verkehrte, mit keiner Silbe etwas davon erfahren, daß Ming-tso-gora verheiratet sei. Vielleicht, daß seine Eltern diesen Umstand mit Absicht nicht an die große Glocke hängten, um seinem Fortkommen nicht hinderlich zu sein, ein Verhalten, das sehr oft in China und Japan beobachtet wird, wo denn günstigen Falles eine zweite Frau sehr oft nur aus Gründen der Beförderung zur ersten hinzugenommen wird. Kurz, der Professor der Sprachlehre hatte mit gutem Gewissen berichtet, daß Ming-tso-gora eine glänzende Laufbahn vor sich habe. Professor Rasch willigte mit einiger Begeisterung sogar in die Verbindung seiner Tochter, nachdem die ersten Bedenken überwunden waren. Im Hinblick auf die großen Aussichten des völkerverbindenden Kulturfortschrittes, welche der Professor ohnehin gewöhnt war, seinen Studenten in lebhaften Farben zu schildern, versöhnte er sich nicht nur mit dem Gedanken der Heirat seiner Tochter, sondern fühlte sogar eine stille Begeisterung, seine Jüngste auf so aussichtsvolle Weise unter die Haube zu bringen. Denn Ming-tso-gora hatte Hoffnung, einst Ackerbau- und Forstminister in seiner Heimat zu werden. Welche Aussichten eröffneten sich, wenn eine Deutsche die Frau eines japanischen Ministers wurde! Auch Ediths Mutter und Schwestern waren dem Gedanken nicht mehr zuwider, seit sie japanische Romane lasen. Sie sahen daraus, daß man in Japan die Frauen so sanft behandelt, so zärtlich liebt, daß sie fast ihre Schwester beneideten. Denn die deutschen Männer erschienen dagegen rauh. So war Ming-tso-gora glücklicher Bräutigam geworden. Seine schönsten Träume schienen sich zu erfüllen. Von seiner fernen Frau hatte

er noch kein Wort verraten. Auf der einen Seite hinderte ihn das seltsame Gefühl, daß er dazu gar nicht verpflichtet sei. Er hielt die Doppelehe für eine sehr weise Einrichtung, worin sein Volk den Europäern bei weitem überlegen sei. Er fühlte lebhaft, wie innig ein rechter Japaner zwei Frauenwesen lieben könne und wie eine viel süßere Schwärmerei und höhere Poesie darin liege, als in den eintönigen Liebesgeschichten deutscher Romane. Er fürchtete aber auch, daß nach den Anschauungen, welche in Deutschland herrschten, seine ganze Herrlichkeit sofort ein Ende haben werde, wenn es bekannt würde, daß er drüben über den Meeren schon eine Hung-Li besitze. So schritt er in einiger Beklemmung neben Editha einher, die ihren Arm in den seinen gelegt hatte, während sie mit einem japanischen Fächer, worauf Reihervögel und Schmetterlinge gezeichnet waren, sich Luft zufächelte. Die rote Farbe des Fächers blendete ihre Augen ein wenig, und davon kam es ganz unwillkürlich, daß sie die Farnkräuter zu ihren Füßen wie mit den Augen eines japanischen Malers ansah. Sie konnte gar nicht finden, daß die Schmetterlinge auf ihrem Fächer schnörkelhaft seien, sondern sie sah, wie ein großer Zitronenvogel und ein Pfauenauge, die sich vor dem wandelnden Pärchen auf Blumen setzten, eigentlich genau so aussähen, wie die japanischen Bilder. Denn alles war auf letzteren beobachtet, die Fühlfäden, die Ausschweifungen der Fittige und die farbige Zeichnung der Schuppen. Ming-tso-gora hatte sie auf all das aufmerksam gemacht, und da er ihr klar bewies, daß die japanischen Maler doch nur malten, was sie sehen, so schaute Editha mit den Augen der Liebe und mit Ming-tso-goras Augen auch

den Wald um sich an. Und da fiel ihr auf, daß die Tannenbäume, welche um sie standen, im Grunde genau so aussahen, wie japanische Thürme, und daß sie ihre Zweigmassen genau so ausstreckten, wie japanische Dächer. Die Tannenzapfen waren ja nichts andres, als die Glöckchen und Zieraten an diesen aufgeschweiften Dachformen. Sie meinte, daß die japanische Bauart augenscheinlich den Wuchs der Tannen nachahme, worüber Ming-tso-gora sich sehr glücklich fühlte. Sie setzten sich am Rande des Bächleins zusammen ins Gras, und Editha wand einen Kranz aus Waldblumen. Als sie eine Glockenblume in die Hand nahm, sagte sie: „Glaube mir, wenn ich mit dir in Japan bin, werde ich immer denken, ich sei zu Hause, denn bei uns ist ja doch alles wie bei euch, wir sehen es nur nicht mit den richtigen Augen an. Weißt du, warum ich mich in dich verliebt habe? Weil auf euren Fächern, euren Schirmen, euren Tassen, Stühlen und Tischen, auf euren Stoffen überall Vögel und Blumen gemalt und gewebt sind. Und Vögel und Blumen liebe ich über alles! Ein Volk, das Vögel und Blumen so liebt, muß ein sinniges, ein liebenswürdiges Volk sein.“

Sie setzte dem Japaner, der sich in seiner grünbesetzten deutschen Jägerjoppe gar nicht uneben ausnahm, ihr Blumenkränzchen auf den Kopf. Dann zupfte sie ein Blümchen aus dem Kranz und sagte, er solle die Staubfäden desselben zählen. Er zählte sie gemeinsam und emsig mit ihr. Hierauf zupfte sie ein zweites Blümchen ab und nach und nach alle Blumen des Kranzes, Heideröschen, Waldveilchen, Butterblumen, und von allen zählten sie die Staubfäden, bis der Kranz ganz kahl von Blumen

war. Dem Japaner kam dies Spiel äußerst graziös und zierlich vor; er dachte im stillen an Hung-Li, welche einst gemeinsam mit ihm und Editha auch Staubfäden zählen werde. Sie waren schon fast bis zur Zahl Tausend gelangt, und die abgezupften Blumen lagen in Edithas Schoß, als Ming-tso-gora fragte: „Sage, mein holdes Pfauenäuglein, warum zählen wir die Staubfäden?“

„Ei, mein lustiger Schmetterling, ich zähle, wie oft du mir treulos werden wirst, und wir sind schon bei Tausend angelangt!“ sagte Editha lachend.

Da ging eine Purpurröte über das Gesicht des Japaners. Einen Augenblick war er sichtlich gekränkt, daß man ihm eine solche Treulosigkeit auch nur im Scherz zumuten könne. Er legte die Hand beteuernd auf's Herz und sein Blick schwur ewige Treue. Da mußte Editha wieder lächeln und sie sagte: „Es ist auch nicht wahr, daß wir deshalb die Staubfäden zählten. Ich that es nur, weil es mir so zierlich und japanisch vorkommt, wenn man einmal ohne jeden Grund Staubfäden zählt. Und alles, was japanisch ist, das thue ich ja dir zuliebe!“

Ming-tso-gora war gerührt. Er griff mit einer schmachtenden und achtungsvollen Gebärde nach Edithas Hand und küßte ihr die Fingerspitzen. Weitere Vertraulichkeiten hatte der sittsame Bräutigam sich noch nicht gestattet.

Editha schlug ihn leicht mit ihrem Fächer auf die Hand und sagte: „Weißt du übrigens, was mir an euch nicht gefällt? Daß ihr erlaubt, daß Einer zwei Frauen haben kann. Das finde ich abscheulich!“

„Abscheulich?!“ Der Doktor erschrak.

„Ja, ich finde es abscheulich. Ein Mann kann doch nur Eine lieben; die andre wird dann zur Sklavin!“

„O nein, o nein!“ fiel Ming-tso-gora eifrig ein. „Du glaubst nicht, wie schön es ist bei uns, wie vernünftig und weise auch in dieser Hinsicht!“ Und nun fing er an, in der schmeichlerischsten und sanftesten Weise dem Mädchen begreiflich zu machen, wie es einzig richtig sei, wenn zwei Frauen einen Mann besäßen; wie jede ihn nur umsomehr liebe, und die Poesie des Lebens sich für die Frau verdopple.

Leider konnte sich Editha mit diesen Ansichten nicht versöhnen. Sie zerzupfte ihre Blumen vollends, erhob sich endlich kurz und sagte: „Nun, das mag alles sein, wie es will! Was mich anlangt, so gebe ich dir mein Wort, wenn ich erst deine Frau bin, mir kommt keine andre ins Haus! Wenn du eine Europäerin heiratest, so mußt du in dieser Hinsicht Europäer werden. Dafür will ich im übrigen, wenn es dir lieber ist, in japanischen Kleidern gehen.“

Ming-tso-gora antwortete hierauf gar nichts. Er blickte nur verlegen auf seine Fingernägel, welche er sorgsam pflegte. Darauf erhob er sich mit der Miene eines tief Unglücklichen. Editha erschrak über dieses Gesicht und da sie fürchtete, etwas zu hart gewesen zu sein, so sagte sie, es sei ja nicht so ernst gewesen. Sie liebkoste ihn und meinte, er werde mit der Zeit schon einsehen, daß eine Frau zu haben, bei weitem schöner sei, als zwei. Hierauf wurde sie übermütig und fragte ihn, ob er auch auf dem Rücken liegen und ein Faß oder einen Stuhl auf seinen Füßen im Gleichgewicht halten könne. Ming-tso-gora wendete

sich empfindlich ab. Es gibt nichts Anzüglicheres für einen gebildeten Japaner, als mit dem Volke der Gaukler auf eine Stufe gestellt zu werden. Editha ahnte nicht, wie tief sie den Bräutigam verletzt hatte. Seit dieser Zeit wurde eine leise Entfremdung zwischen den Liebenden bemerkbar.

* * *

Im Glaspalast war eine japanische Ausstellung. Auch Editha wanderte am Arme Ming-tso-goras in den Räumen derselben umher. Nur nach langem Widerstreben hatte sich der Doktor entschlossen, mit seiner europäischen Braut die Landsleute anzusehen. Als er mit Editha die Ausstellungsräume betrat, in denen eine Straße von eingegitterten Käfigen gebildet war, über welche nachgeahmte japanische Dächer ragten, kam es ihm vor, als trete er in eine Menschentierbude. Und es war ihm ein unheimliches Gefühl, daß seine eigenen Landsleute sich hinter diesen Bambusgittern von neugierigen Europäeraugen betrachten ließen, wie Seidenäffchen und andre vierhändige Tiere. Eine unbestimmte Angst, er möchte von den Japanern in ihren Bambuspferchen wie von den Zuschauenden auch als einer von diesem Volke erkannt werden, drängte ihn weiter, und seine Braut kam ihm unerträglich vor in ihrer Neugier, die Leute zu betrachten. Es war ihm, als sei eine tiefe Kluft plötzlich zwischen ihnen.

Editha verweilte anfangs gemächlich vor jedem der Bambuskäfige. Sie glaubte einem Volke von Murmeltieren oder Bibern zuzusehen. Wie ein Traum kam es über sie. Da saß auf einem erhöhten Drehschemel ein

japanischer Töpfer. Der Mann war klein und hatte einen ganz kahlen Schädel, rund wie eine Haselnuß. Er drehte eine äußerst zierliche Drehscheibe, auf welche er einen kleinen Klumpen von einem feinen, fleischfarbenen Thon häufte, windschnell im Kreise herum. Mit ein paar Händchen von mädchenhafter Form strich er leise an dem umgedrehten Thon hin, fuhr mit einem Stäbchen oben hinein, und im Umdrehen wurden kleine Schüsseln und Schalen, Krüge und Täßchen im Rohzustande fertig, die er zum Trocknen beiseite stellte. Daneben stand ein Tischler, der mit einem ganz kleinen Hobel die feinsten Hölzer bestrich, wovon die allerniedlichsten Hobelspäne, nicht größer als abgeschnittene Kinderlöckchen, abfielen. Diese Männer waren alle in frauenartige Gewänder eingehüllt, unter denen aber enganliegende Beinkleider, wie die Unterbeinkleider der Europäer, sichtbar wurden. In einem andern Käfig kauerte am Boden ein Maler, der einen Wandschirm bemalte mit Papageien und Reihern, mit jungen Raben über Azaleenblüten, Kranichen und großen Lotosblättern, Theestauden und ihren Blüten. Auf einem größeren Bilde waren Straßengruppen aus Japan zu sehen, Wasserträger, die mit ihren Kübeln vorüberschritten. Ja, ein andres Bild zeigte das Innere eines Bergwerkes, das Ein- und Ausfahren und den Betrieb des Bergbaues. Der Künstler hatte in weißen Näpfchen allerlei farbige Tuschen und mit einem feinen Pinsel malte er still auf die Papierwand. Mit einem einzigen Tuschenstrich machte er ein Blatt fertig, indem er den Pinsel langsam und sicher zog und breiter auslaufen ließ; mit einer träumerischen Sicherheit tuschte er in einem Zuge einen Reiherflügel und

nach einer ganz bestimmten Vortragsweise wiederholte er seinen Pinselstrich mit mechanischer Richtigkeit wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Andere dieser kleinen, kauernden Maler tuschten Lampenschirme und Papierlampen, feingefältet wie zarte Spitzen; Ofenschirme, Gartenschirme, Tellerchen und Schüsselchen, Täßchen und Fußbänkchen — alles erhielt sein Tüpfelchen Farbe oder seine Goldverzierung. Da waren Arbeiter, welche einen schwarzen Lack auf alle möglichen Gegenstände strichen; an großen Stickrahmen saßen Männer und neigten sich dicht auf die Stickarbeit, mit der sie behutsam wie junge Mädchen umgingen. Und alle waren klein wie Pygmäen, alle schienen kurzsichtig und duckten sich tief auf die Arbeit, alle hatten die zartesten, nervösesten Kinderhändchen und dazu alte, verrunzelte Gesichter, wie Zwerge. Sie waren schweigsam und friedlich wie das Grab; keine Freude, aber auch kein Schmerz schien auf ihren Gesichtern zu leben; sie schienen nicht stumpf und teilnahmlos, aber sie schienen auch nicht erfreut über ihre Arbeit. Sie schafften und webten, wie die Spinnen an ihrem Netze, so geheimnisvoll, so lautlos und in sich gekehrt. Wohl ging hie und da ein mildes Lächeln über ihr Antlitz, aber das war, als träumten sie nur, daß sie lächelten und sich freuten. Viele hatten ganz kahle Schädel, andre nur einen kleinen schwarzen Schopf am Hinterkopfe.

In einem Käfighause saß ein Holzschneider mit einem eigentümlich aufgebauten Kopf, gleich einem Doppelschädel, um den ein Kranz von schneeweißen, straffen Haaren hing. Man wußte nicht, ob er aussah wie der Philosoph Kant oder wie ein Seidenäffchen, zumal diese Aeffchen selbst

sehr philosophisch dreinblicken. Er schnitt mit scharfen Messerchen und Sticheln einen bemalten Holzstock aus. In all dies geheimnisvolle Treiben aber schauten vom japanischen Tempel im Hintergrunde, von dem hie und da der dumpfdröhnende Schlag des Gong erdröhnte, zwei ungeheuerliche Buddha-Götzenbilder, mit untergeschlagenen Beinen sitzend, mit großen Ohrlappen und toten Augen und einem breiten, gefräßigen Mund hinein. Blumen und Kandelaber schmückten den Altar. — Ein leichter Schauer überrieselte Editha. Wie in einem ängstlichen Traumleben glaubte sie zu hausen. Sie wagte nicht mehr auf den Bräutigam an ihrer Seite zu blicken; sie glaubte, er würde auf einmal den Götzenbildern ähnlich sein. Es kam etwas wie eine entsetzliche Angst über sie. Am liebsten hätte sie davonlaufen mögen ins Weite. Doch sie suchte sich zu beherrschen. Als sie einmal zur Seite auf ihren Bräutigam schielte, bemerkte sie, daß dieser viel kleiner war, als sie. Sie hatte früher nie darauf geachtet. Aber hier unter all diesen kleinen Männern sah sie, daß ihr Bräutigam nur einer war wie andere. Sein geistreiches Gesicht, den gütigen Blick seiner Augen, welche die innerste Ursache ihrer Liebe zu ihm waren, fand sie überall wieder. Denn diese Handwerker mit den kleinen, zarten Händen hatten die geistreichsten Stirnen, als wären sie alle tiefgebildete Philosophen. Dem Mädchen kam das unheimlich vor. Ihr Geliebter hatte nichts Auserwähltes mehr für sie; wohl aber bemerkte sie, daß die meisten dieser geistreichen Japanengesichter keineswegs geschlitzte Augen hatten, wie Ming-tso-gora, sondern ganz den Schnitt der europäischen Köpfe. Sie mußte sich sagen, daß,

wenn sie einen Japaner heiraten wollte, sie im Lande selbst jedenfalls hübschere Männer gefunden hätte. Einige hatten, wie ihr Bräutigam, allerdings breite Backenknochen, gelbe Haut und Schlitzaugen; sie schloß als Tochter eines Nationalökonomen, daß ihr Bräutigam einer besonderen Rasse angehöre, und daß es auch andere Stämme in Japan gebe.

Rasse! Kaum hatte das junge Mädchen das Wort gedacht, als ein Gefühl entsetzlicher Angst, Verwirrung und Scham über sie kam. Sie hätte laut aufweinen mögen. In diesem Augenblicke kamen drei japanische Frauen an ihr vorübergeschritten und schleiften die Pantöffelchen an ihren Füßen. Die schwarzen Haare waren in Knoten zu drei Haarbogen aufgewunden; die Knie stießen an die Seidengewänder, die um die Knöchel ganz eng waren, so daß sie keine großen Schritte machen konnten. Weiß wie Mehl waren die Gesichter, die Zähne schwarz gefärbt. In einem Linnen eingewickelt trug eine junge Mutter ihr Kind vorüber, einen Säugling. Ediths Blick fiel auf ihn. Mit Entsetzen sah sie, daß er große Schlitzaugen hatte und breite Backen wie ein Hamster. Sie wollte rasch wegblicken, da fiel ihr Blick gerade auf das trübselig lächelnde Gesicht Ming-tso-goras, der eben mit Sehnsucht an seine ferne Hung-Li dachte und sie unter einem Lotosstrauche kauern sah, während sie eine Theeblüte in der Hand hielt und ihren Sonnenschirm im Grase aufgespannt neben sich liegen hatte. Er sah ihre Füßchen im Geiste, da sie ein Pantöffelchen neben sich im Gras liegen hatte, in den feinsten Seidenstrümpfen, und eine reizende große Fußzehe blickte unter dem Kleidrande her-

vor, da die Japaner die Strümpfe in der Form von Handschuhen über den Fuß und die Zehe ziehen. Er malte sich im Geiste aus, wie Hung-Li zwischen dem Füßchen und der niedlichsten aller Zehen ein Blümchen festhielt, das sie für ihn gepflückt hatte in treuen Gedanken.

Editha sah nur in sein Gesicht. Was er dachte, ahnte sie nicht. Aber sein süßliches, sehnsüchtiges Lächeln kam ihr auf einmal vor, wie das Lächeln des japanischen Säuglings. Und beide hatten Schlitzaugen! Sie fühlte ein Entsetzen, eine unsägliche Angst, daß sie plötzlich auf und davon lief, ihren lächelnden Bräutigam, der sie ganz vergessen zu haben schien, mitten unter den japanischen Frauen stehen ließ und in der unsäglichsten Verwirrung ihrer Seele nach Hause eilte. Sie sank vor ihrer verwunderten Mutter in die Knie und weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte.

Ming-tso-gora erwachte nach einem Weilchen aus seinem Traum. Seine Braut war verschwunden. Er suchte sie überall, aber er fand sie nicht. Eine trübe Ahnung kam über ihn. Als er Editha auf der Ausstellung vergeblich gesucht hatte, ging er nach Hause und tuschte in der schmerzlichsten Bekümmernis seiner Seele ein Gedicht mit bunten Zeichen nieder. Es lautete:

„Es steht ein Sträuchlein auf der Wiesen,
Daran zwei zarte Blüten sprießen,
Das Sträuchlein neigt im Winde beide,
Das ward zu seinem Herzeleide;
Es fiel die eine Blüte ab —
Als fiel sie auf der Liebe Grab.“

Eine stille Thräne fiel auf das Blatt und verwischte eines der zartgetuschten Schriftzeichen. Doktor Ming-tso-gora war traurig bis in den Tod.

* * *

Wenige Tage nach diesem Ereignis gab Doktor Ming-tso-gora einen Brief auf die Post, außen mit deutscher Schrift adressiert und zugleich mit einigen japanischen Zeichen; innen ganz und gar japanisch von links nach rechts, senkrecht untereinander geführt. Er lautete wortgetreu übersetzt:

„Meine traute Hung-Li, holde Theestaude meiner Seele, Du mein Schmetterlingsflügelstäubchen, da ich ja kahl wäre wie ein abgestreifter Fittich des Nachtpfauenauges, wenn Du nicht mein zarter Schmuck wärest.

Ich muß Dir melden, daß Du die holde Schwester, welche ich Dir versprochen hatte, aus Europa mitzubringen, nicht umarmen kannst. Große Schmerzen haben meine Seele bewegt, aber Dein Held hat ritterlich überwunden.

Süße Hung-Li, ich bin nun einzig der Deine. Gewiß, wir wären glücklicher gewesen, wenn wir die blonde Editha die Unsere hätten nennen können, aber es sollte nicht sein. Suche Dich zu trösten über diesen herben Verlust. Ich weiß, Du wirst weinen, und die zarten Thautropfen Deiner Augen werden wie Wermut sein. Sie hat mir ihr Wort zurückgegeben. Alle Fächer, Lampenschirme, alle zierlichen Geschenke, die ich ihr gab von Dir und von mir, hat sie zurückgeschickt. Ihre Liebe war plötzlich erloschen wie ein Fünkchen in der Asche.

Wer kann das Herz eines europäischen Weibes ergründen! Sie haben kein Herz. Ich sehne mich nach Japan und zu Dir. Editha hat sich mit einem andern verlobt, einem thörichten, jungen Forstkandidaten! Das sind europäische Mädchen. Du siehst, liebe Hung-Li, daß wir zwar in Sachen der Technik von den Europäern lernen können, aber was die Bildung des Herzens und Geistes anlangt, so stehen wir hoch über diesem barbarischen Volk mit seinen kühlen Blondinen. Sie begriff nicht, daß ein Mann zwei Frauen auf einmal lieben könne! So mangelhaft ist hier die Verstandesbildung! Stelle Dir das vor! Ich habe ihr deshalb auch nie gesagt, daß ich Dich, meine süße Hung-Li, bereits besitze, um Deinen holden Namen nicht vor ihr zu entweihen. Sie ahnt nichts von unsrem Glück und wird es nie erfahren. Du siehst, wir haben nichts an ihr verloren. Ich bin vollkommen getröstet.

Dein Ming-tso-gora."

So der Brief. Ming-tso-gora, wir teilen es nachträglich mit, nahm auch in Japan keine zweite Frau. Er lebte einzig seiner kleinfüßigen Hung-Li.

Als aber vor mehreren Jahren in Japan eine große öffentliche Bewegung zur vollständigen Abschaffung der Doppelehe zahlreiche Anhänger fand, da war es der Doktor Ming-tso-gora, der zu den eifrigsten Fürsprechern dieser Bewegung gehörte. Er soll in Yedo-Tokio in einem dortigen Emanzipationsverein eine begeisterte Rede darüber gehalten haben, daß jeder Mann nur eine Frau nehmen sollte.

Der Armreif.

Im Haidewald am dunklen Thalbach, der eilend und schäumend zwischen belaubten Hügeln und überhängenden Tannenzweigen der einsamen Waldmühle zufloß, lag ein schroffer Felsbruch. Steile Granitwände und rötliche Syenitschroffen fielen jäh nach der Thalsohle ab, die Felsmassen waren schräg abgerissen und starrten in überhängenden Bruchflächen wirr aus dem Walde heraus. Oben am Rande des Steinbruches hing moosiges Erdreich mit abgesprengten Baumstümpfen herüber, zu Füßen der Wand lagen mächtige Gesteinsblöcke und Erdreich übereinander geschüttet und in wild geschichteten Trümmern ineinander geschleudert, so daß man wohl sehen konnte, wie vor kurzem der Fels hier mit Dynamit gesprengt worden war. Nicht weit von der Sprengstelle lag zwischen zwei grünbewachsenen Felsblöcken eine windschiefe Holzhütte der Steinbrecher. Es war ganz einsam im Walde und unten an der Felswand; man hörte nur hie und da ein Klopfen im Gestein und den schallenden Ton eines hinabgeworfenen Bruchsteins.

Es war nur ein einziger Steinbrecher an der steilen, düsteren Mauer thätig; man konnte ihn, klein und puppen-

haft gegen die hohe, zerrissene Felswand anzuschauen, oben im Schutt und Erdgeröll mit Schaufel und Steinklopfer arbeiten sehen. Er hatte eine mit Draht beflochtene Brille über den Augen sitzen und schlug mit seinem Steinhammer auf die Steinstücke, um sie zu zerspellen, warf größere Felsblöcke hinunter und schaufelte das Erdreich dazwischen weg, um weiter zu den rechts liegenden Felstrümmern vorzudringen.

Auf einmal hörte man weder die klingenden Schläge seines Steinklopfers mehr noch das Rollen und Rauschen der hinabgeschaufelten Erde; es war ganz still im Walde geworden. Eine geheimnisvolle, langanhaltende Ruhe war es, als sei der Steinbrecher plötzlich gestorben oder verschwunden. Und diese totenhafte Stille breitete sich auch im Walde aus, denn, da der Schall des Steinhammers nicht mehr klang, schienen auch die Krähen drüben über den Wipfeln für eine Weile sich zum Schweigen verschworen zu haben. Nur der Bach plätscherte weiter unten an einem Felsstücke, um das er vorbeischäumen mußte.

Es war so ruhig und totenhaft geworden, weil der Steinbrecher im Geröll einen Fund gemacht hatte, der seine ganze Aufmerksamkeit gefangen nahm. Er war nach dem Rande des Steinbruches hinübergeraten und hatte im Schutt ein paar Knochenstücke gefunden, die er achtlos wegwarf. Als er aber die Schaufel in einen zusammengerissenen Erdhaufen setzte, der mit den abgesprengten Felstrümmern weiter oben vom Waldboden heruntergerutscht war, klang es scharf an dem Eisenrande der Schaufel und als er sie umwarf, sah er etwas in der ausgegrabenen Erde blinken. Er bückte sich rasch danach und hielt einen

verwitterten Reif in der Hand, ganz mit Erde umklebt und spröde geworden. An einer Stelle aber, wo die Erde abgeblättert war, blinkte es wie mattes Gold oder Bronze.

Er setzte sich auf den Erdhaufen hin und begann den Reif zu reinigen, um zu sehen, was es wäre. Und als er die Erde abbröckelte, merkte er, daß es ein Armreif sein mußte, der aus zwei ineinander gewundenen kleinen Schlangen bestand. Als er an einer Stelle stärker putzte und wischte, kam es klarer und goldiger heraus, es schien ihm, daß es ein goldenes Armband sein müsse.

Der Steinbrecher dachte nach, wie es dahin gekommen sein könnte. Vielleicht war's ein Schwedenschatz, sollte er weiter graben, um ihn zu finden? Aber dann hätte er ihn anzeigen und alles herausgeben müssen. Er putzte und wischte weiter, am liebsten hätte er den Armreif behalten; er war ja ein armer Kerl, der schon lange gern einmal etwas gefunden hätte, nicht für sich, sondern für jemand Anderen. Und der Reif blinkte immer mehr, je mehr er mit seinem blaugeblümten Schnupftuch wischte, auch kam ganz deutlich der eine Schlangenkopf zum Vorschein. Warum sollte er den Fund anzeigen? Gewiß hatte hier ein Graf oder Bauer in der Schwedenzeit sein Gold vergraben.

Nach längerem Zaudern und Sinnen steckte er endlich den Reif verstohlen in die Hosentasche, indem er sich scheu umsah, ob nicht etwa unten am Bache jemand auf dem Wege vorüberginge, der es sehen könnte. Hierauf fuhr er mit der Schaufel von neuem in das Erdreich hinein, und als er mehrere Schaufeln umgeworfen und nichts darin gefunden hatte, atmete er erleichtert auf. Denn er

glaubte schon, es sei nun doch weiter kein Schatz hier vergraben, den er anzeigen mußte und den einzelnen Reif, den konnte er ja auch von seiner Großmutter geerbt haben; da wollte er sich weiter kein Gewissen daraus machen, wenn er ihn behielt. Er hatte das aber kaum gedacht, als es wieder am Schaufelrande klang, als läute ein Sünderglöckchen. Er erschrak, bückte sich und fand eine große Münze, die er nicht kannte.

Nun stand er wieder eine Weile unschlüssig, was er denken oder thun sollte. Endlich grub er vor sich in die Erde ein Loch, warf rasch die Münze hinein, that dabei, als sehe er es selber nicht und schüttete ein paar Haufen Erde darüber. Hierauf verschaufelte er rasch und lautlos auch die ganze umliegende Erdschicht und begann alle Felstrümmer und Steinstücke, die er unten haben mußte, um sie zu zerspellen in Straßenpflaster, über die Felswand geradeswegs hinabzuwerfen. Die Schaufel rührte er nicht mehr an. Wenn hier ein Schatz vergraben lag, er wollte nichts davon wissen. Was ging ihn ein Schatz an, den er selber doch nicht behalten durfte! Den Armreif aber wollte er an sich nehmen und niemand sollte wissen, daß er ihn gefunden habe. Er schwitzte stark und wälzte sogar einen größeren Felsblock über die Erdrutschung unter heißer Mühe weg, bis er ihn vom Felshang in die Tiefe stürzen konnte, wo er unter dumpfem Krachen zerbrach. Zuletzt warf er auch seine Schaufel und den Steinhammer nach, als fürchte er sich, sie mit eigener Hand hinabzutragen. Ja, er überlegte sogar, wie er dort ein Stück Weg absprengen könnte, damit niemand die Stelle fände, wo der Schatz verborgen war.

Als er alle Steintrümmer hinabgeworfen hatte, stieg er selber auch nieder und schlenderte langsam, beide Hände in den Hosen, an den Bach, als habe er gar nichts in der Tasche. Am Uferrande aber kauerte er sich nieder und blickte sich um, ob niemand komme. Es war ganz einsam hier im Haidewalde, stundenlang kam kein Mensch vorüber, höchstens fuhr einmal ein Wagen mit geschlagenen Holzstämmen, von vier dampfenden Pferden im weichen Boden gezogen, vorbei. Als der Mann sah, daß niemand nahte, wusch er emsig den Armreif im Bach, und wirklich hatte er nach einem Weilchen das lautere Gold in der Hand, der Reif glänzte wie neu; nur an ein paar Stellen waren kleine Schmarren und schwarze Löcher im Golde. Die beiden Schlangenköpfe aber blinkten in dem klaren Bachwasser so hell, daß er ganz leise bei sich selber davor erschrak.

* * *

Es war Mittag geworden darüber und als der Steinschläger sich eben vom Bache aufrichtete und den gereinigten Goldreif in die Tasche steckte, sah er drüben über dem Waldbach ein Mädchen aus dem Dickicht treten und weiter oben auf der moosbewachsenen Steinbrücke herüberkommen. Sie hatte ein rotes Tuch auf dem Kopf als Haube und trug am Arm einen schwarzen Korb. Es war die Tochter des alten Steinschlägers, der sonst mit dem jungen Mann zusammen in diesem Steinbruch arbeitete. Sie brachte den Arbeitern jeden Mittag das Essen aus dem Dorfe, eine Stunde weit herüber. Heute war der Alte nicht zur Arbeit gekommen, worüber sich der jüngere Mann schon

weidlich gewundert hatte. Als das Mädchen über die Brücke herüber war, ging er ihr langsam entgegen.

„Na, das ist gut, Gretel, daß du kommst!“ sagte er. „Ich habe schon vor Hunger meinen Magen höher schnallen müssen, daß er mir nicht bis auf die Knöchel hängt. Was hast du denn im Korbe?“

„Graupen und Gekröse. Sie werden aber kalt geworden sein. Wir müssen sie erst wieder wärmen,“ sagte sie, indem sie ihm den Korb überreichte. Er hob den Deckel ab und schaute in den Korb, indem er seine Nase hineinsteckte, und schmunzelnd die Nasenflügel bewegte.

„Hui!“ sagte er, „das Gekröse riecht gerade wie Gänsebraten. Na, das soll aber schmecken wie nie. Und Gräupchen auch! Alle Tage bringt mir die Gretel mein Leibgericht, auf die Weise leb' ich noch besser wie der königliche Leibkoch. Gestern Hirse mit Blutwurst, heute Gräupchen mit Gekröse — mein Magen lächelt ordentlich im Leibe herum, ich kann's förmlich merken, wie er sich vor Wonne ausstreckt. Ja, ja, die Gretel, die kann kochen, mit der möchte man schon alle Tage Hirse und Blutwurst essen.“

Er trug den Korb vorsichtig hinüber nach der Steinmetzhütte, während das Mädchen ihm folgte, indem es an den heraufgenommenen Enden seiner Schürze zupfte. Drinnen in der Hütte kniete der junge Arbeiter vor dem kleinen Herde nieder, zerbrach vertrocknete Zweige und zusammengelesenes Astwerk und machte ein Feuer. Die Grete setzte den Topf mit dem Essen in die brennenden Zweige hinein und es währte gar nicht lange, so wurde die Speise wieder warm. Das Mädchen erzählte dem Stein-

brecher, daß der Vater heute nicht zur Arbeit kommen könnte, weil er sich frühmorgens den Fuß vertreten hatte und deshalb nicht aus dem Stuhle aufzustehen vermochte.

„Gelt, Gretel," sagte der Steinbrecher, während er seinen Eßtopf zwischen den Knieen hielt und den vollen Löffel anblies, „ein bissel ißst du mir zur Gesellschaft mit!" wobei er ihr den Löffel vor den Mund hielt und sie einlud, mitzuhalten.

„Ach, nee, Fritz," sagte sie, indem sie ihren Mund wegwandte, „der Topf langt ja nur für einen. Ich werde dich doch nicht berauben."

„So, so, nur für einen! Gretel, sieh 'mal, das ist aber für uns beide. Du mußt doch was für den weiten Weg haben!"

Er fuhr mit dem Löffel im Topfe herum und fischte ein langes Gehänge vom Gekröse heraus, das er mit den Fingern in die Höhe hielt und langsam hin und her pendeln ließ vor dem Munde des Mädchens. „Beiße 'mal 'nein, Gretel," sagte er.

„Na, weil du's bist," sagte sie und machte den Mund auf, indem sie den Kopf etwas zurückneigte, damit sie das Gehänge erschnappen konnte. Der Fritz ließ es ihr bis auf den Mund niederhängen, auf einmal aber zog er es blitzschnell weg, stopfte es in seinen eigenen Mund und gab dem verdutzten Mädchen auch noch einen schallenden Kuß auf die Lippen.

„Es langt ja nur für einen," sagte er und wischte sich mit seiner breiten rauhen Hand den Mund, während er mit größtem Behagen den verschlungenen Bissen kaute.

Das Mädchen stand stumm auf und ging beleidigt

aus der Hütte weg und setzte sich vor derselben auf die Bank. Es war ihr gar nicht wie Späßemachen zu Mut. Sie war schon auf dem ganzen Weg her traurig gewesen über ihre Armut und die Armut des jungen Steinbrechers und ihre Liebe zu ihm. — Nach einer Weile kam der Fritz aus der Hütte ihr nachgeschlichen und setzte sich neben sie auf die Bank, indem er ihr ganz nahe rückte. Er hatte Gekröse und auch Gräupchen im Topf zurückgelassen, stieß sie mit dem Ellbogen an und sagte: „Gretel, da iß! Ich kann nicht mehr. Es wird schon für uns beide langen. Geh, nimm's Gretel. Du bist ja doch mein liebes Schätzel, ach, Gretel, ich hab dich so traurig lieb, wollen wir denn gar nicht heiraten?! Magst du mich wirklich gar nicht?!"

Das Mädchen nahm den Topf jetzt still in die Hand und löffelte darin herum, brach plötzlich in Thränen und Schluchzen aus, und während sie schluchzend den Löffel an den Mund setzte und aß, sagte sie: „Ach, Fritz, ach, Fritz, wie soll das mit uns werden! Du verdienst ja lange nicht genug, und so lange der Vater lebt, kann ich nichts dazu verdienen, wo soll da 's Heiraten herkommen. Und auch, wenn ich etwas verdiente, so ein armer Steinklopfer, wie du, früher oder später kriegt er's doch auf der Brust und kann nicht mehr arbeiten, dann ist das Elend da. Ach, Fritz, ach, Fritz, ich heirate dich ja viel lieber wie alle anderen, aber wir sind ja so arm, daß ich nicht einmal weiß, was ich zur Hochzeit anziehen soll in die Kirche, und du bist so arm, daß du mir nicht einmal ein Hochzeitsgeschenk machen kannst. Ach, was soll aus uns werden!"

Sie hatte während dieser Worte unter Thränen den Topf leer gelöffelt und gänzlich ausgegessen und wischte sich nun mit der Hand die Thränen von der Backe herunter und mit dem Rücken der Hand ihren Mund. Die Hand wischte sie dann wieder auf ihrem Schoß an der Schürze ab, während neue Thränen in den leeren Eßtopf fielen.

„Kein Hochzeitsgeschenk?“ frug der junge Arbeiter mit einer Stimme sehr von oben herab. „Ich, kein Hochzeitsgeschenk?! Gretel, guck einmal!“

Er machte ein sehr schlaues und begieriges Gesicht, während er in seine Hosentasche fuhr und langsam den goldenen Armreif aus derselben hervorlangte. Er hielt ihn vor dem Mädchen in die Höhe und sagte: „Na, Gretel, was meinst du dazu?“

Sie blickte erschrocken auf den Mann und sagte mit halb unterdrückter Stimme: „Jesus, Fritz, wie kommst du denn dazu?“

„Hat sich!“ meinte er und versteckte den Reif wieder in seine Tasche. „Alles wollen die Mädels immer gleich haarklein wissen. Aber wenn unsereins von seiner Großmutter noch so ein altes Erbstück hat, das er sich sorgfältig für seinen Schatz aufhebt, da glauben sie's hinterdrein nicht einmal.“

Er wurde auf einmal selber traurig und blieb ein Weilchen still. Dann legte er seinen Arm um die Schulter des Mädchens, zog es dicht an sich heran und sagte: „Geh, Gretelchen, wenn ich dir nun dieses goldene Armband zum Hochzeitsgeschenk gebe, da kannst du doch meine Frau werden. Es hat seinen Wert, weißt du. Ich hab's von meiner Großmutter her, die war eine reiche Bauers-

frau, mein Vater hat ja erst alles durchgebracht, daß wir so verarmt sind. Und wenn du einmal in Not bist, so brauchst du das goldene Armband nur zu verkaufen, da hast du gleich Geld. He, Gretelchen, wie wär's nun?"

Er zog das Armband von neuem hervor und hielt es vor sich hin. Das Mädchen legte ihr Haupt an seine Brust, nachdem sie eine Weile mit begierigen Blicken das Armband angesehen hatte, schmiegte sie sich an ihn und sagte schämig: „Ach nee, ach nee, Fritz, du wirst mir doch nicht das teure Armband schenken. Das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß du auch was hast."

Sie lächelte glücklich unter ihren Thränen hervor. Er legte ihr das Armband um den Knöchel ihrer Hand, daß die Schlangenköpfe an ihrem runden Arm emporzukriechen schienen und sagte: „Gretel, wenn du mich nimmst, solchen Staat hat noch keine gemacht. Hergott, wenn wir in der Kirche stehen, wird alles denken, so eine Hochzeit hat noch keine gefeiert, die kann sich sehen lassen. Die Liesel und die Steinhauer-Rösel, die vergehen ja vor Neid. Geh, nimm mich. Wir werden schon durchkommen und am Hochzeitstag darfst du auch das Armband tragen."

Sie betrachtete eine Weile das Armband, nahm es ab und steckte es über die andere Hand weg, stand auf und ließ den Arm herabhängen, um zu sehen, wie sie sich da ausnähme und meinte bei sich halblaut: „Na, die Liesel, die wird gelb vor Neid." Sie putzte an ihrer Schürze herum und strich sie glatt, nahm den Korb auf und betrachtete ihre geschmückte Hand, wie sie mit dem Korb aussähe.

Der Fritz beobachtete das alles sehr gespannt, dann sagte er: „Na nu, gib's wieder her, wenn du mich nicht nimmst, wird doch aus der ganzen Schönheit nichts und wer weiß, ob's dann nicht einmal die Steinhauer-Rösel kriegt, wenn sie mich mit drein nimmt!"

„Die Steinhauer-Rösel?" meinte das Mädchen verächtlich. „Die? Daraus wird doch nichts!" Sie stockte eine Weile, wurde purpurrot im ganzen Gesicht, reichte ihm die Hand etwas zaghaft und sagte: „Na, Fritz, ich will dich nehmen. Es wird schon gehen. Man hat doch etwas und etwas muß man ja zum Heiraten haben, hätt' ich das eher gewußt, von dem schönen Hochzeitsgeschenk, da wär' ich ja auch nicht so gewesen."

„Gretel, Gretel, ist's wahr?" rief der Steinhauer überglücklich aus. „Du nimmst mich? Ach, du schönes, gutes, zuckerkandiges Gretel, dafür muß ich dich ja am liebsten gleich hier behalten." Er umarmte sie und küßte sie nach Herzenslust und sie widerstrebte ihm nicht. Nach einer Weile streifte sie das Armband ab, reichte es ihm zurück und sagte, indem sie ihren Korb mit dem hineingestellten Eßtopf aufnahm: „Ich muß nun fort. Das Armband schenkst du mir also zur Hochzeit. Heb's nur gut auf, mein Fritzel, und sag's der Liesel und der Rösel nicht vorher, denn wenn die merken, daß du so was hast, da stellen sie gleich auf. — Na, adieu auch."

Sie band ihr Kopftuch, das ihr in Unordnung geraten war, frisch zusammen und ging rasch über die Brücke wieder in den Wald hinein. Bald hörte man auch wieder die Schläge des Steinklopfers unter der Felswand verhallen. — Am Abend des Tages aber standen der

Fritz und das Gretel vor dem alten Steinbrecher und sagten ihm, daß sie die Absicht hätten, am nächsten Morgen sich bei dem Standesbeamten des Dorfes als Verlobte anzumelden und frischweg zu heiraten. Der Alte hatte nichts dagegen.

* * *

Am Abend vor dem Hochzeitstage saß der Steinklopfer Fritz in der Dorfschenke bei einem Gläschen Branntwein und dachte an den kommenden Morgen. Früh um zehn Uhr sollte die Trauung in der Dorfkirche sein, vorher wollte er die Braut abholen und ihr dabei den goldenen Schmuck anhängen. Die Gretel hatte, weil sie ein braves Mädchen war, von der Frau Pastorin ein abgelegtes Kleid geschenkt erhalten, in dem sie zur Trauung schreiten sollte; nach der Trauung wollten sie alle ins Nachbardorf hinübergehen und dort bei Bier und Braten das Hochzeitsessen ausrichten. Ein paar andre, junge Arbeiter mit ihren Mädchen waren geladen, Gretels Vater hatte in seinen Sparkasten gegriffen und bezahlte alles. Es sollte den ganzen Nachmittag getanzt werden und am Abend zog dann Grete aus dem Häuschen, wo der Vater wohnte, gegenüber zum Fritz als Ehefrau.

Soweit war alles ganz schön. Der Steinklopfer freute sich über die Maßen auf die Hochzeit.

Als er nun so bei seinem Gläschen saß und von dem schönen Tage träumte, der morgen anbrechen würde, griff er nach der Zeitung, die am andern Ende des Tisches lag, um darin zu lesen. Es ging nicht recht vorwärts mit dem Lesen, er hatte wenig Uebung darin; er legte die

Zeitung vor sich, fuhr mit dem Finger unter den gedruckten Worten hin und bewegte die Lippen leise dabei. Auf einmal hielt sein Finger unter ein paar Zeilen an, seine Lippen regten sich nicht mehr und der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er buchstabierte hin und her und las: „Eine interessante Nachricht kommt aus unsrer Gegend. Etwa eine halbe Stunde weit von den Steinbrüchen im . . . schen Heidewalde hat der bekannte Altertumsforscher Dr . . .“ das folgende brachte Fritz trotz allen Buchstabierens nicht heraus, „. . . Spuren von uralten Frankengräbern gefunden. Urnen, Münzen, kleine Schmucksachen in der Form des bei den Franken beliebten Jagdfalken, ferner sehr interessante Armbänder von verschlungenen, goldenen oder bronzenen Schlangen, welche die Frankenweiber zu tragen pflegten, hat der berühmte Forscher bereits entdeckt. Derselbe gedenkt längere Zeit in unsrer Gegend zu verweilen, um im günstigen Falle größere Ausgrabungen vornehmen zu lassen.“

Diese Worte hatte der Steinklopfer kaum gelesen mit einem stillen, heimlichen Schrecken, als in die Schenke ein Herr trat, der eine Brille trug und ganz wie ein gelehrter Stadtherr aussah. Er frug den Wirt auch sogleich, ob er nicht wisse, wo hier die Steinklopfer wohnten, welche in der Umgegend in den Steinbrüchen arbeiteten. Der Wirt wies mit der Hand auf den jungen Arbeiter hinüber und sagte: „Dort sitzt gleich einer, der wird Ihnen schon über einiges Auskunft geben können.“ Da erhob sich der alte Herr langsam und setzte sich zu dem Steinbrecher an den Tisch und begann sogleich zu fragen, ob er bei seinen Erdarbeiten in der Gegend der Steinbrüche

niemals eine Spur von etwaigen Frankengräbern gesehen habe.

Den Fritz überlief es heiß und kalt. Gräber waren das! Und sein Hochzeitsgeschenk war ein Leichenraub. So viel sah er schon aus der Zeitung. Er dachte an sein Gretchen und wie sie sich auf den schönen Schmuck freuen würde. Es wurde ihm ganz aschgrau vor den Augen.

Er that einen scharfen Zug aus seinem Branntweinglase. „Frankengräber?“ frug er den alten Herrn. „Ich weiß gar nicht, was die Franken sind. Woran soll man sie denn erkennen?“

Der Alte schüttelte mit gelehrtem Lächeln den Kopf. „Nun, ich will Ihnen das erklären, lieber Mann.“ Und er begann dem Steinklopfer zu erzählen, daß die Franken ein berühmter Stamm der alten Germanen gewesen seien, der vor anderthalbtausend Jahren in den Gegenden gehaust habe, in welchen sie jetzt wohnten; es seien schöne, große, blonde Männer und Frauen gewesen, noch halb wild, aber edel und lebenslustig. Die Frauen hätten lang herabwallendes, blondes Haar getragen, an den Armen goldene Armspangen in Schlangengestalt und diesen und anderen Schmuck habe man ihnen mit in die Gräber gegeben, wo man ihre Gerippe noch finden könne. Hier in der Gegend mußten nun gerade nach allen Anzeichen einige solcher Gräber noch gut erhalten sein; er sei beauftragt, sie zu erforschen, was man darin finde, gehöre dem Staat, denn es seien Staatswaldungen und die etwaigen Funde seien für das Altertumsmuseum in der Hauptstadt bestimmt.

Der Steinklopfer war nun vollends erschrocken und kleinlaut. Ganz bestürzt frug er: „Also vor anderthalb-

tausend Jahren sind diese Leichen hier begraben worden? So lange ist das her?"

„Vor anderthalbtausend Jahren! Und was sie mit in die Erde bekommen haben, das ist ebenso alt. Nun denken Sie einmal nach, ob Sie niemals so eine Münze oder einen kleinen Falken aufgegraben haben."

„Nicht die Spur davon!" sagte der Fritz, indem er rasch seinen Branntwein hinuntergoß. „Da werden Sie wohl gar nichts hier finden, Herr, solche alte Sachen gibt's hier bei uns nicht, wir sprengen höchstens einmal ein Stück Amethyst aus dem Felsen, das ist noch das Seltenste, aber die Erde, die enthält höchstens alte Schuhsohlen und Glassplitter. Nicht einmal einen Schwedenschatz finden Sie hier, geschweige was anderthalbtausend Jahre alt ist. Anderthalbtausend!" wiederholte er ungläubig und mit heimlicher Angst.

Der alte Herr wollte das nicht gelten lassen, so daß der Fritz, um seine Verlegenheit zu verbergen, wild mit dem Schnapsglas auf den Tisch aufschlug und sagte: „Anderthalbtausend! Herr, ich werde doch wissen, was bei uns möglich ist. Wenn Sie sich selber tausend Jahre lang in die Erde hier verkriechen, Sie finden Ihr Lebtag keine Schlangenarmbänder. Das sage ich. Da soll doch der Teufel —!" Er stand auf und ging, nachdem er seinen Sechser für den Branntwein auf den Tisch geschlagen hatte, mit schweren Schritten aus dem Gastzimmer ins Freie.

Der Wirt blickte ihm nach. „Was hat denn der jetzt auf einmal?" frug er. „Will er Polterabend machen vor seiner Hochzeit? So ein Grobian! Sich so gegen einen gelehrten Herrn zu benehmen."

Der Alte winkte ab und lächelte. „Die goldenen Schlangenarmbänder der Frankengräber scheinen ihn irgendwie gebissen zu haben; ich weiß nicht, was er hat —“

„Goldene Schlangenarmbänder? Frankengräber?“ Jetzt pfiff der Wirt scharf durch die Zähne. „Mir geht ein Licht auf.“

Er setzte sich zu dem alten Herrn und sagte: Es sei durch die Braut des Steinklopfers, die vor anderen Mädchen gestern damit geprahlt habe, ausgekommen, daß der Steinklopfer ihr ein kostbares Schlangenarmband schenken wolle zur Hochzeit. Das ganze Dorf sei voll davon, die Mädchen hätten es überall herumgebracht. Das Armband sei von seiner Großmutter.

„Großmutter?“ frug der alte Herr. „Ach, dieses Armband möchte ich doch einmal sehen, das interessiert mich. Vielleicht ist diese Großmutter schon eine sehr alte Großmutter, so anderthalbtausend Jährchen vielleicht im Grabe. Sieh, sieh, die Großmutter!“

„Wenn Sie morgen Mittag in die Kirche gehen, da können Sie gleich das Brautpaar sehen. Die Grete wird nicht schlecht mit ihrem Hochzeitsgeschenk auftakeln. Die Mädel werden auch in Haufen kommen, schon, weil keine es der Grete gönnen will. Das ist ja eine ganz sonderbare Geschichte.“

* * *

Der Fritz hatte eine schlaflose Nacht. Was sollte daraus werden? Wenn das Armband wirklich aus einem Grabe herrührte, war's dann nicht Leichenraub? Und wenn er es herausgab und dem Forscher überlieferte, war er dann

nicht vor der Grete ein Lügner, kam sie nicht außerdem um das Hochzeitsgeschenk und die Freude und ließ ihn womöglich sitzen? Er wälzte sich auf seinem Strohsacke herum, diese Lage war zu verwickelt, er fand keinen Ausweg. Wenn er nur die Grete nicht so grenzenlos geliebt hätte. Konnte er sie denn unglücklich machen? So arm war er, daß er ihr nicht einmal ein Hochzeitsgeschenk kaufen konnte und nun sollte er ihr nicht den Fund, wegen dessen sie ihm zuletzt noch gut geworden war, geben dürfen? Ach, und wenn es wirklich aus einem Grabe kam, war es dann nicht noch viel schrecklicher und schauerlicher, daß seine Braut einen Totenschmuck tragen sollte, der anderthalbtausend Jahre alt war?

Frühmorgens, als es noch dämmerte, machte er sich nach schlaflosem Grübeln zum Steinbruche auf. Er wollte die Fundstelle untersuchen, um sich zu überzeugen, daß es wenigstens kein Grab war. Vielleicht war's doch ein verlorenes Armband, das einmal irgend eine Dame, die am Waldhang im Grase gesessen, verloren hatte. Beim Sprengen der Felswand war es dann mit in das verschotterte Erdreich geraten. Wenn es doch so wäre!

Atemlos langte er an der Felswand an, er hatte schon seinen Hochzeiterrock an, den besten, den er besaß, mit einem bunten Bändchen im Knopfloch. Er nahm die Schaufel in die Hand und grub und warf die Erde um. Als er eine Viertelstunde vorwärts gearbeitet hatte, wollte er schon aufhören in dem Glauben, daß es doch nichts mit den Gräbern sei. In dem Augenblick aber rutschte vor ihm das Erdreich weg und es wurde eine verschüttete Höhle sichtbar, in der er zu seinem grenzenlosen Schrecken

ein menschliches Gerippe von ziemlicher Größe zwischen dem übergeschütteten Erdreich liegen sah. Der Schädel, die Knochenarme, das Becken, alles war beisammen, nur eine Hand fehlte. Schmucksachen, die ganz verrostet und mit Grünspan überzogen waren, sah er dabei. Kein Zweifel, das war das tote Frankenweib, dem die goldene Armspange gehört hatte, dem sie mit der Hand vom Arm gefallen war, und die Hand und die Fingerknöchel hatte er damals ausgegraben, als er den Goldreif fand. Er besann sich, daß er sie damals achtlos beiseite geschaufelt hatte. Ach, selbst ein kleines Amulett, das einen Falken nachahmte, lag im Brustkorbe des Gerippes, das gänzlich verwittert und gebrechlich wie Asche geworden war.

Und nun fiel ihm ein, daß dieses Weib vor anderthalbtausend Jahren eine große, schöne Frau mit langen, blonden Haaren gewesen war, nach dem, was der alte Forscher gesagt hatte.

Ach, gewiß war es eine reiche und vornehme Frau gewesen, eine Fürstin, das sah man schon an dem vielen Schmuck, der bei ihr lag. Er konnte sich ganz deutlich vorstellen, wie sie ausgesehen haben mußte, denn als er einmal in der Hauptstadt gewesen war, hatte er in einem Schauladen ein großes Bild der gefangenen Thusnelda in Rom gesehen, wie sie im Triumphzug stolz einherschreitet. Und nun lag hier vor ihm das Gerippe eines solchen Germanenweibs, an dem er Leichenraub begangen hatte.

Er griff in seine Tasche und fühlte den Armreif darin. Nichts war mehr zu verheimlichen, wenn andere hier das Gerippe fanden, und dann war seine Grete ohne Hochzeitsgeschenk und er außerdem ein Lügner gewesen.

Seine Armut fiel ihm dermaßen aufs Herz, daß er sich hinsetzte auf den Schutt und in der wehleidigen Stimmung seines Herzens zu schluchzen und leise zu heulen begann. Sollte er seine Grete um die Freude bringen? Nein, er konnte es nicht, er brachte es nicht übers Herz, mochte daraus werden, was wollte, das Armband sollte sie doch zur Hochzeit tragen. Trug sie denn nicht auch ein abgelegtes Kleid von der Frau Pastorin? Waren sie nicht so arm, daß das arme Gretel sich nicht einmal ein neues Kleid kaufen konnte? Und wenn sie die abgelegten Kleider der Frau Pastorin trug, warum sollte sie da nicht auch den abgelegten Schmuck des Frankenweibes tragen, von dem ja doch niemand was ahnte?

Wenn er nur gewußt hätte, wie er das Gerippe fortschaffen könnte. Halb war es ihm schauerlich, halb auch wieder gleichgültig. Endlich hielt er es fürs Klügste, an einer andern Stelle ein Loch zu graben, wo niemand nach Frankengräbern suchen würde. Er band also eilig den Schädel in sein Schnupftuch, steckte sich die Taschen mit den Knochen voll, mit den Münzen und sonstigen Sachen, nahm die Schenkelbeine und Armknochen unter den Arm und stieg nach dem Bache hinunter mit geschulterter Schaufel. An einer flachen Stelle, wo das Wasser nur bis an die Fußknöchel reichte, stemmte er die Schaufel in den Bachgrund, und baggerte ein stattliches Loch in den Boden. Schnell warf er die Knochen in das wassergefüllte Loch, samt allen anderen Funden. Der Schädel war so spröde, daß er ihm in der Hand in Stücke zerfiel, er warf ihn den Knochen nach und schüttete dann die ausgegrabene Erde darauf, bis der Bachgrund wieder

ausgefüllt war. Damit aber das Wasser die Stelle nicht aufwaschen sollte, schleppte er noch ein paar Felsstücke und große Bachsteine heran, die er ins Wasser auf die zugeschüttete Erde wälzte, so daß eine Stauung entstand, und das Wasser um die Felsbrocken vorbeisprudeln mußte.

So! Jetzt war das anderthalbtausend Jahre alte Frankenweib nicht mehr so leicht zu finden. Im Bach würde der gelehrte Professor doch nicht graben lassen.

Fritz eilte nun mit etwas leichterem Gewissen heim. Nur der Leichenraub machte ihn noch bedenklich. Es fiel ihm aber ein, daß sowohl im Dorfe, wie drinnen in der Hauptstadt die Gräber schon nach fünfzehn bis zwanzig Jahren verfallen und dann neu aufgegraben werden, um anderen Toten Platz zu machen. Es ist ja also eigentlich verfallen, meinte er bei sich. Da fragt ja auch kein Mensch danach, was aus den goldenen Ringen und Uhren wird, die fünfzehn Jahre in der Erde gelegen haben, wenn die Stätte umgegraben wird. Und nun anderthalbtausend Jahre. Die Grabstelle ist doch jedenfalls schon verfallen und mir kann keiner etwas anhaben. Na, und außerdem forscht jetzt doch keiner mehr aus, wo das Frankenweib liegt, und die Grete kann ihr Hochzeitsgeschenk mit gutem Gewissen tragen.

Der junge Hochzeiter kam unter solchen Gedanken in der Wohnung der Braut etwas verspätet an. Sie kam ihm schon an der Thüre entgegen in einem einfachen Kleide, das an der Hüfte sogar etwas geflickt war. Die Haare hatte sie mit einem Myrtenkränzchen gekrönt; hinter ihr standen in der Hausthüre die Brautjungfern, die alle schöner geschmückt und angezogen waren als sie.

„Ach, Fritz, kommst du endlich?“ sagte sie. „Ich

warte schon lange auf dich, ich kann mich doch noch vor niemand sehen lassen, bis ich nicht ein Hochzeitsgeschenk habe. Alle haben so schönen Schmuck," sie sagte es ihm flüsternd; „die Rösel hat sogar eine goldene Kette und ich habe noch gar nichts und bin doch die Braut."

Diese Worte wollten dem armen Burschen fast das Herz abdrücken; dennoch suchte er noch einen letzten Anlauf zu nehmen, um aus seiner Unwahrheit herauszukommen; er sagte: „Schau, Gretel, wozu brauchst du auch Schmuck? Du bist doch die Schönste. Weißt du, es ist mir wieder leid geworden, meine Großmutter würde es vielleicht doch nicht gern sehen, wenn ich den alten Reif hergebe, ich will ihn lieber aufheben oder verkaufen. Ueberhaupt so ein alter Reif."

„Was?!" sagte Grete mit einem ganz schmerzlichen und betretenen Gesicht. „Ich soll ohne einen Schmuck und ein Hochzeitsgeschenk sein?" Sie brach in bittere Thränen aus, hielt beide Hände vors Gesicht und weinte, daß die Thränen zwischen den Fingern hervorquollen. „Nein, nein! Dann will ich auch gar nicht erst heiraten. Dann haben wir alle beide nichts," sagte sie schluchzend. „Dann zieht mich nur gleich wieder aus. Dann wäre es ja ein Unsinn, zu heiraten."

Die Brautjungfern standen mit offenem Munde da und wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Gretel, Gretel, es ist ja nur ein Spaß gewesen!" rief jetzt der Bräutigam aus, indem er selbst das Schluchzen kaum unterdrücken konnte. „Es ist ja nur ein Spaß gewesen, denn ich bin so lustig, daß ich heute heiraten soll, Gretel."

Und damit holte er den Schlangenreif aus seiner

Tasche und faßte ihre Hand, streifte ihr den Aermel ein wenig zurück und legte ihr den Schmuck des Frankenweibes um die runden Knöchel. Wie das Gretel das sah, lächelte sie selig unter ihren Thränen vor und ein langer Tropfen fiel auf das Gold des Armbandes. Sie wischte mit der Thräne das Gold wieder blank, blickte sich getröstet und ein bißchen hochmütig über ihr schönes Hochzeitsgeschenk im Kreise um und nahm den Blumenstrauß, den ihr jetzt eine Brautjungfer reichte, mit einem herablassenden Knix entgegen. Darauf ordnete sich der Zug und sie gingen zunächst hinüber nach dem Standesamt beim Ortsvorsteher, um dann nach der Kirche zu schreiten, die am andern Ende der Dorfgasse mit ihrem kurzen Turm aufragte, hinter dem grünen Dorftümpel.

* * *

In der Dorfkirche waren ungewöhnlich viele Leute erschienen, um der Trauung des Steinklopfers zuzusehen. Arbeiter, welche in der Fabrik arbeiteten, Bauerndirnen und Arbeitermädchen hatten sich neugierig in die Holzbänke gesetzt. Sogar der Wirt vom grünen Baum stand mit dem gelehrten Altertumsforscher in einer Nische beim Altar, als das Brautpaar eintrat. Es schien irgend eine heimliche Verschwörung im Spiele zu sein, denn die Mädchen und Burschen flüsterten und tuschelten heimlich zusammen, blickten neugierig auf die einfache und ärmlich gekleidete Braut und stießen sich an, indem sie auf etwas wiesen, was die Braut am Arme trug. Als das Paar sich eben vor den Altar stellen wollte, vor dem der Herr Pastor bereits im schwarzen Käppchen stand, bemerkte der

Steinklopfer zu seinem grenzenlosen Schrecken, daß der Gelehrte auch mit in der Kirche war. Und gleich darauf trat dieser alte Mann auch vor und wollte auf ihn zukommen.

Fritz stieß die Braut heimlich an und sagte: „Grete, laß doch dein Armband nicht so sehen, die Leute denken ja nur, du willst dich überheben.“

Grete aber hörte nicht darauf, sondern nahm ihren Arm recht auffällig auf, spielte mit der andern Hand an dem Armband und schielte auf die Seite, ob die Mädchen sie auch gehörig bewunderten. Der alte Herr trat zu ihr, reichte ihr ganz treuherzig die Hand und sagte, während er aufmerksam ihren Schmuck betrachtete, als er ihre Hand in der seinen hielt: „Na, junge Braut, ich wollte Ihnen nur gratulieren zum heutigen Tage. Ich habe mich gestern sehr gut mit Ihrem Bräutigam über die Frankengräber unterhalten und da wollte ich Sie doch auch kennen lernen. Ei, ei, was haben Sie da für einen schönen Schmuck. Das ist gewiß ein altes Erbstück. Sieh, sieh!“

Grete meinte stolz: „Mein Hochzeitsgeschenk! Es stammt noch von meinem Bräutigam seiner Großmutter.“

„So, so!“ meinte der alte Herr ganz freundlich und trat wieder zurück. Er hatte schon genug gesehen. Er gab dem Pastor ganz heimlich einen Wink, den dieser sogleich verstand, denn er war schon vorher in die Armbandgeschichte eingeweiht worden. Der Pastor lächelte milde zum Zeichen des Einverständnisses und wandte sich wieder zum Altar zurück, um die heilige Handlung einzuleiten.

Es war nun ganz mäuschenstill in der Kirche, man hörte nur das Räuspern einzelner. Das Brautpaar kniete vor dem Altar und der Geistliche sprach die heiligen Worte.

Da begann auch die Orgel zu tönen und ihre ernsten, großartigen Töne rollten und hallten gewaltig durch die Kirche. Der Bräutigam schielte von der Seite auf seine Braut und ein hehrer und grenzenloser Schauder erfaßte ihn, daß hier eine Lebende neben ihm kniete, welche einen Totenschmuck trug, der Tausende von Jahren in der Erde gelegen hatte. Ach, und als er dachte, wie das gekommen war, daß nur seine Armut und seine arme Liebe daran schuld war, da war es ihm, als würden die Klänge der Orgel zum Weinen der Engel im Himmel droben und als zitterte ein grenzenloser Schmerz aus ihren hehren Gesängen über ihn hin. Ach, seine Braut kam ihm in ihrem Kleide so verklärt vor, daß sie den Goldschmuck des blonden, hohen Frankenweibes hier vor dem Altare des allmächtigen Gottes nach tausend Jahren trug, daß er das Haupt senkte, um das innere Weinen und Schluchzen seines Herzens zu verbergen.

Und auch dem alten Gelehrten kamen von den Klängen der Orgel und vom Anblick der Braut, die so ahnungslos ihren Jahrtausende alten Schmuck trug, ein paar leise Thränen in die Augen. Der Pastor schaute milde herab auf das Paar, es war ein menschlicher und guter Mann, der die Armut der Brautleute kannte. Da kamen auch dem Pastor Thränen in die Augen, als das Hallelujah der Orgel und der Kinderstimmen von der Höhe herniederjubelte.

Als die Klänge der Orgel verklungen waren, gab der Pastor das Brautpaar zusammen, wechselte die Ringe und nahm ihnen das Ja des Ehebundes ab. Dann hielt er eine kurze Ansprache, in der er ihnen die Pflichten des Lebens und der Ehe vorhielt und sagte ernst und milde: „Trachtet vor allem nach dem unvergänglichen Schmucke

des Lebens, trachtet nach der Wahrheit, der zeitlichen und ewigen. Denn das Leben des Menschen ist vergänglich wie eine Blume und welket ab vor der Zeit, und die Braut, die lebend den Schmuck der Toten trägt, sie wird welken und dahingehen, wie diejenige dahinging, welche vor Jahrtausenden den Flitter trug, der wie die Schlange, die zu Eva sprach, ihren Arm umwindet. Wenn nun der Flittertand, der den Menschen schmückt, länger dauert als das Leben derer, die sich darinnen brüsten, wenn nun das gleißende Schlangengold des äußeren Tandes länger währt als vieler Menschengeschlechter Leben, also daß das Brautkind des Tages den uralten Schmuck heidnischer Vorfahren trägt, um wiederum zu welken wie eine Blume — als was erachten wir das Leben des Menschen und seinen Schmuck, wenn es nicht die Wahrheit ist, die ihn schmücket? Was ist Geld und Gut und alle Zier des Lebens, wenn der Leib aus seinem Schmucke wegstirbt, also daß nach Jahrtausenden ein anderer Leib darinnen steckt, der wiederum vergehen wird wie ein Hauch? Darum trachtet vor allem nach der Wahrheit, denn in ihr allein ist das ewige Leben."

Der Pastor hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesagt, indem er mit seinen milden Augen den Steinklopfer sehr ernst ansah. Jedes Wort war in der Seele des armen Burschen ein Posaunenton des jüngsten Gerichts. Er vermochte den Kopf auf dem Nacken nicht zu rühren und starrte dem Pastor eine Weile wie abwesend in die Augen. Der Geistliche aber sprach seinen Segen über das Paar, verneigte sich und ging ruhig und erwartungsvoll aus der Kirche.

Auch alle anderen, der bestürzte Getraute mit seiner

jungen Frau voran, verließen die Kirche. Als sie aber vor der Kirchenthüre in dem blumigen Gottesacker standen, wo die toten Bauern mit ihren Weibern und Kindern den langen Schlaf unter der Erde thun, da hielt es den jungen Burschen doch nicht länger, er trat dem Pastor in den Weg, nahm seinen Hut zitternd ab und sank fast in die Knie vor ihm zusammen, während er ganz verwirrt und stotternd die Worte hervorbrachte: „Ach, verzeihen Sie mir, Herr Pastor, wenn Sie's schon wissen. Aber die Grete, die Grete hätte mich doch nicht genommen, wenn sie kein Hochzeitsgeschenk gehabt hätte. Ich will ja das alte Gerippe im Schweiße meines Angesichts wieder aus dem Bach herausgraben, wenn Sie mir nur das verzeihen."

Er wendete sich zu seiner Angetrauten und sagte: „Ach Gretel, siehst du, nun hast du doch kein Hochzeitsgeschenk und ich bin ein Lügner dazu, aber es war doch nur meine herzinnige Liebe zu dir, es ist ja gar nicht von meiner Großmutter, es ist ja von einem alten Frankenweib, das vor anderthalbtausend Jahren gelebt hat; ich habe das Gerippe selber gesehen und du sollst's auch noch sehen. Gretel, sei gut, verzeih mir's nur, aber die Wahrheit ist doch nur das richtige ewige Leben!"

Die Grete hatte erst ganz starr dagestanden und sich umgesehen, als verstände sie das alles nicht. Bei den letzten Worten aber schüttelte sie ihren Arm, als hätten sich zwei giftige Schlangen drein verbissen, faßte mit der linken Hand und mit zwei Fingern den Armreif an, als hätte sie etwas Unreines anzurühren und streifte den goldenen Reif ab, daß er weggeschleudert auf dem Boden rollte und zwischen zwei Gräbern hängen blieb.

„Pfui, Kuckuck!“ rief sie aus. „Von einem Gerippe? Das noch dazu anderthalbtausend Jahre alt ist?“

Drauf legte sie die Hände übers Gesicht, stampfte mit dem Fuße und wollte zu weinen beginnen. Plötzlich aber besann sie sich eines andern, schob verächtlich den Reif mit dem Fuße beiseite, während der gelehrte Herr sich danach bückte, um ihn aufzuheben, und fragte mit zurückgeworfenem Köpfchen: „Herr Pastor, der Fritz hat mich angeführt mit dem Reif und ich bin jetzt ohne ein Hochzeitsgeschenk. Weil Sie uns aber zusammen gegeben haben, so frage ich jetzt: kann das rückgängig gemacht werden?“

„Nein, meine Tochter,“ sagte der Pastor, „das kann nicht geschehen.“ Er erklärte ihr, daß sie nun auch Fritzens Frau bleiben müsse, nachdem sie ihm ihr eheliches Jawort gegeben habe. Er ermahnte sie, daß Fritz ja doch nur aus Liebe gehandelt habe, und daß ihm gewißlich auch niemand die Sache weiter nachtragen würde, nachdem er die Wahrheit gesagt und sich zu weiteren Ausgrabungen bereit erklärt habe.

„Aber ich trag's ihm nach bis ans Lebensende!“ sagte die Grete. „Und ich will ihn nicht und mag ihn nicht. Mir solche alte, abgelegte Sachen zu schenken, die schon seit anderthalbtausend Jahren aus der Mode sind, und von wilden Weibern. Es ist zu gemein!“ Und sie wendete sich ab und kehrte dem Ehegatten den Rücken zu, um spornstreichs aus dem Kirchgarten fortzulaufen.

Da trat ihr der alte Forscher entgegen und sagte lächelnd: „Beruhigen Sie sich, junges Frauchen, weil ich ja doch den Reif behalten muß, so sollen Sie von mir auch ein Ersatzgeschenk zur Hochzeit haben, das Sie sich selber

wählen dürfen. Der goldene Reif hier hat einen viel größeren Wert, als Sie glauben, ja, er soll sogar im Museum ausgestellt werden."

Jetzt fragte die Grete: „Im Museum? Was ist denn das?"

Der Alte sagte: „Das ist in der Hauptstadt ein großes, schönes Haus, wo dieser Ring zur Betrachtung für die Beschauer unter Glas und Rahmen ausgelegt wird, und es kommen die gelehrtesten und hochgestelltesten Männer und Frauen, um ihn sich anzusehen. Sie können auch kommen."

Die Grete dachte jetzt eine Weile nach. „Ins Museum?" Und nach einem stummen Nachsinnen sagte sie ein bißchen hochmütig, indem sie einen geringschätzigen Blick auf das Rösel und die Liesel warf: „Na, wenn der Reif ins Museum kommt, da will ich einmal nicht so sein. Da will ich's dem Fritz zu gute halten. Ins Museum kommt hier aus dem Dorfe doch nicht so leicht eine mit ihrem bißchen Kram, den sie am Leibe hängen hat."

„Wer weiß?" meinte der Alte mit einem stillen Seitenblick auf die Friedhofsgräber. „In tausend Jahren vielleicht doch. Jawohl, ihr Mädchen, in tausend Jahren kommen eure hübschen güldenen Ketten und Schaumünzen auch hinein, wenn man euch einmal ausgegraben hat."

Da fielen alle Mädchen und Brautjungfern im Chore ein: „Ach nee, Herr Doktor, ach nee! Das machen Sie uns nicht weis!"

Die Grete aber meinte geringschätzig: „Na, jedenfalls bin ich die erste von allen, die ins Museum kommt!"

Die thörichten Jungfrauen.

Am schönsten Frühlingstage saßen auf einer der luftigen Berghöhen, an welchen gegen Süden die Stadt Dresden aufsteigt, unter einer Gruppe von drei mächtigen alten Bäumen zwei einsame Jungfräulein auf einer Bank. Beide blickten halb beseligt von der wunderbaren Frühlingslandschaft, die sich zu ihren Füßen breitete, halb verstimmt und traurig in die Weite, wo drüben die grünbewaldeten loschwitzer Bergeshänge ihren Fuß im Elbstrome badeten und die Weinberge weißlich schimmernd im vollen Blütenregen der Kirschen- und Pfirsichblüte herüberleuchteten. Sehnsüchtig schweiften die Blicke der Mädchen die fernen Höhenzüge entlang nach den lößnitzer Winzerbergen, über welche sich ein lichtblauer Himmel, nur von einzelnen weißen Wölkchen leicht durchzogen, herüberspannte. In den Wipfeln der Bäume, unter welchen sie saßen, zwitscherten Frühlingsvögel aufgeregt ihre Brautliederchen; eine schmeichelnde Luft wehte um die Wangen der beiden und kräuselte leicht ihre Haare, während rosa Pfirsichblütenblätter, vom nächsten Stämmchen herübergeweht, auf ihren Busen und in ihren Schoß niederfielen.

„Ach,“ sagte die eine, eine schön gewachsene Blondine, während sie mit ihrem Sonnenschirme Buchstaben in den Boden zeichnete und ein wehmütig neckischer Zug um ihre Lippen ging, „ach, meine gute Else, wie viele schöne Spaziergänge und Ausflüge wären nun hier in dieser reizenden Gegend beim wunderklarsten Frühlingswetter zu machen, wenn wir nur ein bißchen Begleitung dazu hätten. Ich darf gar nicht an alle die Gründe und Thäler mit lieblichen Bächlein und Wasserfällen denken, welche hier und dort und drüben nach dem Elbthale hereinwandern, mit den behaglichsten schattigen Stellen darin und Wiesen, worauf so viele hübsche Blumen wachsen! Wer wird mir eine einzige von diesen Blumen pflücken?! Wenn ich's nicht selber thue, gewiß niemand!“

„Ach ja,“ sagte die andre, „es ist wirklich recht närrisch. Wenn wir so fortmachen, so werden wir beiden hübschen Malerinnen — denn hübsch sind wir, das verstehe ich schon in meiner Eigenschaft als Künstlerin — werden wir wahrhaftig noch alte Jungfern aus Mangel an passender Herrenbekanntschaft.“

„Weißt du, auf das Heiraten würde es mir gar nicht einmal ankommen,“ meinte die Blondine, leicht mit den Achseln zuckend, „denn das ist immer eine ungewisse Sache. Aber siehst du, gutes Elschen, daß einmal irgend so ein Herr der Schöpfung, der Verstand und gute Lebensart und feinen Sinn hätte, sich unser ein wenig annähme, uns begleitete, mir meinen Ueberwurf trüge und ein Röschen zum Geschenk machte und hübsch glücklich aussähe, wenn ich ihm einmal zum Danke die Hand reiche, das wünsche ich dir und mir.

Denn was ist das Leben, wenn es nicht durch ein wenig Anmut verschönt wird? Ist es denn die rechte Anmut, wenn ich dir, du alte, gute, junge Else, ein Blumensträußchen schenke, oder wenn wir uns damit lächerlich machen, daß wir uns einander junge Röschen verehren? Das ist nur die Hälfte der Anmut; leider gehört auch ein hübscher, junger und geistreicher Mann dazu, wenn bei einem Mädchen die richtige Anmut herauskommen soll."

„Du möchtest also einen solchen Herrn der Schöpfung sozusagen mehr als landschaftliche Staffage in deiner Nähe haben?"

„Allerdings, gute Elsa. Ach, liebes Kind, ist es nicht geradezu schändlich, da unten liegt die ganze wunderschöne Stadt Dresden da wie ein Meer von Häusern, man kann sogar in die Straßen hineinsehen und sieht es kribbeln und wimmeln von Männern und sonstigen Herren: und in diesem großen, weiten Straßengewirre, auf diesen langen Elbebrücken, auf Plätzen und in Gassen ist nicht ein einziger Mann, den wir kennen und der uns einmal spazieren führen könnte. Jedes Bauernmädchen ist besser dran, die kennt Burschen genug; wir aber sitzen als richtige Stadtgänschen hier einsam auf luftiger Höhe und blühen wie die Veilchen im Verborgenen. Das muß anders werden, Elsekind."

„Ja, aber was sollen wir anfangen?" meinte die Jüngere.

„Nun, wenn alle Stränge reißen, so müssen wir durch die Zeitungen eine Herrenbekanntschaft suchen. Wir sollten uns an den berühmten Zeitungsonkel in unserm

viel bekannten dresdener Weltblatte wenden und ihn fragen, ob er nicht Rat für uns weiß."

„Aber, Helene!" meinte ein wenig betroffen die Jüngere, „das thun doch wohl nur die Putzmacherinnen und Ladenjungfern. Ein gebildetes Mädchen kann sich doch nicht an den Zeitungsonkel zur Vermittelung von Herrenbekanntschaft wenden? Das sähe ja gerade aus, als wollten wir auf die Männerjagd gehen, und dazu denke ich, sind wir denn doch zu gut."

„Ich habe dir ja gesagt," erwiderte die blonde Helene, indem sie sich erhob und ihre Röcke leicht schüttelte, um die Falten in den rechten Wurf zu bringen, „Else, daß wir gar keine Männer zu Männern haben wollen, sondern nur eine anmutige Begleitung, die uns gelegentlich einige kleine Gefälligkeiten erweist, hübsch mit uns plaudert, ein wenig mit uns für die Natur schwärmt und als männliche Abwechslung in das Einerlei unsers Mädchenverkehrs einen kleinen romantischen Zug brächte. Wir haben oben in der Bildergalerie und bei unsern Studien so viele hübsche und interessante Männerköpfe gemalt und uns gewöhnt, diese Herren der Schöpfung bloß studienhalber anzusehen, daß wir ja wohl nicht Gefahr laufen werden, die lebenden Mannspersonen, welche uns unterhalten, als etwas andres denn solche malerische Studienköpfe anzusehen. Wenn zwei Mädchen so etwas riskieren können, so sind wir es; wir wollen die Herren schon kurz halten."

„Helenchen, ich glaube, du wirst übermütig! Was mich anlangt, so ist es freilich wahr, ich würde in einem hübschen Manne nie etwas andres als einen interessanten

Studienkopf sehen, aber ob du das auch im stande wärst, das ist denn doch fraglich."

„Ei, du kleines Gackergänschen, wie du schwatzest! Hat mir jemals so ein Herr der Schöpfung ein andres Gefühl erregt als die kleinen Schattenbilder im Guckkasten meines photographischen Kastens mit der Dunkelkammer? Mein einziger Grund, warum ich für uns eine solche Herrenbekanntschaft für Spaziergänge und gemeinsame Ausflüge wünsche, ist der, daß zwei Frauenzimmer wie wir, sich unter allen Umständen hübscher, anmutiger und malerischer ausnehmen, wenn sie einige Herren als Hintergrund, als Folie haben. Und was zwei richtige Mädchen sind, die wissen auch die Männer fein artig sich zu erziehen, daß sie ihre Rolle richtig verstehen und keine Nebengedanken haben, welche nicht zur Sache gehören. Wenn mir jemand eine Rose schenkt, so nehme ich sie dankend an, weil das ein sehr anmutiger Vorgang ist; und ein Mädchen kann nie Gefahr laufen, wenn es nur das thut und den Männern erlaubt, was anmutig und lieblich und sinnreich ist. Was im Verkehr mit Männern nicht mehr anmutig ist, das ist auch sicher vom Uebel, und weil ich die Anmut liebe, will ich an den Zeitungsonkel um passende Herrenbekanntschaft schreiben."

Dies alles sagte die blonde Helene mit einem leichten Anfluge von Drolligkeit und Ernst zugleich, während Elsa an ihrer Seite auf dem Feldwege hinschlenderte, der zwischen grünen, blumigen Wiesen und jung aufgekeimten Feldern einem Grunde jenseit der Hügel zuführte. „Das wird eine schöne Geschichte werden!" meinte die Jüngere mit einem heitern Seufzer, der indessen ihr zaghafteres

Einverständnis mit dem vermessenen Plane der Aeltern ausdrückte. Die beiden Mädchen stiegen dem Grunde zu, und man sah ihre schlanken Gestalten allmählich unter der Hügelbiegung nach abwärts verschwinden, bis nur noch ihre Sonnenschirme im Glanze der Frühlingssonne farbig heraufleuchteten.

Wenige Tage nach diesem heitern Zwiegespräche zweier Sachsenmädchen las man im wöchentlichen Briefkasten einer weltbekannten dresdener Tageszeitung folgende Zeilen:

„Allerverehrtester Zeitungsonkel. Zwei einsame thörichte Jungfrauen, welche außerordentlich für die Natur schwärmen, sich aber in Ermangelung passender Herrenbekanntschaft nicht recht in die Welt trauen, wünschen zu des Lebens Zierde und Verschönerung deinen väterlichen Rat, wie man es anfangen soll, in einer so großen Stadt, wie dies geliebte Dresden ist, Männer von Geist, guten Manieren und artigem Benehmen zu finden, um mit ihnen gemeinsame Ausflüge zu machen. Heiratsabsichten haben wir durchaus nicht, und es braucht niemand sich Sorge zu machen, daß wir nach Männern angeln. Aber wir lieben die Natur und sehnen uns sehr danach, in Begleitung von einem oder zwei gebildeten Herren die Schönheiten der dresdener Umgebung zu genießen. Bitte, gib uns Rat, und mache dich nicht zu sehr über uns lustig. Wenn du artig bist, wollen wir dir auch ein Paar wollene Winterhandschuhe stricken, damit du im Winter nicht zu sehr an den Fingern frierst. Helene. Elsa."

Der Zeitungsonkel gab darauf die Antwort:

„Wer ihr auch immer sein mögt, ihr spöttlichen Jung-

frauen, ich sage euch: es gibt in dieser Stadt so viele Männer von Geist, höflichem Benehmen und achtungsvollen Manieren gegen junge und alte Damen, daß ich euch nur raten kann, selber recht hübsch und anmutig zu sein, und ihr werdet sehr bald finden, was ihr sucht. Warum wollt ihr euch nicht in eine der Bürgergesellschaften aufnehmen lassen? ‚Apollo‘, ‚Harmonie‘ und andre stehen jungen Damen mit Vergnügen offen. Die Handschuhe muß ich leider dankend ablehnen. Ich friere nie an den Fingern, denn ich sitze in der Hölle, welche mir allerhand thörichte Jungfrauen heiß genug machen mit ihren Anfragen.“

Die beiden Mädchen waren ziemlich enttäuscht, als sie diese Auskunft lasen. In eine Bürgergesellschaft einzutreten, war allerdings der nächstliegende Rat, an den keine von beiden gedacht hatte. Weil er aber gar so naheliegend und selbstverständlich war, wollte er eben deshalb aus verschiedenen Gründen den beiden jungen Malerinnen nicht recht gefallen. Sie schmollten daher ein wenig und meinten dann, um sich zu trösten, es wäre wenigstens immerhin eine gute Lehre, die sie verdient hätten.

Zwei Tage später indessen suchte die kleine Elsa in ziemlicher Aufregung ihre Freundin in den Sälen der dresdener Bildergalerie auf, wo Helene in eifriger Thätigkeit war, Palette und Malstock in der Hand, und auf der Staffelei vor sich eine Kopie des Rubensschen sogenannten „Liebesgartens“ stehen hatte, an der sie schon seit längerer Zeit ihre Kunst versuchte. Sie malte eben an einem der kleinen Amoretten, welcher einer sehnsüchtigen Niederländerin, die an der Erde sitzt, auslugend im Schoße

liegt, während andre Liebespaare sich im Vordergrunde abgesondert haben von den schmachtenden Schönen, die, von Amoretten umschwirrt, erst ihre Liebhaber erwarten. Elsa kam eifrig hinzu, holte ein Zeitungsblatt aus ihrer Kleidtasche, entfaltete es und hielt der Freundin die Anzeigenseite hin, auf der Stelldicheine und allerhand Anzüglichkeiten eingerückt zu werden pflegen, und sagte hastig: „Hast du schon gesehen?! Unsre Namen, hier und da, zweimal, dreimal, da noch einmal!“

Gelassen legte Helene die Palette und den Malstock beseite, nahm das Blatt zur Hand und blickte mit behaglicher Neugierde und mit einer Miene, die ein wenig von oben herab sah, auf das Blatt. Da stand zu lesen:

„Helene. Elsa. Zwei vollendete Kavaliere bieten den schönen Unbekannten ihre ritterlichen Dienste an. Nachricht unter Chiffre H. E. Nr. 999 durch die Expedition dieses Blattes.“

„Zwei vollendete Kavaliere! Hörst du, Elsa? Und hier:

„‚Mehrere feingebildete Herren, welche ihrerseits schon lange passende Damenbekanntschaft suchten, werden mit Vergnügen bereit sein, der liebenswürdigsten Helene und Elsa die schöne Umgegend Dresdens zu zeigen. Um nähere Bekanntschaft wird gebeten. Diskretion Ehrensache. Chiffre W. Z. Haasenstein u. Vogler.‘“

„Das sind gewiß ein paar Ladendiener,“ meinte Helene; „auf die wollen wir uns gar nicht einlassen. Das Angebot ist größer als die Nachfrage! Ah, sieh, Else, hier ist ja auch ein Gedicht!“

In der That fand sich auf der nächsten Spalte ein

längeres Gedicht, welches die Schönheiten des Natur pries und mit den Worten anfing:

Es springt der Quell, es blüht der Lenz
Ums wunderschöne Elbflorenz,
Und alles zieht mit leichtem Schuh
Den blütenweißen Bergen zu.
Nur Elsa und Helene geht
In Einsamkeit so früh als spät. . . .

Der Dichter verlor sich dann in schwärmerische Betrachtungen über Finkengesang und Lerchenschlag, sprach von schattigen Ruheplätzen im Walde und Maiglöckchen und Himmelsschlüsseln auf der Halde, und erklärte, daß er und sein Freund sich glücklich schätzen würden, Elsa und Helene mit Blumen zu schmücken und als mutige Ritter sie gegen alle Ungeheuer des Waldes, wie Kreuzottern und Blindschleichen sind, zu schützen. Am nächsten Sonntage würden er und sein Freund so frei sein, die unbekannten Damen zu erwarten auf der Höhe der Zwingeranlagen beim sogenannten Nymphenbade.

Dies sei der Ort, die Stunde sei
Des Nachmittags ein Viertel drei.
Es rinnt herab die Freudenthräne,
Treff' ich dort Elsa und Helene.

„Dies scheint etwas für uns zu sein," meinte Helene. „Wer Gedichte macht, kann gewiß keine unlautern Absichten hegen, und außerdem muß der Verfasser ein heiteres Gemüt haben, denn seine Reime sind gut zusammengeknüttelt, und ich finde, daß der Reim auf den Namen Helene sich gar nicht übel macht. Ich glaube, wir werden

diesem Lockvogel folgen und uns die andern für später aufheben, wenn wir gesehen haben, wer der Dichter ist."

Es waren noch zwei andre Einladungen, die eine von einem „poetisch angehauchten Naturfreunde", wie er sich selbst nannte, die andre unterzeichnet von „drei lustigen Schneidergesellen", Chiffre A. B. C., welches aber augenscheinlich nur die scherzhafte Bezeichnung für einige unternehmungslustige Junggesellen war.

„Es ist schrecklich!" meinte Elsa. „Wir haben da eine schöne Bescherung angerichtet. Wie sollen wir denn mit all diesen Menschen Ausflüge machen? Wenn wir sie alle zusammenladen, so kommen zehn bis zwölf Herren verschiedenster Art zusammen auf uns zwei Mädchen! Und unser Name kommt unter die Leute, es ist schrecklich!"

„Närrchen," meinte Helene, indem sie ruhig wieder Pinsel und Palette zur Hand nahm und einen Farbenton mischte, „es weiß ja niemand unsre Namen oder unsern Stand. Helene und Elsa heißen viele, das kann auf alle Welt gehen. Je nachdem die Herren sind, geben wir uns entweder für Putzmacherinnen oder für reiche Edeldamen aus, welche die Herren einfach als ihre Gesellschafter sich anstellen wollen. Und selbstverständlich laden wir die Parteien einzeln und hübsch nacheinander ein."

„Dann werden aber diejenigen, die zuletzt kommen, die Geduld verlieren und uns sitzen lassen!"

„Ei was," meinte Helene rasch, „wir schreiben an alle vier oder fünf Parteien zu gleicher Zeit, laden jede zu einem bestimmten Sonntage an einen bestimmten Ort; so haben wir fünf verschiedene und höchst interessante Sonntage vor uns und lernen die Herren der Schöpfung

in den verschiedensten Schattierungen kennen. Diejenigen Parteien, welche uns gefallen, laden wir dann auch weiter ein, und diejenigen, die uns nicht zusagen, schicken wir einfach wieder heim."

„Ja, wenn nun aber von einer Partei uns nur der eine, von der andern nur der andre gefällt," warf Elsa schüchtern ein.

„Nun, du komisches Kind, so müssen wir eben die Parteien untereinandermischen. Das gibt sich ja ganz von selbst," erklärte Helene überlegen, blinzelte mit ihren Augen gegen den Rubensschen Amor, neigte musternd das Köpfchen und malte dann mit einer geschickten Bewegung ein Glanzlicht auf das Amorflügelchen. „Ich denke, für den nächsten Sonntag wollen wir uns den Dichter und seinen Freund bestellen. Zu dem habe ich das meiste Zutrauen."

* * *

Am Rande des steinernen Geländers, von welchem man auf der Plattform des Zwingerschlosses in den Nymphenhof hinabsieht, lehnte zu Beginn der dritten Nachmittagsstunde des nächsten Sonntags ein ziemlich verlebt dreinschauender Mann, der etwa fünfunddreißig Jahre zählen mochte. Er hielt ein leichtes Spazierstöckchen in der Hand und ließ es zwischen den Fingern auf- und abschnellen, während er mit etwas verschlafenen Augen in das Nymphenbad hinabblickte. Unten in den Zwingernischen stehen zopfige, verfallene Venusgestalten und Amoretten und zwei Wendeltreppen führen nach den Kaskaden eines verfallenen Rokokobrunnens hinab von der

Höhe des Zwingerwalles. Haltung und Kleidung des Mannes verrieten den Fremden, der wohl im sogenannten englischen oder russischen Viertel der Stadt leben mochte, denn er trug die weitspurigen Beinkleider und den Sackrock der englischen Stutzer. Man konnte seinem Angesicht nicht recht ansehen, ob er ein Engländer, Franzose, ein Russe oder ein Grieche sei. Jedenfalls ein Mitglied der dresdener Fremdenansiedelung. Auf seinem Antlitz spiegelte sich eine gewisse Erwartung, und während er in das Nymphenbad hinabschielte, ging mehrfach ein lüstern lauernder Zug um die tiefliegenden Augen und das knochige Gesicht mit der scharfgebogenen Nase.

Er mochte etwa zehn Minuten, ohne auch nur ein einziges Mal seine Lage zu verändern, an dem steinernen Geländer gelehnt haben, als man auf dem Wege, welcher neben dem Nymphenhofe nach Webers Denkmal hinabführt, zwischen den grünen Sträuchern der Anlagen und unter den überhängenden Laubkronen zwei junge Damen, durch ihre bunten Sonnenschirme geschützt, nach dem Zwingerwalle hinaufschreiten sah. Beide stiegen langsam und zaghaft, blieben einmal stehen und blickten sich beklommen an, gingen dann wieder abwärts, als wollten sie umkehren, und blieben abermals verlegen stehen. Um den Mund des Fremden, der sie von oben beobachten konnte, ging ein ganz flüchtiges, unangenehmes Lächeln, während er übrigens regungslos in seiner Stellung verharrte und nur ein wenig müder und verschlafener als vorher dreinzublicken schien.

„Ich weiß nicht, Else,“ sagte die eine der beiden Damen, „was du heute für Stiefelchen angezogen hast!

Man hört ja den Sand knirrschen, daß man's auf eine Meile weit vernehmen kann. Ich gehe keinen Schritt weiter, wenn du solchen Lärm machst."

„Kann ich dafür?" sagte die andre ärgerlich und grillig; „ich habe solche Angst, daß ich am liebsten weinen möchte. Ach, wenn ich doch nicht mitgegangen wäre!"

„Du bist ein thörichtes Kind! Wer weiß überhaupt, ob jemand da ist. Ich wette, der Dichter hat uns nur zum Narren gehalten und es wird keiner kommen!"

„Glaubst du, Helene, daß niemand da ist?"

„Ich vermute es."

„Weißt du, Helenchen, wir wollen doch nachsehen, ob jemand gekommen ist," sagte auf einmal die kleine Else sehr neugierig und vorwitzig. „Und Gott sei Dank, wenn niemand da ist! Dann laufen wir davon, so schnell wir können, und gehen in eine Konditorei und essen ein Stückchen Kuchen."

Die Mädchen kehrten um und stiegen wieder langsam den kleinen Berg hinauf. Sie versuchten beide eine möglichst unbefangene Miene aufzustecken, und als sie auf der Höhe des Walles anlangten, schritten sie spornstreichs nach dem jenseitigen Geländer, wo man, statt in den Nymphenhof, in den eigentlichen großen Zwingerhof mit dem Königsdenkmal und den aufgestellten Orangenbäumen hinabblickt, und riefen gleichzeitig: „Ach, was ist das für eine schöne Aussicht!"

Dabei schielten sie aber ängstlich und blitzschnell nach dem regungslosen Fremden hinüber, der nur leise sein Stöckchen bewegte und die Mädchen beobachtete, mit einer Miene, als erwarte er, daß sie zu ihm hintreten und ihn vielleicht gar anreden möchten.

Elsa überlief es heiß und kalt. Helene hatte bereits den Entschluß gefaßt im stillen, daß, wenn der Fremde etwa der Dichter sei, sie sofort ihm ihre Verachtung erklären und ihm sagen wolle, sie finde es unverantwortlich, daß er gewagt habe, sie öffentlich anzudichten, und sie sei hier nur erschienen, um ihm zu melden, daß sich dies ganz und gar nicht schicke und daß sie es sich für künftige Fälle verbitten wolle. Dann gedachte sie ihm den Rücken zu kehren, ihn stehen zu lassen und mit Elsa ihres Weges zu gehen.

Unterdessen fuhr Elsa fort, mit bebender Stimme und gekünstelter Harmlosigkeit die schöne Aussicht zu preisen. „Ach, wie malerisch das alles ist! Sieh nur das große Kirchendach der Sophienkirche, wie das über den Zwingerhof emporsteigt! Und unten im Hofe das Schilderhaus und die Schildwache! Ueberhaupt für Rokoko schwärme ich! Es war ein sehr guter Gedanke von dir, Helene, daß du mich hier heraufgeführt hast, um den Rokokostil einmal von oben und in der Verkürzung zu sehen!“

Die letztern Worte betonte die gute Elsa sehr laut, indem sie gewissermaßen nach rückwärts gegen den unheimlichen Fremden hinsprach, der noch immer keine Anstalt näher zu kommen machte, sondern schadenfroh den Knopf seines Spazierstockes und dann wieder die Mädchen betrachtete.

„Du verrätst dich, Else,“ sagte Helene leise und ängstlich; „wenn du so laut von Verkürzungen sprichst, da merkt er ja gleich, daß wir Malerinnen sind.“

„Wenn ich nur wüßte, ob er der Dichter ist?“

„Laß mich nur machen,“ sagte die kluge Helene, „ich

will's gleich heraushaben." Und mit lauter Stimme fuhr sie fort: „Ach, ja, wie schön diese Aussicht ist! Man möchte gleich ein Gedicht darauf verfassen, wenn man es nur könnte! Ach, wer Gedichte machen kann, der sollte hier heraufsteigen; an den Reimen würde es ihm gewiß nicht fehlen!"

Helene warf während dieser Worte einen Kennerblick auf den regungslosen Fremden. Dieser schien indessen noch immer eine Annäherung der beiden Damen mit der kühlen Gleichgültigkeit angelsächsischer Gelassenheit zu erwarten, als auf einmal die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen nach der andern Seite des einsamen Zwingerwalles und seiner grünen Anlagen gelenkt wurde. Vom jenseitig aufsteigenden Wege beim Treppenhause waren zwei andre Gestalten heraufgekommen und blieben drüben beim großen Brunnenbecken stehen, indem sie sich etwas scheu umblickten und einander dann anstießen. Helene bemerkte sie wohl und erkannte zwei blutjunge, anständig gekleidete junge Bürschchen, die aus gutem Hause zu sein schienen. Dem einen sproß der erste Flaum über der Lippe, der andre war noch rattenkahl im Gesicht und schien nicht übel Lust zu haben, Reißaus zu nehmen, als er der beiden jungen Damen ansichtig wurde. Der Aeltere schien ihm Mut zuzusprechen, während er gelassen und mit gewichtiger Geberde sich seine Handschuhe zuknöpfte, was den Jüngern veranlaßte, an seinen weißen Manschetten zu zupfen und sie verstohlen unter dem Rockärmel über die Hand vorzuziehen, um für weitere Eroberungsthaten gerüstet zu sein.

Die Mädchen stießen sich nun gleichfalls an, und

Elsa kicherte leise und sagte: „Am Ende sind das die beiden Dichter?!“

Helene, auf einmal sehr mutig geworden, meinte: „Wir wollen ihnen entgegengehen. Ich wette, sie sind es. Mit diesen können wir unbedenklich Spaziergänge machen, denn sie haben sicher noch keine Heiratsgedanken. Komm, Else!“

Und mit diesen Worten legte sie ihren Arm in den Elsas und die beiden Mädchen schlenderten gemächlich gegen das Brunnenbecken hin. Sie waren innerlich froh, dem unheimlichen Fremden auf diese Weise aus dem Gesichte zu kommen. Letzterer regte sich noch immer nicht vom Platze; er musterte nur mit spöttischem Blicke die jungen Leute drüben und begann dann mit einem Taschenmesserchen seine Fingernägel zu pflegen.

Als die Mädchen näher kamen, gingen die Jünglinge nach der andern Seite im Kreise um das Brunnenbecken herum, als versuchten sie den Damen auszuweichen. Helene fühlte, daß sie den jungen Söhnen ein wenig Mut machen müsse, und sagte laut, indem sie stehen blieb und auf ihr Taschenührchen sah: „Es ist bereits ein Viertel drei Uhr und noch niemand da. Das finde ich unhöflich.“

Sie hatte das aber kaum gesagt, als auch sofort der Aeltere eilfertig herangeschritten kam um das Brunnenbecken, während der Jüngere in der Entfernung stehen blieb, als warte er ab, wie die Geschichte ablaufen werde.

„Entschuldigen Sie, meine Damen,“ sagte der Jüngling mit dem Flaume, „ich schließe aus Ihrer Aeußerung, daß Sie jemand erwarten?!“

„In der That, mein Herr, wir haben die Ehre, jemand zu erwarten!“

„Ah — mein Fräulein, gestatten Sie — dann sind Sie vielleicht Fräulein Helene — oder Fräulein Elsa —?"

„So heißen wir. Indessen, mit wem, mein Herr, haben wir die Ehre —?"

Der Jüngling trat einen Schritt zurück, verneigte sich anständig und sagte gelassen: „Ich bin der Dichter."

„Ah, sehr interessant!" entgegnete Helene mit einem leichten Knicks. „Wir kamen, um Ihnen für das schöne Gedicht zu danken —."

„Gestatten Sie mir, mich vorzustellen — mein Name ist Fritz Fiedler, und das da drüben ist mein Freund, Gustav Liebeskind." Er winkte dem jungen Menschen und rief: „Gustav, komm doch her, die Damen wünschen dich kennen zu lernen!"

Der also Angerufene kam mit einem verlegenen Lächeln näher. Als er sich verbeugte, fragte Helene:

„Und was sind Sie, meine Herren, Ihrem Amte nach?"

„Studenten," erwiderte der Aeltere stolz.

„Wie ist das möglich," meinte Else etwas fürwitzig, „wir haben ja in Dresden keine Universität?"

„Wir studieren auf einem hiesigen Gymnasium," entgegnete der junge Mann, nicht minder stolz wie erst. „Und Sie, meine Damen, womit beschäftigen Sie sich in Ihren Mußestunden?"

„Wir sind unsers Zeichens Putzmacherinnen," meinte Helene rasch; „wir freuen uns sehr, Sie kennen zu lernen."

„Das ist ja prächtig!" meinte auf einmal der Jüngere, der bisher geschwiegen hatte. „Da passen wir ja famos zusammen! Das ist eine riesig interessante Bekanntschaft!"

Es trat eine kleine Pause verlegener Stockung des Gespräches ein. Keine Partei wußte recht, wie sie sich der andern gegenüber verhalten solle. Als die Jünglinge das Gedicht an die unbekannte Elsa und Helene in die Zeitungsstelle getragen hatten, beabsichtigten sie eigentlich nur einen Spaß, der ja unter Umständen zu einer Damenbekanntschaft führen konnte, mit welcher sie Gelegenheit fänden, sich ihre freien Nachmittage angenehm zu vertreiben. Der Vater des Fritz Fiedler, ein höher gestellter Beamter, wußte sogar von dem Streiche des Herrn Sohnes und ließ ihn gewähren, indem er zu ihm sagte: „Es kann dir für deine fernere Laufbahn gar nichts schaden, wenn du mit derartigen jungen Damen, welche in den Zeitungen Herrenbekanntschaft suchen, deine Spaziergänge machst. Du lernst dadurch dich dem weiblichen Geschlechte gegenüber mit Sicherheit zu bewegen und magst die Sache als eine Vorschule für den Umgang mit andern Damen betrachten, mit denen du bekannt gemacht werden wirst, wenn du deine Schulprüfungen hinter dir hast. Nur warne ich dich! laß dich nicht in ein Netz einfangen; du sollst lernen, wie man es vermeidet, sich vor der Zeit zu binden und von Frauenkünsten umgarnen zu lassen." Der Vater hatte dem Herrn Sohne dann noch einige weitere gute Ratschläge und Lehren erteilt, die sich auf den Umgang mit Frauen bezogen, womit er seinen Sprößling vor etwaigen Gefahren glaubte sichergestellt zu haben. Und so sollte denn der junge Mann „schwimmen lernen." „Im übrigen laß dich von deinen Herren Professoren nicht darüber erwischen," schloß der Herr Regierungsrat seine Unterweisung.

Als nun der Jüngling das Wort „Putzmacherinnen" hörte, kamen ihm sogleich allerhand Gedanken, welche ihn etwas verlegen stimmten. Er wollte durchaus keine Liebesverhältnisse anknüpfen, sondern nach dem Rate seines Vaters sich weit mehr im Verkehre mit fremden Damen zu üben versuchen; da nun aber in seiner durch Romane genährten Einbildung eine Putzmacherin und ein leichtes Liebesverhältnis zwei Dinge waren, die nicht gut zu trennen schienen, so regte sich ein ganz klein wenig der jugendliche Don Juan in seiner Seele und flüsterte ihm die Versuchung ins Ohr, sich als kühnen Eroberer und Herzensbrecher zu erweisen. Sein Freund, der auf eigene Faust, ohne väterliche Erlaubnis, auf Abenteuer ausging, war dagegen von einer geheimen Angst erfüllt, da er sich von Putzmacherinnen nichts Gutes versprach. Er überzählte in der Eile nachdenkend seine Barschaft und seine Einkünfte an Taschengeldern mit einem Gefühle der Pein, daß die Sache kostspielig werden könnte, falls die putzmachenden Damen es verschmähen sollten, die verschiedenen Zechen in Gasthäusern, Eisenbahnkarten und andres aus eigener Tasche zu bezahlen. Ganz unwillkürlich sagte er sich, daß er gut thun werde, die Damen in achtungsvoller Entfernung des Herzens zu halten, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, die wehleidige Lage seines Geldbeutels bekennen zu müssen.

Die Mädchen ihrerseits waren nicht wenig vergnügt und ergötzt, an zwei Gymnasiasten geraten zu sein. Sie schworen sich eine jede heimlich zu, sich weidlich über die jungen Burschen lustig zu machen und sie ausgiebig zum Narren zu halten. Sie waren zugleich außerordentlich

beruhigt und befriedigt, da sie von zwei harmlosen Schülern Gefahren für ihr Seelenheil nicht zu befürchten hatten, und die jungen Herren ihrem jungfräulichen Gemüte in der That nur als eine landschaftliche Staffage, als Studienköpfe erscheinen konnten. Und so hob denn Helene an, um das verlegene Schweigen der jungen Männer zu enden: „Dies ist ja reizend und allerliebst! Wollen wir nicht an unsern gemeinsamen Spaziergang denken? Wo soll's hingehen?! Ach, ich möchte mehr unter Menschen, vielleicht nach dem Osterberge in die Baumblüte, wo Tausende von Menschen sich um eine Tasse Kaffee reißen und die herrliche Aussicht auf die weißen Blütenthäler im Gedränge genossen werden muß.“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein —,“ der brave Fritz stockte etwas, als wolle er nicht mit der Sprache heraus. Menschengedränge war ihm und seinem Freunde tief verhaßt. „Könnten wir nicht lieber in den Wald und in die Heide, wo es einsamer ist? Es ist jetzt in der Heide sehr schön; ich könnte den Damen einige wenig bekannte Punkte zeigen — was meinst du, Gustav? Viele Menschen wären uns, offen gestanden, nicht angenehm — !“

„Ach so,“ meinte Helene; „ich verstehe. Die Herren ziehen das Inkognito vor. Ja, ja, so geht's, wenn zwei Mädchen nur arme Putzmacherinnen sind! Wären wir Prinzessinnen, dann würden Sie wohl nicht Bedenken tragen, vierspännig mit uns ins dichteste Gedränge zu fahren.“

„Auch dann nicht, mein Fräulein, auch dann nicht! Sie irren, wir wissen jeden Stand zu schätzen. Wir fragen nichts danach, ob eine Dienstmädchen oder Putzmacherin

ist. Aber wir lieben die Einsamkeit. Unser Herr Rektor versteht in der Hinsicht keinen Spaß, vor einem Jahre wurden mehrere geschaßt —!"

„Ach so," sagte auf einmal ganz trocken Helene, als ob sie jetzt erst verstünde; „die Herren fürchten, erwischt zu werden. Na, dann freilich müssen wir in den Wald gehen, wo er am tiefsten ist. Wir wollen an Ihrem Unglücke nicht schuld sein. Komm, Elsekind; die Zeit vergeht; brechen wir auf, meine Herren!"

Und damit setzten sich die unternehmungslustigen Leute in Bewegung und verließen gemeinsam die Zwingeranlagen, um über die Elbbrücke weg nach dem Bergwalde der Dresdener Heide zu streben. Als sie den Pfad hinabstiegen, den die Mädchen vorher heraufgekommen waren, bemerkte Helene den Fremden wieder, der ihr mit einem zweideutigen Blicke nachschaute, um sich dann langsam nach einer andern Richtung zu entfernen, während er sie unverwandt im Auge behielt.

Mit Benutzung der Pferdebahn war man bald auf die waldigen Berghöhen hinaufgelangt, welche im Norden der Stadt sich hinziehen; bald auch hatten die kühnen Jünglinge von der Landstraße weg einen Seitenweg ins Walddickicht eingeschlagen, auf dem sie sicher zu sein glaubten vor etwaigen unangenehmen Begegnungen. Es waren schon mancherlei Gespräche geführt worden, und man hatte sich über das Gefühl, einander im Grunde wildfremd zu sein, dadurch hinwegzuhelfen gewußt, daß man den gegenseitigen Schein zu behaupten suchte, als sei man von guter, alter Bekanntschaft und habe sich einige Zeit lang nicht gesehen und den alten Verkehr nur

erneuert. Die beiden Malerinnen hatten sich bisher voneinander nicht getrennt und ließen die jungen Menschen nebenherspazieren. Als man jetzt in die dichtern Waldesteile eintrat und zwischen flechtenbewachsenen Fichten, hinter welchen mächtige Tannen aus dem Waldesdunkel schweigend aufragten, auf einem engen Pfade vorwärts schritt, kam ein Gefühl der Lauschigkeit und Waldesbänglichkeit über die Mädchen, welches ihnen die Begleitung der jungen Menschen als etwas außerordentlich Geheimnisvolles und Abenteuerliches erscheinen ließ. Elsa schielte von der Seite auf die Jünglinge, ob deren Mienen nicht etwa plötzliche gefährliche Absichten verrieten; die Schüler ihrerseits versuchten eine möglichst unbefangene Miene aufzustecken, um ihre innere Bänglichkeit, mit zwei so hübschen Putzmacherinnen im stillen Walde allein zu sein, nicht merken zu lassen. Denn sie meinten, die Mädchen würden nun nicht mehr lange zögern, ihre Netze auszuwerfen und in kleinen Künsten zu versuchen, ein vertrauliches Verhältnis anzubändeln, in dem man seine Geistesgegenwart, bei aller Neigung für das schöne Geschlecht, nicht verlieren dürfe. Gustav Liebeskind blieb endlich einen Augenblick stehen, ließ die andern vorangehen, trat rasch hinter einen Baum und zog verstohlen sein Geldbeutelchen vor, um in der Eile seine Barschaft abzuzählen. Er seufzte leicht auf, als er seine Vermutung bestätigt fand, daß er nur wenig mit irdischen Glücksgütern gesegnet sei, und erwog eingehend, ob es nicht besser wäre, die günstige Gelegenheit zu benutzen, umzukehren und sich so weitern Abenteuern mit den gefährlichen Putzmacherinnen zu entziehen. Er blickte den Waldweg entlang und sah eben das helle Kleid

Helenes um eine Waldbiegung verschwinden und ihren Rocksaum zur Seite wegschwänzeln, worauf alle drei seinen Augen entzogen waren. Das gab den Ausschlag in seinem Gemüte. Er machte kehrt und suchte so lautlos und rasch als möglich zur nächsten Waldschneuse zurückzugelangen, um in diese abzubiegen. Der kalte Schweiß trat ihm, in der Furcht, man möchte hinter ihm dreinkommen, um ihn zurückzuholen, auf die Stirn; er lief in der Schneuse weiter, ohne auf die Baumwurzeln zu achten, über die er wiederholt stolperte. Da hörte er auf einmal aus der Ferne seinen Namen „Liebeskind! Liebeskind!" rufen. Es war die Stimme seines Freundes. Er hielt an, lauschte und zweifelte, was er thun solle. Wieder rief der Freund seinen Namen. Er verhielt sich mäuschenstill. Auf einmal aber rief eine helle weibliche Stimme, die wohl diejenige Helenes sein mochte, mit dem singenden Tonfalle einer Echorufenden aus der Ferne: „Herr Liebeskind! Herr Liebeskind!" Kaum war der Laut an sein Ohr gedrungen, als er sich, wie von einer plötzlichen Hasenangst erfaßt, mit einem Satze seitwärts ins weglose Waldesdickicht stürzte und nun im scharfen Trabe, während die Fichtenzweige ihm ins Gesicht schlugen, schweißgebadet davonjagte. Er hielt nicht eher, als bis er nach einer halben Stunde am Waldrande bei einer Landstraße herauskam, auf der er den geradesten Weg nach seiner väterlichen Wohnung nahm.

„Herr Liebeskind scheint sich verlaufen zu haben!" meinte Helene, als auf ihren wiederholten Zuruf keine Antwort aus dem Walde zurückkam. „Was sollen wir machen?"

„Es wird nichts helfen; wir müssen ihn laufen lassen; denn wenn er nicht von selber kommt, so ist keine Aussicht, ihn hier in einem Walde zu finden, der ziemlich zwei Geviertmeilen umfaßt,“ meinte Fritz Fiedler. Er kannte die etwas frauenscheue Natur seines Mitschülers und hatte eine unbestimmte Ahnung, daß Freund Liebeskind aus irgendwelchen Gründen eine Rückwärtsbewegung ausgeführt habe, bei der er das bessere Teil zu finden hoffte. Aber auch Helene ahnte so etwas und sie meinte: „Sollte Ihr Freund uns vielleicht mit Absicht verlassen haben? Ei, ei, ich glaube, er schämt sich, mit zwei so armen Putzmacherinnen zu verkehren! Ach, die jungen Männer taugen alle nichts, wie's scheint!“

„Gestatten Sie, mein Fräulein, darin thun Sie den jungen Männern doch wohl Unrecht!“ meinte Fritz Fiedler, ein wenig gekränkt. „Im ganzen kann man wohl sagen, daß, wenn ein junger Mensch nichts taugt, es ihm nur an der Bekanntschaft solcher jungen Damen gefehlt hat, welche einen veredelnden Einfluß auf ihn ausüben. Denn die Männer taugen zumeist gerade soviel wie die Frauen, mit denen sie verkehren.“

Er hatte das mit einem etwas patzigen Tone gesagt. Was er sprach, gefiel den beiden Mädchen ausnehmend gut, sie wußten selbst nicht recht, warum. Indessen meinte Helene bei sich doch, sie müsse den Dichter ein wenig strafen und sagte: „Ach ja, es ist schrecklich, welchen Verführungen heutzutage die jungen Männer ausgesetzt sind! Besonders die Ladenmädchen, die Handschuhverkäuferinnen und Putzmacherinnen, wie viele edle Söhne der besten Häuser haben diese auf dem Gewissen! Und diese Mädchen

könnten doch den veredelndsten Einfluß auf die jungen Herren haben! Statt dessen thun sie sich womöglich zu zweien zusammen und halten die jungen Männer gar noch frei in Gasthäusern und beim Tanze, woher es denn kein Wunder ist, daß die jungen Männer sobald verführt sind! Möchten Sie mir nicht ein wenig meinen Ueberwurf tragen?"

Und mit diesen Worten belud sie ohne weiteres den Arm des Dichters mit ihrem hübschen Ueberhang. „Ach, bitte, meinen auch!" ergänzte sogleich Elsa mit einem liebenswürdigen Knicks, indem sie, wie um ihn zu erschrecken, dem Jüngling etwas verliebt in die Augen sah und ihm dadurch Angst vor Verführung einzuflößen hoffte.

Sie schlug aber sofort die Augen wieder nieder und wurde feuerrot; denn seltsam, in dem Augenblicke, da sie sich rasch einen verliebten Ausdruck zu geben suchte als rechte Schauspielerin, war es ihr auf einmal, als sei sie plötzlich ganz hoffnungslos verliebt in den hübschen Gymnasiasten, den sie jetzt eigentlich zum erstenmal so recht zu sehen glaubte! Welche feingebogene, edle Stirn er hatte! Und wie unergründlich seine Augen ihren Blick aufgefangen hatten, als ob er sie ganz durchschaue, daß sie sich nur künstlich den verliebten Blick erlaubt! Wie dicht sein blondes Lockenhaar um die Stirn und die Schläfen sich rollte und wie hübsch ihm der blonde Flaum um die Lippen stand! Vor allem aber glaubte sie einen Ausdruck vergeistigten Lebens und verläßlicher Treue aus den Zügen des Jünglings zu lesen, der sie urplötzlich mit einem jähen, unsagbaren, unendlich traurigen und unendlich glücklichen Gefühl zugleich erfüllte.

Sie blickte verwirrt vor sich zu Boden und wäre am liebsten in Thränen ausgebrochen über die ganz unerwartete Regung in ihrem Innern.

Aber auch den Jüngling hatte plötzlich eine jähe Ahnung gefaßt, daß das Mädchen, welches so errötend vor ihm stand, noch ein Schicksal in seinem Leben werden würde. Er wurde gleichfalls rot, und es waren ihm plötzlich alle Eroberungsgedanken, welche sich auf Putzmacherinnen beziehen konnten, vergangen, und mit ihnen auch die guten Lehren seines Vaters. Man ging ein Stückchen schweigend nebeneinander, bis man an eine Waldwiese kam, auf der viele Frühlingsblumen, jung aus den Knospen aufgebrochen, wie hingesäet standen. Da machte sich die dumpfe Beklemmung im Herzen des jungen Mannes mit den Worten Luft: „Ach, die vielen hübschen Blumen! Gestatten Sie, meine Damen, daß ich Ihnen ein Sträußchen pflücke?“

„Bitte, mein Herr, Sie machen uns glücklich dadurch! Blumen lieben wir über alles!“

Der hübsche Knabe sprang in die Wiese, kniete dort nieder und pflückte Himmelsschlüssel, Maßliebchen und andre Frühlingsblüten, welche auf der Wiese und am Rande eines Rieselquelles wuchsen, der den wilden Rasen durchfloß. Er entfernte sich dabei weiter von den Mädchen. Helene setzte sich mit dem Ausdrucke befriedigten Glückes auf einen Baumstumpf und zog Elsa zu sich, die sich neben ihr auf ein umgebrochenes Laubstämmchen niederließ. Beide Mädchen sahen erst stumm dem jungen Manne zu, dem beim Bücken der Hut vom Kopfe gefallen war, so daß sein blonder Lockenkopf über dem Grün der Wiese sich sonnig abhob.

„Ach, wie anmutig ist das nun, meine gute Else, daß der hübsche junge Mensch uns ein Sträußchen pflückt! Das male ich sicher noch einmal, wie wir hier sitzen und er drüben im Grase kniet und uns die Blumen sucht. So ein hübscher Studienkopf und dabei die Anmut seiner Bewegungen! Er ist gar nicht so linkisch, wie sonst die jungen Leutchen. Siehst du, und nun wird er aufstehen, wird herüberkommen, wird uns die Sträußchen bieten mit ein paar anmutigen Worten, und all unsre Wünsche sind erfüllt!"

„Ich begreife nicht, Helene," sagte dagegen die kleine Elsa etwas ärgerlich, „wie du einem solchen Herrn gegenüber von Studienköpfen und von der Anmut seiner Bewegungen reden kannst: Denkst du, er ist nur dazu da, um dir durch sein Sträußchenpflücken zu gefallen oder einen malerischen Eindruck zu machen?"

„Und doch finde ich ihn wunderhübsch," meinte Helene, indem sie mit dem Sonnenschirme auf ihre Stiefelchen klappte; „und kein Mensch kann mir das verwehren, ihn hübsch zu finden, so gut wie ich mich an einer jungen Eiche oder an einem jungen Hirsch oder sonst einer Landschaft mit ihrer Staffage erfreue!"

„Du bist abscheulich!" meinte Elsa, und als jetzt der junge Mann mit zwei Sträußchen näher trat, warf sie ihm einen entschuldigenden Blick zu, der deutlich bekunden sollte, daß sie nicht sei wie ihre Freundin.

Fritz Fiedler hielt vor den Mädchen an, verneigte sich leicht und sagte: „Meine Damen, hier habe ich Ihnen zwei Sträußchen gepflückt, welche nicht ganz gleich groß sind. Das eine hat mehr Vergißmeinnicht, das andre

mehr Himmelsschlüssel. Diejenige von Ihnen soll, damit alles gerecht hergeht, das größere Sträußchen erhalten, die mir mit den sinnigsten Worten ihren Dank auszudrücken versteht."

Helene stieß ihre Freundin leise an, um ihr anzudeuten, wie zufrieden sie mit dem jungen Manne sei, der so gut für eine anmutige Unterhaltung zu sorgen wußte, und sagte mit leichter Verneigung: „Mein Herr, mein Dank an Sie besteht darin, daß ich, wenn ich Venus wäre, Sie einen Adonis nennen würde, ohne doch irgendwie auf Ihre Liebe Anspruch zu machen."

„Und ich, mein Herr," sagte Elsa rasch, „ich danke Ihnen damit, daß ich Ihnen gestatte, mir Ihr Sträußchen um meiner selbst willen zu überreichen."

„Ach — mein Fräulein, das ist entschieden das anmutigere Wörtchen; Sie verzeihen, Fräulein Helene — Ihre Freundin hat den Vogel abgeschossen."

Helene war durchaus nicht verstimmt, daß sie das kleinere Gebinde erhielt: sie steckte es behaglich über ihren Busen und schien außerordentlich zufrieden mit der ganzen Geschichte. Dagegen blickte Elsa verwirrt und gänzlich verzagt auf ihr Sträußchen, als der junge Mann es ihr, selbst ein wenig errötend, etwas unsicher übergab. Endlich machte sie einen verwirrten Knicks und steckte ihr Näschen stumm in die Blumen. Als sie die Augen wieder aufschlug, bemerkte sie, daß Helenens große Augen mit dem Ausdruck einer ganz seltsamen Verwunderung auf ihr ruhten.

Man wanderte weiter und kam bald in einen waldigen Grund, der von einem rasch dahineilenden Waldbach, der

Prießnitz, durchflossen wird. Hier waren an Stellen, wo das Wasser in Einbuchtungen stillzustehen schien und mächtige Tannen, untermischt mit überschattendem Laubholz, sich im Wasser spiegelten, viele lauschige Plätzchen. Der junge Mann begann von der Natur gar begeistert zu schwärmen, indem er versuchte, die Ausdrücke für seine Begeisterung dem geistigen Gesichtskreise, welchen er bei zwei Putzmacherinnen voraussetzte, anzupassen. Als sie sich, am Uferrande stehen bleibend, über die blauschillernden Libellen erfreuten, welche im Zickzack über dem Wasser hin und her schwirrten, während man in der klaren, hüpfenden Flut die Forellen wie flüchtige Schatten hin und wider huschen sah, meinte er: „Es sind doch reizende Tierchen, diese Libellen, meine Damen. Ich glaube, Sie müssen sich auch für dieselben sehr interessieren, denn ich habe mehrfach gesehen, daß die Damen in der Stadt nachgemachte Wasserjungfern als Hutausputz tragen! Ueberhaupt muß das doch eine sehr reizende Kunst sein, welcher Sie angehören. Sie sind fortwährend mit der Natur in Berührung, denn bald haben Sie Blumen auf Hüte zu stecken, bald haben Sie es mit Pfauenfedern, Straußfedern und allen prächtigen Fittichen der Vogelwelt zu thun, bald wieder mit schillernden Käfern und Schmetterlingen. Ja sogar die seidenen, bunten Bänder auf den Schäferhüten sind das Gespinst der Seidenrauben — ich glaube, meine Damen, Sie müssen deshalb die Natur über alles lieben."

Er sagte das recht treuherzig, weil er glaubte, den Mädchen damit eine große Schmeichelei zu sagen. Helene hatte Mühe, ihr inneres Gelächter zu unterdrücken; endlich

sagte sie: „Freilich, mein Herr, sogar mit Eisbären haben wir zu thun, wenn wir die hübschen weißen Wintermützchen für Damen aufputzen; da ist es freilich kein Wunder, daß wir so sehr für die Natur schwärmen!“

Elsa hätte ihrer Freundin einen tüchtigen Puff geben können für dieses Wort. Am liebsten hätte sie dem jungen Manne es sogleich gesagt, daß sie ja gar keine Modistinnen seien; denn sie fand es abscheulich, daß man diesen edeln und sinnigen Jüngling solcher Art zum Narren mache; sie wagte es aber wiederum nicht zu offenbaren; denn was mußte er von ihr denken, wenn sie in Zeitungen nach Herrenbekanntschaft suchte, ohne doch eine Putzmacherin zu sein? Einer solchen war das ja eher zu verzeihen.

Fritz Fiedler hatte den „Eisbären“ indessen keineswegs auf sich bezogen; ihm kam die Aeußerung Helenes etwas unklar und dümmlich vor, so daß sie ihm ganz aus dem geistigen Wesen einer Putzmacherin herausgesprochen schien. Und so fuhr er harmlos fort: „Uebrigens, meine Damen, da Sie, wie es scheint, alle Sorten von Hutausputz besorgen und, nach Ihrer Vorliebe für die Natur zu schließen, viel Geschmack haben müssen, so möchte ich Sie doch für meine Schwestern empfehlen. Diese haben so wie so viel Not mit ihrer jetzigen Putzmacherin; Sie wissen ja, wie die vornehmen Mädchen sind — aber mit Ihnen würden sie gewiß sehr zufrieden sein, und ich werde mich jedenfalls für die Sache interessieren und von Ihnen reden. Ich möchte meiner ältesten Schwester so wie so zum Geburtstage einen neuen Hut schenken, und den werde ich jedenfalls bei Ihnen bestellen, Fräulein Helene. Vielleicht kommen Sie so auch einmal in unsre Wohnung?“

Er wollte eigentlich sagen „Fräulein Elsa“; aber ein gewisses Gefühl zarter Rücksicht und Scham ließ ihn im letzten Augenblicke jede eroberungssüchtige Absicht wiederum vergessen; er brachte den Namen Elsa nicht über die Lippen und sagte statt dessen Helene. Elsa glaubte, sie müßten nun alle drei in den Boden versinken vor Verlegenheit. Jetzt bestellte er nun auch noch einen Damenhut bei ihnen in seiner Unschuld! Sie hätte weinen mögen vor Wut über Helene. Diese indessen lächelte nur ein ganz klein wenig und fragte dann: „Recht gern, mein Herr. Es wird mir eine Ehre sein, Ihre Schwestern zu bedienen, und besonders den Geburtstagshut recht schön herzurichten. Was wünschen Sie für einen Ausputz? Jetzt in der Frühlingszeit müßte es etwas recht Duftiges und Malerisches sein! Haben Sie auch etwas über den Preis sich gedacht?“

„Nun, auf ein paar Thaler soll es mir nicht ankommen,“ meinte Fritz nicht ohne Stolz; „die Hauptsache ist, daß der Hut gut sitzt und zu ihrer Größe paßt, denn ich kenne nichts Geschmackloseres, als wenn eine kleine Person einen zu großen Hut aufsitzen hat, oder umgekehrt. Machen Sie mir etwas recht Interessantes; am liebsten etwas, was nach der wirklichen Natur aussieht!“

„Wissen Sie was,“ meinte Helene, „da wir das einmal hier im Prießnitzgrunde besprechen — wir wollen eine Allegorie des Thales hier, in dem wir sind, auf den Hut Ihrer Schwester als Ausputz setzen. Ein Band von silberner Seide wird um den Hut geschlungen und bedeutet den Bach. Den Hut selber betrachten wir gewissermaßen als die Bergwand, um die sich der Bach schlängelt. Ueber

dem Bach bringen wir nachgemachte Libellen an; und dann wird aus Blumen und nachgeahmtem Laube der Wald und die Blumen an den Bergabhang festgesetzt. Natürlich darf es nicht zu auffällig sein; ein paar Schmetterlinge und Käfer können auch an den Blumen sitzen; das silberne Seidenband wird mit grauer Seide durchstickt, und zwar werden darauf kleine Forellen und Weißfischchen geschmackvoll hingestickt, und sogar die Kieselsteinchen im Bache können wir hineinsticken. Jeder hält es von weitem für einen gewöhnlichen, geschmackvollen Frühlingshutausputz; wer es sich näher ansieht, merkt aber, daß es eine Waldlandschaft bedeutet, und die Façon nennen wir à la Prießnitz."

„Ei, das ist ja ganz famos, mein Fräulein," meinte Fritz sehr erfreut. „Können Sie das wirklich alles machen, meine Damen? Nun, wenn das ist, da will ich den Hut nur gleich fest bestellen; in spätestens drei Wochen brauche ich ihn; bis dahin muß alles fertig sein. Ich werde mir gestatten, ein paarmal bei Ihnen vorzusprechen — bitte Ihre Adresse?"

Was konnte Helene thun? Da sie einmal so weit gegangen war, so mußte sie auch ihre Adresse sagen. Sie gab dieselbe an; die beiden Malerinnen bewohnten gemeinsam in einem guten Viertel der Stadt auf der Pragerstraße einige möblierte Zimmer in einem Hause, welches viel von Engländern besucht und von einer englischen Dame vermietet wurde.

„Haben Sie dort auch Ihr Geschäft?" frug der junge Mann.

„Ja wohl," sagte Helene. „in einem Hinterzimmer=

chen; wir haben keinen offenen Laden, sondern betreiben unsre Kunst mehr privatim. Die vornehmsten englischen Damen verkehren bei uns. Damit Sie übrigens sehen, wie sich der Hut ausnehmen wird, will ich Ihnen denselben ein wenig skizzieren."

Sie zog aus ihrer Kleidtasche ein Notizbüchlein, und als eine geschickte Zeichnerin entwarf sie, indem sie sich am Uferrande ins Gras setzte, eine hübsche Skizze des wundersamen Hutes. Elsa schaute ihr sprachlos und wortlos zu; sie begriff nicht, wo hinaus ihre Freundin wollte; wie sie sich so weit vergessen konnte, ihre Adresse anzugeben. Und doch war sie heimlich glücklich darüber, denn, ohne es sich selbst zu gestehen, schloß ihr Herz, daß sie ja dadurch auch Gelegenheit haben werde, den jungen Herrn wiederzusehen.

Es war auffällig, daß Fritz, nachdem er die Zeichnung Helenes nicht ohne Staunen über die geübte Sicherheit ihrer Stiftführung entstehen sehen und den Hut bestellt hatte, gar keine Anstalt machte, die beiden Ueberwürfe der Mädchen wieder aufzunehmen, welche er neben sich ins Gras gelegt hatte. Nachdem er nämlich eine kaufmännische Bestellung bei den hübschen Putzmacherinnen gemacht, fühlte er auf einmal gar keine Neigung zur Ritterlichkeit mehr. Er war ja sozusagen der Brot- und Arbeitgeber. Er hatte auf einmal ein Gefühl, als sei es nicht ganz schicklich, daß er den Aufmerksamen spiele. Elsa war vorangegangen, da sie sich entsetzlich schämte und einmal über das andre errötete; die duftigen Ueberwürfe lagen im Grase am Boden; Fritz that, als bemerke er sie nicht, und wollte jener langsam nachwandern. Helene, die sehr wohl bemerkte, daß er die Sachen liegen lassen

wollte, suchte ihr Lächeln zu verbergen; auf einmal stand er still und, als hätte der gute Geist in ihm gesiegt, kehrte er um und hob rasch und verstohlen Elsas Ueberwurf auf, um ihn zu tragen. Denjenigen Helenes indessen ließ er liegen. Sie hatte ja von ihm den Auftrag er-erhalten. Helene ließ ihn davongehen; dann hob sie selbst ihren Ueberwurf auf, ließ ihn erst ein gutes Stückchen laufen und rief dann laut: „Herr Fiedler! Herr Fiedler! Bitte, kommen Sie einmal her! Sie haben meinen Ueberwurf liegen lassen.“

Nun mußte er doch umkehren; sie hing ihm den Ueberwurf auf den Arm und sagte: „Sehen Sie, mein Herr, das ist meine einzige Wonne, wenn mir jemand recht gefällig ist, wenn er recht ritterlich, aufmerksam, liebenswürdig ist. Denn Aufmerksamkeit ist die wahre Anmut des Mannes, und wozu wären die Männer da, als daß wir Mädchen uns an ihrem anmutigen Benehmen erfreuten? Ein Mann ist wie ein Bild; man freut sich daran, ohne dem Bilde zu nahe zu kommen, weil da die Farben keine Wirkung mehr thun. Auch bei Ihnen, mein Herr, ist es so. Deshalb bleibt aber das Bild aus der Entfernung doch immer anmutig.“

Auf diese Anrede wußte der junge Kavalier nichts andres zu thun, als sich mehrmals zu verneigen, wobei ein leichter Kratzfuß mit unterlief. Beladen mit der doppelten Bürde, führte er dann die Damen noch ein wenig kreuz und quer im Walde, da er, in der Verwirrung über Helenes zierliche Zurechtweisung, den richtigen Weg verfehlt, als er einen abkürzenden Pfad nach der einsamen Haidemühle suchte.

Endlich kamen sie am Spätnachmittage bei der Brett- und Schneidemühle an, welche in einer Erweiterung des Thales am Bachesrande liegt, umgeben von grünen Wiesen und vom schweigenden Walde und den laubgrünen Thalhügeln umschlossen. Ein Wirtsgarten liegt am Ufer des Baches und seine Tische und Bänke steigen auf schattiger Hügelterrasse hinter dem Gasthof hinauf. Als die Mädchen den Garten betraten, um sich zu einer Erfrischung niederzulassen, liefen sie hastig voran und ließen den Gymnasiasten ein gut Stückchen hinterdrein kommen, denn sie schämten sich auf einmal, vor den Augen so vieler Gäste, welche die Ankommenden musterten, in einer Begleitung zu erscheinen, über die etwaige Bekannte nicht im Klaren gewesen wären. Helene eilte einer der Hügelterrassen zu, um sich auf die entfernteste Bank im schattigen Grün zu setzen.

Wie erschrak sie aber, als sie sich eben niedersetzte und für Elsa Platz neben sich machte! Denn gegenüber auf einer andern Bank am Holztische saß, nachlässig auf den Tischrand gestemmt und mit seinem Spazierstöckchen im Sande fuchtelnd, der fremde Stutzer, den sie vor einigen Stunden am Rande des Zwingerwalles hatte lehnen sehen. Er schien die Mädchen nicht zu bemerken, denn er blickte nach einer andern Richtung; nichtsdestoweniger erbleichte Helene, und sie wäre am liebsten wieder aufgestanden und weiter gegangen, wenn es nicht dazu zu spät gewesen wäre. Unterdessen war der Gymnasiast nachgekommen und fragte mit außerordentlich höflicher Stimme, was die Damen zur Erfrischung befählen. Im Hinblick auf die Bestellung des Hutes für seine Schwester wollte er nun

auch noch ein Weiteres thun und die hübschen Putzmacherinnen freihalten.

Elsa bestellte ein Glas Himbeerlimonade und Helene ein Glas Milch. Fritz Fiedler eilte nach der Schenke, um selbst das Gewünschte zu besorgen. Während er abwesend war, drehte sich ganz plötzlich der Fremde drüben auf seinem Platze um, so daß seine Augen gerade auf die Mädchen fielen. Sein Gesichtsausdruck zeigte auf einmal ein angenehmes Erstaunen, er griff nach seinem Hutrande, und grüßte, zwar kurz, aber verbindlich. Darauf schien er wieder in seine alte Schläfrigkeit zu verfallen.

Elsa grüßte verlegen wieder, während Helene den Grüßenden keines Blickes würdigte. Unterdessen kam Fritz Fiedler mit einem Kredenzteller wieder, auf welchem nebeneinander der durchsichtig dunkelrote Himbeertrank und die weiße Milch ein außerordentlich zartes Farbenspiel abgaben. Als er die Sache vorsichtig auf den Tisch setzte, meinte Helene etwas rasch: „Sieh nur, Else, wie fein das in der Farbe ist! Die weiße Milch und der rote Himbeertrank, gut gemalt, nebeneinander und ein paar andre Stücke dazu gelegt, z. B. unsre Sträußchen mit ihren blassen Frühlingsfarben, das gäbe ein Stillleben von einer zarten Farbenpracht — es wäre die schönste Freilichtmalerei —"

Sie schwieg plötzlich still, da sie merkte, sie habe ihre Rolle vergessen. In diesem Augenblicke war der fremde Stutzer an den Tisch getreten, nahm den Hut ab und sagte: „Ach — meine Damen, für Stillleben schwärme ich! Sie beweisen einen außerordentlich feinen Geschmack mit dem, was sie sagen! Sie urteilen wie Maler! Gute Stillleben sind selten! Und besonders im Plein-air! Beson-

ders liebe ich derartige Sachen, wo Hummer, Champagnergläser, feine Leckereien und dergleichen zusammengestellt sind! Gestatten die Damen, daß ich hier Platz nehme?"

Sprachlos schauten alle drei, Fritz Fiedler und die beiden Mädchen, auf den Eindringling, der kaltblütig einen Stuhl nahm und sich neben Helene niederließ.

Helene maß ihn erst eine Weile stumm und mit großen Blicken; dann sagte sie: „Wenn es Ihnen darauf ankam, mein Herr, sich in eine fremde Gesellschaft zu mischen, so hätten Sie mindestens einen geschicktern Vorwand wählen können, der mehr Geist verriete als der, unter welchem Sie sich eingeführt."

Fritz Fiedler erhob sich und sagte im Bewußtsein zukünftiger Studentenschaft sehr scharf: „Mein Herr — ich weiß nicht, was Sie berechtigt — gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht eingeladen habe, sich an diesen Tisch zu setzen —!"

„Ah — der Herr ist jedenfalls ein Bruder von Fräulein Helene und Elsa —," erwiderte mit einer schläfrigen Verneigung der Fremde, dessen Tonfalle man die englische Zunge anhörte.

„Nein, Sir!" erwiderte Fritz mit Energie. „Ich bin der Begleiter und Beschützer dieser Damen, Sir, und ich frage Sie, woher kennen Sie die Namen dieser Damen, Sir?"

Er betonte das „Sir" sehr scharf, um merken zu lassen, daß er unter Umständen auch mit Engländern zu verkehren wisse. Der Fremde sagte: „Aus der Zeitung, mein Herr! Es stand ja in der Zeitung, daß Fräulein Helene und Elsa auf dem Zwingerwall erwartet würden.

Können Sie mir verwehren, zur selben Zeit zufällig auf dem Zwingerwall zu sein? Ich hörte, daß Sie in die Heide gehen wollen. Können Sie mir verwehren, daß ich zufällig auch auf die Heidemühle gehe? Die Damen setzen sich mir gegenüber an diesen Tisch! Können Sie mir verwehren, daß ich mich zufällig auch an diesen Tisch setze, weil es mir hier besser gefällt als drüben? No, Sir, das können Sie nicht!"

Den beiden Mädchen war auf einmal ein Licht aufgegangen. Also sogar ein Dritter war durch die Zeitung angelockt worden, um sich die Damen anzusehen. Helene gestand sich, daß sie das alles verdient hatten; sie mußte sehen, sich mit Geschick aus der Sache zu ziehen.

„In Deutschland, mein Herr, ist es Sitte, daß Herren, welche mit einer Dame reden, sich vorstellen —"

„Ah — mit Vergnügen, mein Fräulein! Lyonell Lamb, mein Fräulein! Lyonell Lamb, ein großer Verehrer der Kunst, insbesondere der Malerei."

„Sie irren, mein Herr," sagte Helene rasch, „wir haben mit der Malerei nichts zu thun; wir sind nur einfache Putzmacherinnen, und dieser Herr hat einen Hut für seine Schwester bei uns bestellt und begleitet uns nur zufällig."

Der Engländer zog die Augenbrauen hoch und seinem Munde entfuhr ein höchst sonderbarer Laut, der Ah! und Oh! zugleich bedeuten konnte, und jedenfalls so viel sagte, daß er es besser zu wissen glaube, wenn die Damen sich als Putzmacherinnen ausgäben. Endlich sagte er gelassen: „O — Putzmacherinnen! Dann werde ich auch einen Hut für meine Schwester bei Ihnen bestellen."

Fritz Fiedler meinte: „Thun Sie das, Herr; die Damen haben, wie Sie sehen, einen so feinen, malerischen Geschmack; sie werden Ihre Schwester gewiß gut bedienen!"

„Mit wem habe ich die Ehre?" fiel nun auf einmal mit einem steifen Tone der Engländer gegen den Gymnasiasten ein.

Es blieb dem guten Fritz nichts übrig, als sich nun seinerseits vorzustellen. Darauf wurden einige gleichgültige Worte gewechselt; der Engländer machte verschiedene Versuche, mit Helene ein Gespräch anzuknüpfen, während Elsa zutraulich mit Fritz Fiedler sprach und zwischen beiden eine lebhafte Neigung aufkeimte.

Auf einmal erhob sich Helene rasch und sagte: „Elsekind, wollen wir nicht da oben ein paar Blumen pflücken gehen? Sieh einmal da drüben die hübschen Pechnelken, die müssen wir noch zu unsern Sträußen haben. Wir kommen gleich wieder, meine Herren! Halten Sie gefälligst unsre Plätze belegt."

Elsa erhob sich, unentschieden, was sie machen solle. Aber ein Blick Helenes bewog sie zu folgen. Die Mädchen verließen den Tisch, während die beiden Männer sich steif gegenüber saßen und wechselseitig die Blicke überwachten, die sie den Mädchen nachsandten.

Als Helene drüben in der Wiese stand und, sich niederbeugend, Blumen pflückte, sagte sie rasch zu Elsa: „Elsa, ich bin außer mir über diesen Engländer. Ich setze keinen Schritt mehr an den Tisch. Weißt du was, wir wollen sie sitzen lassen!" Darauf seufzte Elsa nur, denn es zog sie doch nach dem hübschen Gymnasiasten

zurück; gleichzeitig übermannte sie indessen eine solche Angst und Verwirrung, daß sie am liebsten sogleich auf- und davongelaufen wäre.

„Sachte, Kind!“ mahnte die kluge Helene. „Wir müssen uns absichtslos hier zur Seite in den Wald verlieren, denn sonst werden sie uns nachlaufen. Erst wenn wir im Walde sind, wo sie uns nicht mehr sehen können, laufen wir davon. Dein Umhängetuch habe ich schon bei mir, ich habe es unter dem meinigen umgenommen, als wenn mir's zu kühl wäre.“

Mit Herzklopfen waren die blumensuchenden Mädchen endlich in den Wald abgebogen, wo sie weiter pflückten. Auf einmal aber, als sie drinnen waren, rafften beide ihre Kleider wie auf Schlachtbefehl über den Füßen in die Höhe und liefen dann in einem kleinen Trabe in höllischer Angst waldeinwärts auf verlorenen Holzpfaden. Erst nach einer Weile, als sie sich in Sicherheit glaubten, ließen sie sich erschöpft im Grase nieder, um dann in ein erleichtertes Gelächter über die sonderbaren Ritter zu verfallen, denen sie glücklich entronnen zu sein glaubten. Dann traten sie den Heimweg an, um zuletzt sogar ein Liedchen zu singen, Arm in Arm einherwandernd. Am Waldschlößchen angelangt, nahmen sie eine Droschke und fuhren, ihre Abenteuer belachend, spornstreichs nach Hause.

Unterdessen saßen der Engländer und Fritz Fiedler lange Zeit und erwarteten, daß die Mädchen mit großen Blumensträußen zurückkehren würden. Immer länger wurde das Gesicht des Engländers, je länger sie warteten; immer frostiger wurde das Gespräch, bis es endlich ganz schwieg. Beide gingen zuletzt, um die Damen zu suchen,

auf verschiedenen Wegen fort; als sie sich wieder am Tische trafen, sagte der Engländer kalt: „Sie sind uns durchgebrannt! Trinken wir eine Flasche Maiwein zusammen.“

Und als der Maiwein Fritz Fiedler weich und gesprächig gestimmt hatte, da meinte der Engländer, er wolle bei den hübschen Putzmacherinnen einen Hut für seine heißgeliebte Schwester bestellen und einen andern für seine heißgeliebte Braut in England. Und er bitte darum, daß der brave Trinkbruder ihm zu diesem Zwecke die Adresse von Fräulein Helene mitteilen wolle. Und als Fritz Fiedler ihm diese Adresse genannt hatte, erhob sich der Engländer, reichte ihm die Hand und schüttelte sie heftig und sagte, in England sei es ein Zeichen besonders guter Freundschaft, wenn man sich die Hand recht kräftig schüttele. Und darauf ging der Engländer fort. Und als Fritz Fiedler in der Weinseligkeit nach einem Weilchen den Kellner heranrief, hörte er, daß der Engländer vergessen hatte, seinen Maiwein zu bezahlen, und daß er, als der letzte von der Gesellschaft, auch für die Zeche des Engländers aufzukommen habe. Er bezahlte zwei Flaschen köstlichen Maitrankes und ging dann etwas nachdenklicher über die Abenteuer des Tages und den Zustand seines Taschengeldes auf der Landstraße der Stadt Dresden zu, in der so viele Fremde wohnen.

Als Helene und Elsa am Abend in ihrem gemeinsamen Wohnzimmer, welches sie zugleich als Malerwerkstatt benutzten, beisammensaßen und über einer Theemaschine das kochende Wasser auf ihrem Abendtische surrte, hatten sie beide Zeit, über ihre Vergangenheit und ihre Verhältnisse nachzudenken, welche die einsamen Mädchen

nun gar in ein Abenteuer geführt hatten, das sie am liebsten sogleich wieder vergessen hätten. Helene zog die Fenstervorhänge zusammen, während Elsa eine hübsche Hängelampe anzündete, welche die beiden Freundinnen sich vor einiger Zeit auf gemeinsame Kosten angeschafft hatten.

* * *

Helene Lys war die Tochter eines evangelischen Pastors, der bereits vor einigen Jahren gestorben war. Er hatte eine sogenannte freisinnige Gemeinde gegründet, welcher er lange in einer besonderen Religionsauffassung vorstand. Nach dem Tode seiner Frau war er mit der Staatsbehörde über seine Glaubensansichten in Widerspruch geraten; die Gemeinde hatte sich zersplittert, und er hatte sich mit seiner einzigen Tochter ins Privatleben zurückgezogen. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich, da er ein ziemliches Vermögen besaß und für den Unterhalt nicht zu sorgen brauchte, viel mit Zeichnen und Malen.

Die Tochter hatte sein Talent geerbt, und da sie Fleiß und Liebe zur Sache bewies, hatte der Vater sie bei einem jüngeren Künstler, der eine Malschule für Damen in Dresden errichtet, weiter ausbilden lassen in der edeln Kunst. Bald entwickelte sich die Begabung des Mädchens derart, daß die Kunsthändler ihre Kopien nach alten Meistern der Dresdener Galerie gern kauften, und kleine Landschaftsbilder und Stillleben, welche sie mit viel Geschick ausführte, fanden im Kunstvereine sehr bald Liebhaber und Käufer. Da aber der Vater bis zu seinem Tode sehr zurückgezogen lebte und in der Malschule nur

der junge Künstler und ein älterer Freund desselben unterrichteten, so hatte das Mädchen bei aller Lebenslust und Fraulichkeit, welche eine vorzügliche Gattin versprach, allzu wenig mit Herren verkehrt.

Unter den Mitschülerinnen der Malschule gewann sie die kleine Elsa Leuchtenberg sehr bald besonders lieb. Diese, das Kind eines armen, kleineren Eisenbahnbeamten in der Provinz, unter fünf lebenden Geschwistern das dritte, war in der Notwendigkeit, sich ihr Leben selbst zu verdienen, nach Dresden gekommen, um Malerin zu werden. Sie wurde von Hause aus mit Liebesgaben unterstützt so lange, bis sie im stande war, durch Zeichnungen für Modenblätter, durch Kopien in der Galerie sich selbst ihr Brot zu verdienen, und sie hatte es soweit gebracht, daß sie nun ihrerseits den alternden Eltern manche kleine Freude mit ihren Ersparnissen bereiten konnte. Manches Bild in der Galerie hatten die Mädchen gemeinsam kopiert und neidlos einander geholfen, um ihr Werk zu verkaufen. Als Helenens Vater gestorben war, hatte diese, um nicht allein hausen zu müssen, die jüngere Freundin gebeten, mit ihr zusammen eine möblierte Wohnung zu mieten, in der sie geschwisterlich zusammen wirtschafteten, einen Teil ihres Gewinnes redlich zusammenschießend zum gemeinsamen Lebensunterhalte. Dabei war es nun freilich gekommen, daß beide, nur ihrem Schaffen lebend, den Umgang mit Männern gänzlich vergessen hatten, bis auch in ihren Herzen einige Sehnsucht sich regte. —

Nachdem Elsa die Lampe angezündet und während die Malerinnen beim Thee saßen, hatte sich ein außerordentlich gelehrtes Gespräch zwischen den beiden Mädchen

entwickelt. Helene führte die Tasse an den Mund, rührte, da sie das Getränk zu heiß fand, ein wenig mit dem Löffel herum und meinte: „An alledem, Elsa, sind unsre socialen Verhältnisse schuld."

Elsa blickte erstaunt auf. Sie wußte nicht recht, aus welchem Zusammenhange heraus die Freundin dieses gelehrte Wort so gelassen aussprach. Sie fragte: „Was meinst du denn, Helene?"

„Nun natürlich die schöne Geschichte von heute! Ich möchte mich zerreißen über unsre Dummheit, unsern Leichtsinn, und würde es thun, wenn nicht eben an alledem unsre socialen Verhältnisse schuld wären! Diese künstliche Trennung von Männern und Frauen, diese Unmöglichkeit, mit einem Manne zu verkehren, ohne daß er sogleich eine Liebesgeschichte sich einbildet — und wir dummen Gänse von Frauen ebenso, diese Verkünstelung des ganzen gesellschaftlichen Lebens, welche es möglich macht, daß Tausende von Mädchen in Wirklichkeit junge Männer gar nicht kennen und in ihrer Dummheit an die Zeitungen sich wenden müssen, um nur überhaupt einmal so ein Mannspersönchen zu Gesicht zu kriegen — das nenne ich eben die schreckliche sociale Frage, deren Opfer wir heute gewesen sind, trotzdem wir doch zwei leidlich vernünftige Geschöpfe heißen!"

„Ja, es ist seltsam," meinte Elsa. „Aber es ist einmal so, wer kann's ändern!"

„Wer kann's ändern! Ja, das ist die Redensart, mit der das Uebel nur verschlimmert wird. In jeder Stadt müßten Einrichtungen bestehen, wo sich, nicht wie auf dem Tanzboden die Mägde, junge Männer und junge

Mädchen, auch ohne sich vorgestellt zu sein, kennen lernen und aneinander bilden könnten. Die schönsten Wiesen vor der Stadt und öffentliche Parke müßten eingerichtet werden zu öffentlichen Spielplätzen für Jungfrauen, Jünglinge und junge Männer. Da dürfte jedes hingehen können, ohne sich schämen zu müssen, um an den Spielen teilzunehmen, Ballspiele und anständige Gesellschaftsspiele, statt des thörichten Tanzens auf Bällen, wo Männer und Mädchen sich nicht richtig kennen lernen. Und in den Parken müßten große öffentliche Gebäude errichtet werden, wo über alle Gegenstände der Bildung Büchersammlungen und Lesesäle wären, so daß die Jungfrauen und Jünglinge sich gemeinsam in ernsten Gesprächen bewegen könnten, wenn sie am Spiele keine Freude mehr fänden. Und die jungen Mädchen sollten unter sich einige besonders gescheite und charakterfeste Mädchen auswählen, welche darüber wachen müßten, daß keine thörichten Liebeleien und derlei vorkämen; und die jungen Männer müßten ihrerseits das Gleiche thun und Wächter über die gute Sitte und ein sinniges Zusammensein der Geschlechter aus ihrer Mitte bestellen. Das würde ein hohes Ehrenamt sein und dann könnten Hunderte von Paaren arglos zusammen verkehren und einander in stundenlangen Gesprächen kennen lernen, und wenn sich ein Pärchen von einander angezogen fände, so könnten sie dann in Gottes Namen auch heiraten. Es würde weniger alte Jungfern geben und mehr glückliche junge Ehen, denn die Männer würden eher heiraten, statt daß sie mit solchen irrenden Ritterinnen, wie wir sie heute waren, ihre schöne Zeit vertrödelten. Ach, es ist eine schreckliche Zeit! Ueberall

sind sociale Verhältnisse, die nicht aufrecht zu erhalten sind! Und dann wundert man sich, wenn es eine Frauenfrage gibt!"

Helene hielt im Strome ihrer Rede inne und strich sich ein Butterbrötchen zurecht. Elsa seufzte und schnitt ihr ein Stückchen Wurst dazu ab, welches sie der Freundin auf das eben gestrichene Brötchen legte. Sie meinte: „Wie schade, daß du nicht ein solches Ehrenamt als Keuschheitswächterin einnimmst. Wir würden dich sicher dazu machen, da dir ja doch alle Männer nur Studienköpfe und malerische Gruppenbilder sind, wie du heute wieder bewiesen hast —!"

Helene ließ sich nicht irre machen; sie erwiderte: „Das alles bringt diese schreckliche Frauenfrage ja doch nicht aus der Welt. Alles ist auf Spitze und Knopf gestellt zwischen Männern und Frauen; die Mädchen denken, sie müssen unter allen Umständen nach Männern fischen, und die Männer haben wieder keine Gelegenheit, die Mädchen kennen zu lernen, als unter der Voraussetzung, daß die Geschichte entweder auf ein Liebesverhältnis oder eine Heirat hinauszielt. So sind wir in der redlichen Absicht, die Männer einfach nur zu beobachten und uns an ihrer Begleitung zu freuen, auf diesen Spaziergang ausgegangen und was ist das Ende vom Liede?! Ich glaube gar, der hübsche Gymnasiast hat sich in dich verschossen, das ist das Ende vom Liede!"

Elsa wurde feuerrot und schaute rasch in die Theekanne, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Helene fuhr fort: „Und wie es mit dir steht, das ist auch noch eine Frage! Trotzdem du eine Malerin bist, hast du dich doch

gleich in das erste beste hübsche Mannsgesicht verliebt, ich habe es wohl gemerkt, und ich wasche meine Hände in Unschuld. Früher glaubte ich immer, die einfachste Lösung der Frauenfrage bestände darin, daß man alle Mädchen zu Zeichnerinnen und Malerinnen ausbildete schon auf der Schule, damit sie sich gewöhnen sollten, die Männer nur als Studienköpfe anzusehen. Aber wenn man solche Sachen erlebt, daß du, eine Malerin, die schon auf der Malschule gerade die besten Männerstudienköpfe nach der Natur gezeichnet hat, dich Hals über Kopf in den ersten besten schlanken Gymnasiasten verliebst, der dir ein wenig den Hof macht — da ist freilich keine Lösung der Frauenfrage möglich, und das Elend der Mädchen und Frauen wird immer das alte bleiben!"

Sie schwieg. Elsa erwiderte nichts; sie blickte beschämt auf ihre Theetasse nieder. Erst nach einer langen Weile stotterte sie ängstlich heraus: „Und nächsten Sonntag?! Was soll nun nächsten Sonntag werden?!"

Die Mädchen hatten, wie schon erwähnt, für den nächsten und weitere Sonntage unter einem Decknamen ja auch an mehrere andere Parteien geschrieben, welche in der Zeitung auf ihre Anfrage sich zu gemeinsamen Spaziergängen bereit erklärt hatten. Ratlos saßen sie nun beide auf Elsas ängstliche Frage eine Weile da; endlich meinte die entschlossene Helene: „Ei, wir gehen eben einfach nicht hin und geben die Abenteuer ein für allemal auf!"

„Und wenn nun die unbekannten Herren auf uns warten?"

„Ei, so mögen sie sich die Füße in den Leib stehen; wir lachen sie in Gedanken aus!"

Demgemäß wurde beschlossen, diese Spaziergänge nicht fortzusetzen, und Helene schlief, nachdem die Mädchen sich zur Ruhe begeben hatten, mit der Zuversicht ein, daß dieses Abenteuer soweit glücklich überstanden und zu Ende geführt sei. Elsa aber träumte von einem Jünglinge, der einen Korb voll Blumen über sie ausschüttete, so daß sie ganz von Blumen überdeckt war und zuletzt unter der Blumendecke, die sie gänzlich begrub, keinen Atem mehr zu schöpfen vermochte.

* * *

Die Mädchen hatten in den nächsten Tagen, als wäre nichts geschehen, in der Galerie gemalt, und nur ihre Gesichter mit Aengstlichkeit gegen ihre Malleinwand gekehrt gehalten, um von Galeriebesuchern, welche etwa zur selben Zeit auf der Haidemühle gewesen wären, nicht wiedererkannt zu werden. Helene bemerkte, daß Elsa zerstreut, bald traurig und sehnsüchtig, bald verwirrt und ungeschickt beim Malen war; sie merkte, daß das gute Mädchen unter ihrer plötzlichen hoffnungslosen Liebe zu dem jungen Menschen schwer litt, und erwog bei sich, wie sie der Sache auf einmal ein Ende machen könne.

Als sie mittags vom Malen heimkehrten, fanden sie eine Besuchskarte vor, gezeichnet „Fritz Fiedler", worin der junge Mann bedauerte, die Damen nicht angetroffen zu haben, er würde aber in den nächsten Tagen wiederkommen, um sich den Hut, den er für seine Schwester bestellt habe, bei den Damen anzusehen. Da war nun guter Rat teuer.

„Ach, liebster Gott," meinte Helene, „jetzt will er auch noch den Hut haben! Das hatte ich ja ganz vergessen!"

„Und darein hast du mich gebracht!" sagte Elsa, indem sie mit dem Fuße auf den Boden stampfte und in Thränen ausbrach. „Dies ist die schrecklichste Lage meines Lebens!"

Helene versuchte sie zu trösten, bat und schmeichelte und erklärte es endlich für das beste, wenn sie zu einer Putzmacherin gingen, sich bei dieser einen Hut bestellten nach der beschriebenen Art, und von Fritz das Geld in Empfang nähmen und dies dann wieder der Putzmacherin übergäben. Dann hätte er keine Ursache weiter, nachdem er von den vermeintlichen Putzmacherinnen den Hut erhalten, sie zu besuchen, und sie würden auf diese Weise sich am besten aus der Geschichte herausziehen.

Elsa konnte sich mit diesem Vorschlage nicht ganz einverstanden erklären. Sie hielt es für ehrlicher, wenn sie auch in Wirklichkeit den Hut selber machten. Und als Helene erklärte, daß sie von der Putzmacherei gar nichts verstehe, so entgegnete Elsa, nun, dann müsse sie selber den Hut herrichten mit Hilfe der Putzmacherin. Sie habe schon zu Hause sich ihre Hüte selber ausputzen müssen und verstände soviel von der Sache.

Und so geschah es. Am Nachmittage lief Elsa in mehreren Putzgeschäften umher. Sie kaufte von ihren sauer ersparten Groschen Seidenbänder, Blumen und einen geschmackvollen Hut. Sie ließ sich von einer Putzmacherin einige Anweisungen geben, um nach denselben zu sticken, zu nähen und aufzuputzen. Sie liebte in Gedanken die

unbekannte Schwester des geliebten Jünglings und wollte für diese Schwester als Ausdruck einer Liebe, die sie sich selbst nicht gestand, den schönsten Hut zurechtbauen, den je ein Mädchen getragen habe. In großer Aufregung und mit den widerspruchsvollsten Gefühlen machte sie ihre Einkäufe.

Während sie abwesend war und Helene allein zu Hause weilte, klingelte es leise an der Thür. Helene ging und öffnete arglos, erschrak aber nicht wenig, als sie vor der Thür den Mr. Lyonell Lamb stehen sah, der seinen Hut leicht anrührte und ein angenehm überraschtes Gesicht machte, als er sah, daß sie ihm öffnete. Sie wollte ihm die Thür vor der Nase zuschlagen; aber es war zu spät, der Engländer war hereingetreten und ging mit seinem eigentümlich wippenden Schritte geraden Wegs ins Zimmer, indem er sich aufgerichtet umschaute, und, als er die Staffeleien, Malgeräte und Bilder sah, mehrere leise Ahs! und Ohs! vernehmen ließ. Dann setzte er sich nieder und sagte, er sei glücklich, die treffliche Künstlerin zu Hause getroffen zu haben.

Helene wollte entrüstet wissen, woher er ihre Adresse kenne; er aber lächelte nur geringschätzig und fragte, ob er bei den Damen ein Bild bestellen könne; deshalb sei er gekommen.

Helene fühlte sich etwas verwirrt, da sie an ihren Vorwand von den Putzmacherinnen dachte, dessen Unwahrheit der Engländer nun mit eigenen Augen gesehen hatte. Dieser erwähnte jenen Umstand mit keiner Silbe und trug nur eine sehr verschwiegene Miene zur Schau. Er fragte endlich, ob Helene wohl geneigt sei, ein Bildnis von ihm selbst zu malen.

Helene zuckte mit den Achseln und sagte kurz: „Nein! Ihr Gesicht hat nichts Malerisches. Es ist zu uninteressant."

Der Engländer richtete sich ein wenig auf und sagte kühl: „O, es wird sehr gut bezahlt werden."

Helene drehte ihm den Rücken zu und begann zu malen. Er saß eine Weile, sie stumm beobachtend; dann erhob er sich und sagte: „Morgen und übermorgen werde ich wiederkommen und Sie fragen, ob Sie mich malen wollen. Ich glaube, Sie werden mich noch malen, mein Fräulein! Ich empfehle mich Ihnen." Damit ging er, während Helene ihn keiner Antwort würdigte.

Am nächsten Tage aber erschien er morgens in der Bildergalerie und stellte sich hinter Helenens Staffelei auf, indem er ihre Kopie des Rubensschen „Liebesgartens", die sich der Vollendung näherte, betrachtete. Helene that, als bemerke sie seine Anwesenheit nicht. Mit unterdrückter Stimme fragte er nach einer Weile: „Nun, mein Fräulein, haben Sie es sich überlegt? Wollen Sie mich nun malen?!"

Helene zuckte nur mit den Achseln. Dann ging sie rasch von der Staffelei weg, um den Saaldiener heranzuwinken. Es war zu spät. Der Engländer war bereits im Nebensaale verschwunden. Aber er kam wieder. Schon am übernächsten Tage erschien er abermals in der Galerie und richtete die gleiche Frage an die junge Künstlerin. Helene drehte sich endlich um und machte mit dem Finger eine Gebärde gegen ihre Stirn, welche lebhaft ausdrückte, daß sie glaube, er litte an einer vielgenannten, in England heimischen Krankheit. Lyonell Lamb lächelte nur kühl dazu, steckte die Hand in die eine Hosentasche und

sagte: „O, ich weiß, Sie werden mich noch malen, Fräulein Helene!“

Unterdessen war Fritz Fiedler in der Behausung der Mädchen gewesen, um sich den Hut für seine Schwester anzusehen. Elsa hatte ihn mit Zittern gezeigt, und als er fortgegangen, war sie in Thränen ausgebrochen. Helene fühlte mütterliche Sorgen um die Freundin und sann nach einem Heilmittel, wie sie Elsa auf andre Gedanken bringen sollte. Endlich, nach längerem Sinnen, kam sie auf die Idee, Elsa in die Gesellschaft von andern und gereiftern Männern zu bringen, damit sie sich zerstreue und überhaupt von dem Nachsinnen über den jungen Oberprimaner ablasse. Und da der Engländer ihr höchst lästig wurde, so beschloß sie, sich diesen dadurch zugleich vom Halse zu schaffen, daß sie ihn womöglich in Streit mit andern Herren brächte, welche ihm dann die nötige Lehre erteilen sollten. Sie meinte bei sich, das Einfachste sei, wenn sie vielleicht zu dem Stelldichein mit den „drei lustigen Schneidergesellen“, die sich in der Zeitung zu Spaziergängen angeboten hatten, mit Elsa ginge und den Engländer gleichzeitig einlüde, damit dieser bei einer solchen Gelegenheit die verdiente Lehre empfinge. Ja, je mehr sie den Plan überlegte, desto mehr wollte er ihr einleuchten. Elsa würde sich gewiß zerstreuen und auf andre Gedanken kommen, wenn sie nur dazu bewegt werden konnte, überhaupt mitzugehen. Jene unbekannten Herren würden jedenfalls, da sie unter einem Decknamen auf den dritten Sonntag bestellt waren, erscheinen und so wie so auf sie warten; es bedürfte gar keiner weiteren Vorbereitung, als daß sie hingingen, statt die Herren vergeblich harren zu lassen. Helene

äußerte von ihrer Absicht gar nichts zu Elsa; sie hoffte, durch eine Ueberraschung dieselbe zu bewegen, daß sie ihren Willen that.

Als nach einigen Tagen der Engländer in der Galerie abermals zu Helene hintrat, um sie zu fragen, ob sie ihn endlich malen wolle, sagte sie mit geheimnisvoller Miene, indem sie sich rasch umwandte: „Kommen Sie nächsten Sonntag nachmittags gegen 7 Uhr in das Kurhaus Augustusbad bei Radeberg; dort werde ich Sie erwarten.“

Darauf drehte sie sich wieder rasch zurück und malte weiter. Lyonell Lamb räusperte sich ganz leise, steckte dann beide Hände in die Hosentaschen und ging mit großen Schritten und mit einem Gesichte wie jemand, der einen unverhofften guten Fang gemacht hat, in den Nebensaal. Er schlug sich dort noch eine Weile herum, indem er hie und da einen zufriedenen Blick auf die hübsche Malerin draußen warf, um dann mit einer Miene, als wäre gar nichts geschehen, die Bildersammlung zu verlassen.

Es gelang dem dringenden und klugen Zureden Helenens, am nächsten Sonntage die Freundin zu bewegen, daß sie, nach längerem Sträuben, endlich nachgab und zu einem neuen Stelldichein mit den unbekannten Herren einwilligte, welche voraussichtlich die Mädchen erwarten würden am bestimmten Orte. Es waren in dieser Zeit im Anzeigenteile eines bekannten Dresdener Blattes unter „Helene und Elsa“ noch mehrere Anerbieten von „anständigen Herren“ zu gemeinsamen Ausflügen, auch schwärmerische kurze Gedichte gedruckt worden, und die Mädchen hatten sie nicht ohne die Genugthuung gelesen, daß man sich, trotzdem man sie noch gar nicht kannte, sozu-

sagen um ihre Begleitung zu „reißen“ schien. Indessen war bei beiden die Neugierde, wer nun eigentlich die „drei lustigen Schneidergesellen“ sein möchten, am stärksten, und so wurden denn diese unbekannten Größen zum Stelldichein erkoren.

Als die Mädchen sich Sonntags zum Ausfluge bereit machten, meinte Elsa: „Nur um eins bitte ich dich, Helene, gib uns um Gottes willen nicht wieder für Putzmacherinnen aus, damit wir nicht von neuem in eine solche schreckliche Lage kommen!“

Helene streifte ihre Handschuhe an die Finger und erwiderte trocken und überlegen: „Sei nur ohne Sorgen, mein Kind! Diesmal werden wir uns lieber für Kunstreiterinnen ausgeben.“

Elsa sah ihre Freundin sprachlos an. Endlich fragte sie im Tone eines schweren Vorwurfs: „Für Kunstreiterinnen?!“

„Gewiß,“ bestätigte Helene, indem sie den Handschuhknopf zumachte; „wir werden uns für Kunstreiterinnen ausgeben! Ich habe von allen Seiten gehört und auch gelesen, daß gerade die Kunstreiterinnen sehr feine und vor allem sehr anständige Damen seien, welche keineswegs leichtsinnig und leichtfertig sind, sondern nur ihrer Kunst leben, gegen die Herren sehr zurückhaltend sich benehmen und ihren Verlobten und Ehemännern unter den Kunstreitern sehr treu bleiben. Wenn wir uns also für Kunstreiterinnen ausgeben, so werden unsre Begleiter uns schon deshalb für anständige Mädchen halten, wie wir sind, und außerdem werden sie auch ein bißchen Furcht vor uns haben, weil so eine Kunstreiterin ja zumeist sehr große

Kraft in ihren Armen und Händen hat und oft stärker als ein Mann ist. Sie werden also vor uns die nötige Ehrfurcht empfinden, wie man sie vor so starken Amazonen hat, mit denen nicht gut Kirschen essen ist; und wir werden auf diese Weise artige und zuvorkommende Begleiter gewinnen, die uns in jeder Hinsicht gefällig sind."

Dieser Grund leuchtete Elsa nach einiger Ueberlegung ein; ja, im Hinblick auf die amazonische Stärke, welche man ihr zutrauen würde, fühlte sie sich sogar sicher und dachte an ihren geliebten Fritz zurück mit besserem Gewissen als vorher.

* * *

Zur selben Zeit erwarteten in dem kleinen Parke des Japanischen Schlosses am jenseitigen Ufer der Elbe zwei launige jüngere Männer, der Rechtsanwalt Dr. Max Steiger und sein Freund, der Dr. med. und praktische Arzt Richard Lindner, der eben erst nach glücklich vollendeten Studien seine Praxis eröffnet hatte, die unbekannten Schönen Elsa und Helene. Sie waren Junggesellen, und der Drang nach Abenteuern ebenso sehr wie der nach einer Damenbekanntschaft, welche unter Umständen zu einer Heirat führen konnte, hatte sie ihr Heil in einem solchen Stelldichein suchen lassen. Beide hatten das Leben schon nach vielen Richtungen genossen und fühlten sich, wie manche andre junge Männer, von dem steifen Verkehre mit Damen auf Bällen angewidert, und von den mancherlei Versuchen, welche gemacht wurden, um sie in irgend ein Heiratsnetz einzufangen. Sie wollten auf andrem Wege auf Freiersfüßen gehen. Sollte sich ihnen irgend ein anmutiges

Abenteuer in Gestalt hübscher unbekannter Damen entgegenstellen, so wollten sie dieses Abenteuer mit dem nötigen Leichtsinne zum Zeitvertreibe bestehen; sollten sich aber die Damen als brave und gesetzte Frauenzimmer erweisen, so konnte man ja nicht wissen, ob nicht ein dauernderes Verhältnis und eine Heirat entstehen würde. In Rücksicht auf ihre öffentliche Stellung indessen wollten sie zunächst „inkognito“ mit den unbekannten Schönheiten verkehren.

Es waren zu dieser Zeit nur wenige Besucher in dem lauschigen Garten. Von der Höhe des schattigen Hügels, auf dem die jungen Männer an einer steinernen Bank warteten — der Ort der Zusammenkunft, welchen die Mädchen bestimmt hatten —, sah man in den grünen Park hinab, wo die Platanen und Tulpenbäume im zartesten jungen Grün standen; prachtvolle Gruppen von Rotdornbäumen in voller Blüte schimmerten wie rote Korallenriffe, womit sich die weißen Blütenschauer des Weißdorns, die Mandelblüten auf das lieblichste mischten. Durch die Lücken des Laubdaches auf dem Hügel sah man über die Parkmauer hinunter auf den Strom, wo am andern Ufersteindamme die Elbschiffe lagen und die Krane aufragten, während im Hintergrunde rechts und links die steinernen Brücken sich über den Strom spannten. Der katholische Dom mit seinen unzähligen Heiligenstandbildern auf dem Dache stieg schlank neben der gewaltigen Kuppel der Frauenkirche auf, worüber in der Ferne die sanft gestuften Berglehnen der Weingärten sich erhoben. Ueber die steinerne Eisenbahnbrücke kam drüben, wie aus einem Spielkasten anzusehen, der Dampfzug gefahren, auf seiner

Höhe sich von der lieblichen Landschaft mit einer leichten Rauchsäule abhebend, um dann wieder hinter den Wipfeln des Parkes zu verschwinden. Vom Neustädter Kirchenturme schlug, langsam in der Frühlingsstille vertönend, in sonntäglicher Feierlichkeit die dritte Stunde, als die beiden jungen Männer durch die eiserne Gitterthür beim kupfergrünbedeckten Schlosse zwei junge Damen in den Park eintreten sahen, welche gemächlich auf den Hügel zukamen und, ebenso scheu wie neugierig heraufluggend, den Hügelpfad zwischen den blühenden Fliederbüschen heranstiegen.

Und richtig, die Mädchen näherten sich der steinernen Bank und setzten sich auf dieselbe nieder, scheinbar ohne die dahinter stehenden Herren zu beachten.

„Ach," sagte Helene, indem sie sich in den Anblick der Landschaft versenkte, „welche schöne Stadt ist dieses Dresden. Ueberall sind Plätze zu Stelldicheinen in Parks und lauschigen Gärten, von denen man doch eine Aussicht auf die weite Welt hat! —" Sie brach ab. Kaum hatte nämlich der Rechtsanwalt das Wort „Stelldichein" vernommen, als er auch sofort schloß, daß die Damen die Erwarteten seien; er neigte sich leicht über die Banklehne und sagte höflich grüßend: „Entschuldigen Sie, meine Damen! Chiffre ABC, drei lustige Schneidergesellen?!"

„Chiffre ABC," erwiderte Helene, indem sie sich anmutig erhob. „Aber wo ist der dritte Schneidergeselle?!"

„Er wird sich, so hoffe ich, erst später einfinden, meine Damen!"

„Was ist es für ein Mann?" fragte Helene.

„O," meinte der Rechtsanwalt lächelnd, „es ist ein ganz kleiner Kerl, der zumeist da sich einfindet, wo schöne

junge Damen und lebenslustige jüngere Männer zu zwei und zwei verkehren; er hat ein paar Flügel auf dem Rücken und Pfeil und Köcher in der Hand; wenn wir die Damen zu einem Ausfluge in das Seifersdorfer Thal veranlassen dürften, so würde ich in der Lage sein, Ihnen diesen Dritten sozusagen ‚in figura' zu zeigen."

„Sehr hübsch gesagt, mein Herr," entgegnete Helene. „Diesen kleinen Kerl kennen wir auch, aber wir haben ihn durch irgend etwas beleidigt. Er wagt sich nicht an uns. Sie irren, wenn Sie uns für irrende Ritterinnen halten; in Wahrheit sind wir aber zwei Kunstreiterinnen, mein Herr, und Sie wissen wohl, was das bedeutet!"

„Kunstreiterinnen!" Ein halb unterdrückter Ausruf des Staunens entfuhr dem Munde beider Männer. Ein solches Abenteuer hatten sie nicht erwartet. Aber sogleich auch hatten sie sich wieder gefaßt. Das versprach auf alle Fälle interessant zu werden. Und von einer gewissen Achtung erfüllt, verneigte sich sogleich der Rechtsanwalt und sagte: „Gestatten Sie, verehrte Künstlerinnen, daß wir uns Ihnen näher bekannt machen. Mein Name ist August Hahnefeld, ich bin Maler; und mein Freund Friedrich Ritter ist gleichfalls Maler. Wir sind ein Paar lustige Vögel, wie gewöhnlich diese Maler, und da die Damen Kunstreiterinnen sind, so gehören wir ja eigentlich alle vier zur Kunst."

„Maler sind Sie?" riefen beide Mädchen ganz beglückt. „Ach, das ist ja sehr hübsch!" Sie hätten beinahe noch mehr gesagt, aber ein Blick von Helene erinnerte Elsa zur rechten Zeit daran, daß sie vorderhand noch Kunstreiterinnen waren, ehe sie sich den malenden Kunstmännern als Genossinnen offenbaren konnten.

Man musterte sich gegenseitig ein Weilchen, um sich auf beiden Seiten zu vergewissern, daß das wechselseitige Inkognito für glaubhaft befunden wurde; dann erging man sich in einigen allgemeinen Redensarten, worin man sich gegenseitig versicherte, über eine so interessante Bekanntschaft sehr erfreut zu sein. Endlich wurde an den Aufbruch gedacht, der die Pärchen ins Seifersdorfer Thal, einen der poesievollsten Plätze, der etwa drei Stunden von der Stadt entfernt ist, führen sollte. Die Männer, als erfahrene Frauenkenner und Mädchenbesieger, wechselten einige nicht mißzuverstehende Blicke; sie teilten sich die Rollen aus; der Rechtsanwalt machte sich an Helene als deren Begleiter, der Arzt an Elsa, und beide Männer gedachten im stillen, diesen Tag nicht vorübergehen zu lassen, ohne mit den hübschen Kunstreiterinnen ein Abenteuer bestanden zu haben.

Der Rechtsanwalt meinte zu Helene, als sie den Park verließen: „Ziehen die Damen vielleicht vor, statt zu fahren, mit uns nach Seifersdorf und Liegau zu reiten? Wir selbst sind zwar nur ein paar traurige Sonntagsreiter, aber wir würden uns an den wilden und interessanten Ritten der Damen aufs höchste erfreuen. Wenn es Ihnen recht ist, mieten wir ein paar Pferde!“

„Nein, nein!“ sagte da sehr rasch und ängstlich Helene; „ich danke, reiten wollen wir lieber nicht.“ Sie hatte ebensowenig wie Elsa jemals auf einem Pferde gesessen. „Auf derartige Mietpferde sitzen wir nicht; diese Gäule würden wir ja gleich zu Tode reiten; wir reiten nur auf unsern eigenen Hengsten, die wir so recht nach Belieben herumwerfen können. Auch würden die Herren

in Gefahr kommen durch unsre kühne Reiterei. Lassen wir das!“

So wurde denn am nächsten Wagenplatze ein Zweispänner gemietet, und die Mädchen stiegen ein, sehr erfreut, einmal auf diese Weise einen Ausflug zu machen, da sie sonst nur immer zu Fuße ihre kleinen Spaziergänge in die Umgegend unternommen hatten. Auf einer wohlgepflegten Landstraße ging es erst lange bergauf an kleinen Villen und Gärtchen vorbei; dann kamen die großen Kasernengebäude der Albertstadt, und endlich fuhr man auf der Höhe des waldigen Berglandes gegen Langebrück und Liegau zu durch ein idyllisches Hügelland, dessen Ruhe und Lieblichkeit sich so wohlthätig von dem reichen, bevölkerten Leben des Elbthales abhebt. Helene und Elsa vergaßen gänzlich, daß ihre Begleiter ihnen fremd waren; sie vergaßen sogar wiederholt diese Begleiter selbst, unterhielten sich dafür über die hübsche Landschaft und genossen in vollen Zügen das Glück, von zwei munteren Rossen so schnell durch die vorüberfliegende Gegend dahingerissen zu werden.

Diese Mädchengespräche schienen indessen auf die Dauer die beiden Herren zu langweilen; sie verlangten nach weniger harmloser Unterhaltung, und so fragte der Rechtsanwalt leichthin: „Sagen Sie, meine Damen, zu welchem Fache der Kunstreiterei gehören Sie wohl eigentlich? Ein gefährlicher Beruf ist es ja wohl auf alle Fälle —“

Die Mädchen schwiegen betroffen still. Auf diese Frage waren sie nicht recht vorbereitet. Indessen Helene hatte sich schnell wieder gefaßt und sagte keck: „Ei, wie neugierig diese Herren sind! Kommen Sie doch lieber in

den Zirkus, wenn sie uns in unsern Produktionen zu sehen wünschen. Sie scheinen sehr wenig in den Zirkus zu kommen?!"

„In der That, mein Fräulein," meinte der Arzt, „wir sind wohl beide seit mehreren Jahren, trotzdem wir Ihre Kunst außerordentlich hochstellen, nicht in der Lage gewesen."

Helene fühlte sich über diese Nachricht sehr befriedigt. Die Herren gingen also nicht in den Zirkus. Das war ihr außerordentlich lieb. Und so erzählte sie: „Früher war ich allerdings Kunstreiterin und sprang hauptsächlich auf dem Pferde. Ja, da hätten Sie mich sehen sollen, meine Herren, wenn ich so im Balletkostüm auf meinem Pferde stand und im Kreise herumjagte, und durch die feurigen Reifen sprang und juh! rief, und dann auf meinem Pferde saß und ausruhte und ihm den Hals klopfte. Jetzt reite ich nur noch die hohe Schule, und wenn ich mit den Armen arbeite, so pflege ich mehr am Trapez zu turnen, denn ich bin sehr kräftig, und der Riesenschwung von einem Trapez zum andern, frei durch die Luft über die Köpfe der Zuschauer weg, das ist mein Hauptstück. Meine Freundin ist jetzt nur Seiltänzerin, früher aber ging sie als Schlangenmensch. Wenn sie etwas zugibt, so hebt sie Gewichte und läßt auf sich, während sie die Rückenbeuge macht, einen Radreifen schmieden, indem sie den Ambos trägt. Man sieht es ihr gar nicht an, aber sie ist eine kleine energische Person."

Die beiden Männer überkam, da Helene das alles im Tone der ehrlichsten Wahrheit sagte, ein leichtes Grausen. Für so stark hätten sie die beiden Mädchen gar

nicht gehalten; der Rechtsanwalt, der kaum 50 Pfund zu heben vermochte, schielte schier verlegen nach Elsa hinüber, welche feuerrot geworden war über die tolle Erzählung ihrer Freundin, und doch kaum mehr das Lachen verhalten konnte.

Nach einer Weile ehrfurchtsvollen Schweigens meinte der Arzt: „Die Damen müssen da wohl eine ganz besondere Lebensweise führen, um ihre Kraft immer zu erhalten?“

„Freilich,“ sagte Helene. „Vor allem viel Fleisch. Viel Fleisch! Am liebsten ganz roh. Wenig Getränke. Nur früh und abends ein Gläschen Rotwein. Das stärkt und erhält die Muskeln geschmeidig.“

„Ja, nun sagen Sie einmal, mein Fräulein,“ meinte der Rechtsanwalt, „wenn Sie nun so hoch oben am Trapez hängen, empfinden Sie da keine Angst? Oder gewöhnt sich das?“

„Es ist verschieden,“ erklärte Helene. „Manchmal, wenn ich unten einen hübschen Mann sitzen sehe, der so gerade zu mir heraufschaut, da denke ich, es wäre doch schade um ihn, wenn ich etwa plötzlich aus Versehen auf ihn herunterfiele, und ihn infolgedessen zerschmetterte; da wird mir manchmal ganz ängstlich zu Mute und ich muß in meiner Arbeit aufhören, bis er wegguckt. Wenn er mich dann aber nicht mehr ansieht, so ist das auch vorbei und ich habe keine Angst. Bricht man einmal bei der Geschichte den Hals, nun, so ist man eben ein Opfer seines Berufes und fällt auf dem Felde der Ehre.“

Der Rechtsanwalt hatte schon gar keine rechte Neigung mehr, mit diesem weiblichen Herkules auf Abenteuer aus-

zugehen. Die sanfte stille Elsa gefiel ihm besser. Dagegen der Arzt, der manche schreckliche Vorstellung ertragen gelernt hatte, meinte: „Wenn Sie nun mich, mein Fräulein, hoch vom Trapez unten sitzen sehen würden, würden Sie da um mich vielleicht auch ein wenig Angst haben?“

Das sollte die erste Anknüpfung zur Einleitung eines näheren Verhältnisses sein. Sie war ein wenig plump.

Helene rümpfte ganz leicht die Nase, um ihre Lippen zuckte es schelmisch und sie meinte: „Ach, freilich, um Sie hätte ich die allergrößte Angst. Denn Sie würden schon vorher, ehe ich heruntergekommen wäre, in Ohnmacht gefallen sein. Reden wir von etwas andrem.“

Man war unter solchen übermütigen und halsbrecherischen Gesprächen endlich bis an die Mühle im lieblichen Thale der Röder gelangt, hinter welcher der Eingang in das Seifersdorfer Thal liegt. Man verließ den Wagen, nahm im Mühlengarten eine kleine Erfrischung und begab sich dann nach dem romantischen Thale. Der Arzt hatte eine heftige und starke Leidenschaft für das schöne Mädchen gefaßt, das ihm so scharfe Antworten gab, und Helene fühlte, ohne es sich selbst zu gestehen, eine ganz plötzliche und heiße Hinneigung zu dem Manne, die, ihr selbst kaum bewußt, wie eine drohende Gefahr über ihr schwebte. Dieses unbefangene kluge und gescheite Mädchen glaubte seiner selbst ganz sicher zu sein, hielt einen Fehltritt, den es nie begehen könnte, für eine Unmöglichkeit, und spielte so mit den Männern und mit der Liebe, ohne jede Gefallsucht, einzig in einer Art von Siegesgewißheit, daß sie nie im stande sein würde, sich zu vergessen. Hüte dich, Mädchen!

Selbst die sanfte Elsa bemerkte mit Schrecken, wie Helene, als ob sie durch die Rolle der Kunstreiterin verlockt sei, zusehends leidenschaftlicher ward.

Als man den Eingang des eigentlichen Seifersdorfer Thales betrat, wo auf einer grünen Wiese am Ufer des Thalflüßchens zwei hochgewachsene alte Bäume eine Eingangspforte bilden und ein steinerner Altar steht, um dessen Fuß die Wiesenblumen sich schmiegen, hielt man an, um sich die Inschrift des Altars zu betrachten. Sie lautete: „Der Tugend!“

„Ah — der Tugend!“ meinte der Rechtsanwalt. „Meine Damen, ich rate, daß wir dieses Thal der Inschriften und Gedenksteine gar nicht erst betreten. Maler wie wir, mein Freund und ich, sind selten so tugendhaft, daß sie wagen dürften, dieses Thal zu betreten, und was die Kunstreiterinnen anlangt —“

„Ich bitte sehr,“ entgegnete Helene eifrig, „sprechen Sie von unsern Standesgenossen nichts Uebels; unsre Tugend ist weit größer als die andrer Frauen; wir sind die besten Bräute und Mütter und werden daher getrost dieses Thal betreten.“ Damit schritt sie mit Elsa voran, und es ging nun im Waldesschatten am kühlen Gewässer auf dem schmalen Pfade hin. Bald kam man zu einer abgebrochenen Säule, welche mitten im Waldesdickicht auf einem treppenartigen Unterbau stand, und in welcher Gedenksprüche eingegraben waren. Im Felsen fand man an einer andern Stelle eine Platte mit Erinnerungssprüchen eingelassen; dann entdeckte man mitten im wilden Waldgebüsche an einem verlorenen Platze auch einen kleinen verwitterten Amor aus Bronze, der umgefallen im Grase lag.

„Welch ein hübsches und malerisches Bild!“ rief Helene aus. „Ach, wenn man doch nur ein bißchen zeichnen könnte, wie hübsch müßte es sein, aus diesem Thale sich Bilder aufzunehmen! Sehen Sie nur, meine Herren, diesen kleinen Amor; er hat seinen Pfeil noch fest in der Hand, trotzdem er umgefallen ist.“

„Wenn Sie befehlen, mein Fräulein, so werde ich mir gestatten, den kleinen Kerl, den ‚Dritten‘, wie Sie wissen, mit nach Hause zu schaffen, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, ihn recht gut zu pflegen und aufzunehmen,“ meinte der Arzt mit einem leidenschaftlichen Blick auf das schöne Mädchen.

Dieser Blick gefiel Helene außerordentlich; es bereitete ihr Vergnügen, einen leidenschaftlichen Mann anzusehen, und da sie ihrer Selbstbeherrschung sicher zu sein glaubte, so überließ sie sich einen Augenblick ganz dem sieghaften Gefühle, sich begehrt zu sehen und ein flüchtiges Gefühl der Leidenschaft dagegen zu verschenken. Sie sah den Rechtsanwalt mit aufgeregtem Blicke an und sagte: „Es wäre zwar liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie den kleinen Gott mir nach Hause zutrügen; aber ich fürchte, die Last wird Ihnen zu groß für Ihre kunstgewohnten Malerhände. Statt dessen wollen wir den kleinen Gott wieder aufrichten und ihm eine ergebene Huldigung darbringen.“

Und damit faßte sie die Figur beim Arme und versuchte sie aufzuheben. Da sie zu schwer war, so mußten Elsa und die beiden Herren mit angreifen, und so wurde die Bronzefigur des kleinen Liebesgottes aufgerichtet. Auf einem Mooshügel wurde sie aufgestellt und mit Moos an

den Füßen gestützt. Darauf setzten sich die Mädchen ins Gras neben den kleinen Gott und wanden aus den Blumensträußen, die sie gepflückt hatten, rasch in aller Eile einen reizenden Kranz. Die Herren, von dem anmutigen Spiele angezogen, pflückten noch einige Blumen und brachten sie herbei.

„Siehst du,“ sagte Helene, während die Herren in einiger Entfernung am Bachesrande nach den Blumen suchten, „die hübscheste Staffage jeder Landschaft ist immer ein Mann, der spielenden Mädchen eine Gefälligkeit erweist. Das wäre auch einmal ein feiner Vorwurf zu einem Bilde, wie wir hier mitten im einsamsten Waldthale den kleinen Liebesgott bekränzen!“

„Nimm dich in acht!“ warnte Elsa ahnungsvoll und blickte vor sich auf die Blumen nieder, während sie zugleich auf einmal eine große Sehnsucht nach ihrem jungen Fritz überkam.

Die Herren waren wieder herangetreten, Helene flocht ihre Blumen noch mit in den Kranz, dann erhob sie sich und sagte: „Hiermit bekränze ich feierlichst dein Lockenhaupt, kleiner Liebesgott, damit alle Christensöhne wissen, daß es noch immer heidnische Kinder gibt, welche deine Macht verehren. Mögen die Pfeile, die du in diesem Thale auf vorüberwandernde Paare abschießest, nie zu scharf sein, aber dafür sicher und nachhaltig treffen! Ich huldige dir, großer Amor!“

Sie setzte den Kranz auf das Haupt des Gottes mit einer anmutigen Gebärde, dann kniete sie rasch im Moose vor der Gestalt nieder und schien in betender Stellung den Gott zu verehren. Die andern lachten; hierauf gingen Elsa und der Rechtsanwalt voran.

Als Helene sich wieder erheben wollte, sah sie, daß hinter ihr der Arzt stand und sie mit leidenschaftlichen Blicken betrachtete. Sie erhob sich und blickte lächelnd auf die Figur des Amor. Da konnte sich der Arzt nicht länger zurückhalten: er haschte nach ihrer Hand, faßte sie und sagte: „Bei diesem kleinen leichtfertigen und mächtigen Gotte, mein Fräulein, ich kann Sie nicht ansehen, ohne daß in mir alle Pulse hämmern und eine unsägliche Leidenschaft mich erfaßt. Nie sah ich noch ein solch reizendes Geschöpf voll Anmut und Laune. Diese plötzliche Leidenschaft macht mich ganz unsinnig!"

Helene entzog ihm leise ihre Hand und blickte ihn mit ihren großen, klaren Augen an, als wolle sie ins Innerste seiner Seele blicken, um zu erfahren, wie viel der Mann wert sei. Dieser Blick voll Ahnung und doch zugleich voll verhaltener Leidenschaft entriß dem Arzte die Worte: „Liebes Fräulein! Wenn Sie ein braves, ein tüchtiges und treues Mädchen sind, so biete ich Ihnen meine Hand. Ich bin so unsinnig, ich weiß nicht, was ich schwätze. Aber ich weiß es, ich werde Sie heiraten und glücklich machen. Ob Sie eine Kunstreiterin sind oder nicht, es wird kein Hindernis sein, daß ich Sie als meine Frau heimführe. Und wenn Sie kein solch braves Mädchen sind, wenn Sie ein leichtes Blut und Leidenschaft haben wie ich, dann wollen wir hier diesem kleinen Gott, den Sie so geistreich bekränzt haben, gemeinsam huldigen."

Helene gestand sich, daß ihr der Mann selbst in dieser Aeußerung recht wohl gefiel. Auf einmal bereitete es ihr eine große, schalkhafte Lust, ihn glauben zu machen, daß sie eine leichte Fliege sei, und sie sagte: „Ach, mein Herr,

ans Heiraten wollen wir lieber nicht denken. Wer weiß, was ich für eine Kunstreiterin bin! Und Ihre Angehörigen, was würden die zu einer Heirat mit mir sagen? Aber da Sie ein Maler sind, und Sie mir ganz gut gefallen, so dürfen Sie mir immerhin den Hof machen, denn ein Maler sieht ja so etwas mit ganz andern Augen an als andre Menschen. Und dafür werde ich Ihnen auch wieder ein wenig den Hof machen."

Sie ergriff den Kranz auf dem Haupte des Amors, löste einige Blumen daraus und übergab sie dem Arzte. Dieser machte einen Augenblick ein ganz trauriges Gesicht, weil er nun vermuten mußte, daß die schöne Kunstreiterin doch schon manches Abenteuer hinter sich hätte. Aus einer Heirat konnte also nichts werden. Erst nach einer Weile machte er sich mit dem Gedanken vertraut, daß man ja mit einer Kunstreiterin auch ein Liebesverhältnis unterhalten konnte.

Und so steckte er die Blumen in sein Knopfloch, bot Helene den Arm, den sie schalkhafterweise nahm, und führte sie dem andern Pärchen nach. Dieses war vorangegangen. Der Rechtsanwalt machte vergebliche Bemühungen, Elsas Gunst zu erlangen. Die Kleine war einsilbig und dachte nur an ihren Hut für die Schwester des stillgeliebten und ach! wohl nie erreichbaren Fritz.

Mitten im Thalwalde, unter hohen alten Eichen und andren Laubbäumen, zwischen Tannen im Haine trafen die Spazierenden auf einen verfallenen Sarkophag, welcher, mit lateinischen Inschriften versehen, einem Grafen geweiht ist, der einst der Besitzer dieses Thales war, dem Grafen Brühl, einst der mächtigste Mann in Sachsen. Das Bild war so malerisch und stimmungsvoll, daß Helene in

die Tasche ihres Umhängemäntelchens griff, um ein kleines Skizzenbuch, welches sie stets bei sich führte, herauszunehmen. In dem Augenblicke aber, als sie es that, fiel ihr ein, daß sie ja keine Malerin, sondern eine Kunstreiterin vorstellte, und sie sagte deshalb zu dem Arzte sehr rasch: „Ach, mein Herr Maler, da Sie behaupten, mir aus lauter Liebe ein bißchen den Hof zu machen, so möchte ich Sie um ein kleines Andenken bitten. Ich habe hier ein Skizzenbuch, in das ich mir von befreundeten Malern gern poetische Landschaften zur Erinnerung hineinzeichnen lasse, und so bitte ich Sie, mir doch diesen Sarkophag mit den Eichen hineinzumalen. Wir Mädchen wollen uns an den Fuß des Sarkophags ins Grüne setzen und Sie können uns da gleich ein bißchen mitskizzieren."

Sie überreichte dem Arzte das Buch. Dieser machte auf einmal ein äußerst betretenes Gesicht; der Rechtsanwalt schaute nicht minder verlegen drein. Beide Herren konnten nämlich ebenso wenig zeichnen, wie Elsa auf dem Seile zu tanzen nnd Helene den Riesenschwung auszuführen vermochte. Der Arzt hielt das Skizzenbuch in der Hand, wendete es hin und her, sah dann wieder mit scheinbar kunstverständiger Miene den Sarkophag an und stammelte endlich: „Ich weiß nicht, mein Fräulein, was Ihnen an diesem alten Sarkophage so interessant erscheint. Wo wäre denn das besonders Malerische?"

Helene wunderte sich. Sie meinte: „Nun, das muß ich sagen! Sie gehören wahrscheinlich auch zur neuesten Schule, die nur französische Holzschuhe in Lebensgröße, einen alten Kochtopf in fünffacher Vergrößerung und schmutziges Aufwaschwasser für malerisch hält, und da-

für schleunigst ausreißt, wenn einem die Natur irgendwo einmal ein Motiv in den Weg bringt, das man für stimmungsvoll und poetisch halten könnte. Was malen denn die Herren? Ich habe Ihre Namen ja noch nie im Kunstvereine gefunden!"

„O," meinte der Rechtsanwalt artig, „wir verkaufen unsre Bilder immer gleich in Amerika und stellen sie höchstens in München aus —!"

„In München?" fiel Elsa mit einer gewissen Ehrfurcht ein. „Ei, da müssen Sie mir auch eine Kleinigkeit in mein Notizbuch zeichnen, mein Herr!"

Sie zog ein kleines Notizbüchlein aus der Tasche und reichte es samt dem Stifte dem Rechtsanwalt. Dieser blickte beklommen auf den Arzt, welcher sein Skizzenbuch in größter Pein noch immer betrachtete.

„Zeichnen Sie! Zeichnen Sie, meine Herren!" rief Helene munter und setzte sich zu Füßen des Sarkophags malerisch nieder. Das Gleiche that Elsa. In ihrer grenzenlosen Verlegenheit begannen beide Herren den Versuch zu machen, den Sarkophag nachzubilden; leider aber entstanden in dem Skizzenbuch des Arztes nur die seltsamsten Keilschriften und unausdeutbare Kreuz- und Querlinien. Er sah endlich selbst mit gelinder Verzweiflung, daß alles andere eher, als ein Sarkophag und zwei Mädchen aus seinen Strichen werden würde; er hielt inne und rief: „Das Motiv ist wirklich zu uninteressant; all mein Talent verläßt mich davor. Meine Damen, ich werde nur dann weiter zeichnen, wenn Fräulein Elsa uns verspricht, noch heute uns auf dem Seile vorzutanzen und Fräulein Helene auf unsern Droschkenpferden uns die hohe Schule

vorreitet, während die Gäule uns nach Dresden zurückfahren!"

„Ei, Sie sind recht unartig!" rief Helene aus, trat schnell neben den Arzt und gab ihm einen leichten Schlag, der nicht ohne einige Verliebtheit war. Sie war nicht wenig verwundert, als sie in ihr Skizzenbuch blickte und darin die Krähenfüße und Schmierereien des vermeintlichen Malers sah. Es kam ihr plötzlich der Verdacht, die Herren möchten vielleicht gar keine Künstler sein. Den Männern hingegen schwante aus verschiedenen Gründen bereits auch etwas, daß die Damen eine angenommene Rolle spielten und dies Gefühl wechselseitiger Heimlichkeit und Verstellung nährte nicht wenig die geheime Leidenschaft zwischen Helene und dem Arzt und die Gefahren derselben.

Man kehrte endlich aus dem romantischen Thale zurück und fuhr nach Dresden heim. Als man am Kurbade Augustusbad vorbeifuhr, rief Helene plötzlich aus: „Ach, lieber Gott, Elsa, unser Engländer! Unser Engländer! Der wartet ja hier auf uns! Das ist eine schöne Geschichte! Nun, er mag warten, so lange er will, wir wollen ihn nur ruhig sitzen lassen."

Damit rollte der Wagen vorüber. Das schnelle Wort Helenens hatte aber den beiden Herren sofort eine andre und nicht gerade günstige Vorstellung von den beiden Mädchen gegeben und die Folge war, daß der Wagen, in der Stadt am spätern Abend angelangt, vor einem vornehmen Gasthofe hielt und die Herren die beiden Damen zu einem gemeinsamen Nachtmahle in einem kleinen abgetrennten Zimmerchen einluden, wo man ganz ungestört sei.

Die Mädchen sahen darin nichts Arges; unerfahren, wie sie bei all ihrer Klugheit doch waren, und da sie beide guten Appetit hatten, stiegen sie mit aus und betraten mit den Herren den Gasthof. Auf einen Wink des Arztes führte der Kellner die Gesellschaft in den ersten Stock in ein sehr behagliches, mit lauschigen Möbeln und Polstern versehenes Speisezimmerchen, in dem ein kleiner Kronleuchter brannte. Die Mädchen setzten sich munter an die Tafel, während der Kellner die Gedecke auflegte, sie zogen ihre Handschuhe aus und freuten sich nicht wenig auf ein gutes Essen. Und siehe da, es wurden auf den Wunsch der beiden Herren allerhand Leckereien aufgetragen, die einem Mädchengaumen gar wohl mundeten. Es dauerte auch nicht lange, so kamen Eiskübel auf den Tisch, in welchen die Sektflaschen zwischen den Eisstückchen raschelten. Bald knallte die erste Schaumweinflasche, der Rieselwein perlte in den feinen Glaskelchen und der Arzt und der Rechtsanwalt stießen mit den Damen an, während eine gewisse Erwartung und Siegesgewißheit aus ihren Augen sprach.

„Ach, wie gut das schmeckt!“ meinte Helene. „Trinke, Elschen, ich lasse zur Feier des Tages noch so ein Fläschchen kommen!“

„O, ich bitte, mein Fräulein,“ sagte der Rechtsanwalt rasch, „das besorgen wir — das ist unsere Sache!“

Helene hörte nicht darauf und nippte wieder. Eine ganz selige Aufregung ging ihr durch die Glieder, und sie bemerkte nicht die sorgenvollen Blicke, welche Elsa auf sie warf. Aber auch Elsas Blicke verklärten sich im Laufe des Mahles; sie vergaß ihren Fritz und fand einen Augen-

blick, daß der Rechtsanwalt ein ganz hübscher Mann sei, dem man trotz seiner losen Reden nicht gram sein konnte. Und immer seliger wurde auch Helene; ein eigentümliches Gefühl von Sicherheit, stolzer Selbstbeherrschung, von lieblicher Kühnheit und Jungfrauentum kam in dem leichten Rausche über sie, und so wagte sie gegen den Arzt dieses und jenes neckische Wörtchen, welches den Mann in eine ganz unendliche Leidenschaft stürzte. So steigerten sich die Gefühle der Paare füreinander wechselseitig bis zu einem Punkte, wo Helene in ihrer Seligkeit auf einmal wahrnahm, daß der Gesichtsausdruck der Herren sich allmählich veränderte und unschön, ja nach ihrem Gefühle häßlich ward.

Auf einmal neigte sich der Arzt von der Seite gegen sie und flüsterte ihr etwas ins Ohr, das sie anfangs nicht verstand, dann aber plötzlich in seiner wahren Bedeutung erfaßte. Sie erbleichte und blickte vor sich nieder, während der Arzt weiter flüsterte. Eine neue Schaumweinflasche knallte auf; der Rechtsanwalt schenkte Elsa ein Glas ein. Die erbleichte Helene schielte zur Seite auf ihre Freundin und sah, wie das gute Kind mit geröteten Wangen und leicht geöffneten Lippen die Herrschaft schier über sich selbst verlor; Schrecken und Angst um die Kleine zog in ihre Brust.

Der Arzt flüsterte noch immer, da erhob sich auf einmal Helene mit einer ruhigen und scheinbar ganz freundlichen Geberde, ging zum Kleiderstock und zog ihr Skizzenbuch aus ihrem Mäntelchen, holte Elsas Notizbüchlein, trat zur Freundin hin und legte das Notizbüchlein vor dieser auf den Tisch und sagte nur: „Da, Elsa!“

Dann setzte sie sich wieder neben den Arzt, ohne auf seine Worte zu achten, schob das Speisegerät und Weinglas von sich weg und begann zu zeichnen, indem sie von der Seite hie und da auf den Arzt blickte. Und als hätte eine rettende Ahnung sie ergriffen, sah man auf einmal auch Elsa emsig und ganz plötzlich abgekühlt in ihrem Notizbuche den Stift führen.

Die Herren glaubten erst, die Mädchen hätten irgend einen Scherz vor und blickten in die Skizzenbücher begierig hinein über die Schultern der Zeichnerinnen. Sie wunderten sich, woher diese Kunstreiterinnen oder was sie nun waren, auf einmal zu dem Geschicke kamen, mit dem sie den Stift führten. Der Arzt wiederholte flüsternd noch einmal seine Zumutung. Als er aber keine Antwort erhielt und in das Skizzenbuch schaute, erblickte er darin eine äußerst unschöne Karikatur, die aber seinem Gesicht treffend ähnlich war und einen Ausdruck zeigte, daß er sich vor sich selber schämte.

Er erhob sich plötzlich, ebenso gekränkt wie beschämt, mit Gefühlen, die durch den leichten Weinrausch so unklar als möglich waren, und sagte stammelnd: „Entschuldigen Sie, meine Dame, ich war darauf nicht vorbereitet. Ich glaubte, Sie seien eine Kunstreiterin —"

„Nein," sagte Helene ganz kühl und gelassen, „wir sind zwei bekannte Malerinnen. Wir malen an einem Bilde, welches bespitzte Satyrn und Faune darstellen soll, und da wir uns gewöhnt haben, in allen Männern nur Studienköpfe zu sehen, so hofften wir in Ihnen ein Modell zu finden für unsern Zweck, welches ja nun auch geschehen ist."

Der Rechtsanwalt hatte starr in Elsas Notizbuch geblickt. Bei den letzten Worten Helenens setzte Elsa seinem Bildnisse mit einem kühnen und sichern Schwunge der Hand ein Satyrohr mit langem Eselszipfel an den Kopf und klappte ihr Büchlein zu.

„Wir danken Ihnen, meine Herren, für Ihre Bemühung, uns Modell zu sitzen. Wir gestatten Ihnen, sich zu verabschieden!“

Helene sagte das so bestimmt, so ruhig und sicher, daß beide Männer, von einem natürlichen Gefühl der Achtung und Scham erfaßt, in einer ganz seltsamen Verwirrung und vom Rausche an sich selbst irre geworden, wiederholt nur sagten: „Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, meine Damen — verzeihen Sie unsre Kühnheit — wir konnten ja nicht ahnen —“

Damit suchten sie ihre Hüte, verneigten sich, stießen an der Thür gegeneinander in ihrer Verlegenheit an und verschwanden dann. Sie waren zartfühlend genug, dem Kellner draußen nur das auf sie fallende Teil der Zeche zu bezahlen, und das, was die Damen genossen, auch diesen zur Bezahlung zu überlassen.

„So, die haben wir hinausgemalt!“ sagte Helene mit einem tiefen Atemzuge, als die Herren durch die Thür verschwunden waren. „Die haben wir weggemalt! Und wir Mädchen behaupten hier das Feld!“

„Nie, nie wieder lasse ich mich von Dir verleiten zu solchen schrecklichen Abenteuern!“ rief Elsa aus und machte ihrer Beklemmung durch Thränen Luft.

„Es kommt auf das hinaus, was ich immer sagte!“ meinte Helene mit einer Siegesgewißheit, bei der ihr doch

nicht ganz wohl wurde. „Man muß die Männer als Studienköpfe betrachten, zu etwas anderm sind sie überhaupt nicht gut! Und wenn man alle Mädchen als Malerinnen ausbildete, so würde wahrscheinlich die Frauenfrage überhaupt nicht da sein, und viel Elend und Verführung wäre unmöglich. Meinst Du nicht, Elsa?“

„Ich meine das ganz und gar nicht, Helene!“ versetzte die Kleine unter Schluchzen. „Ich schreibe nie wieder an eine Zeitung um Herrenbekanntschaft, nie wieder!“

* * *

Der Schluß dieser Geschichte ist schnell und mit wenig Worten erzählt. Elsa ist nach einigen Jahren die glückliche Gattin ihres geliebten Fritz, des hoffnungsvollen Dichters, geworden. Wie das zugegangen ist, kann sich der geneigte Leser leicht selber vorstellen.

Helene blieb auch noch mehrere Jahre ledig. Später aber hat sie doch geheiratet und zwar einen Maler. Sie ist eine ganz vortreffliche Gattin und Mutter geworden, will aber ihre beiden Töchterchen auf keinen Fall als Malerinnen ausbilden lassen.

Was sollen wir das alles näher berichten? Erzählt's euch selbst, geneigte Leser und Leserinnen!

Kirchbach, Wolfgang,

Miniaturen Fünf Novellen von Wolfgang Kirchbach. (Inhalt: Das Rätsel. Eine Geschichte. - Meissner Porzellan. Eine Herbstnovellette. - Der Japaner. - Das Armreif. Die thörichten Jungfrauen.)

Stuttgart 1892